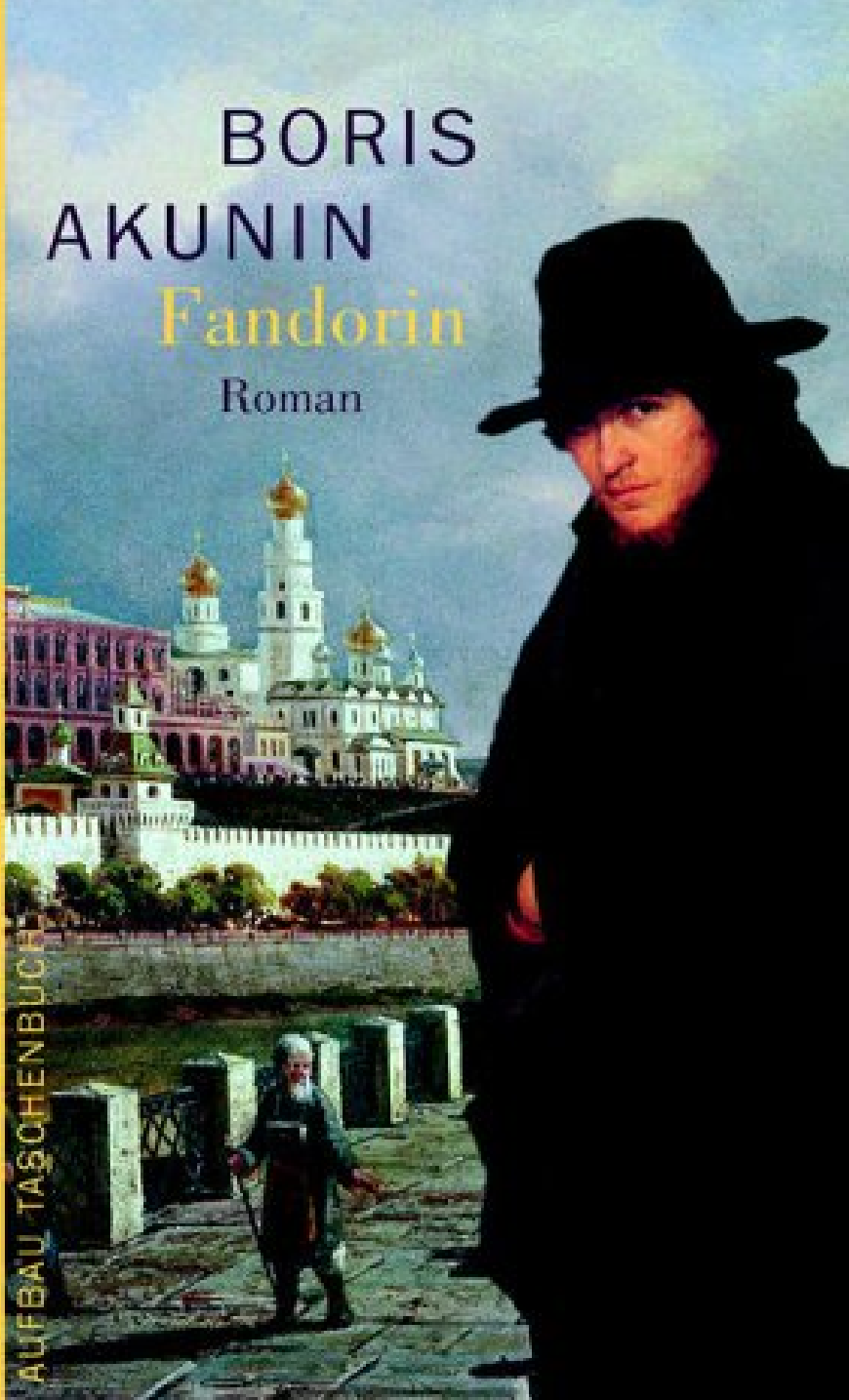


BORIS
AKUNIN
Fandorin

Roman

AUFBAU TASCHENBUCH



AtV

BORIS AKUNIN ist das Pseudonym des Moskauer Philologen, Kritikers, Essayisten und Übersetzers aus dem Japanischen Grigori Tschchartischwili (geb. 1956). 1998 veröffentlichte er seine ersten Kriminalromane, die ihn in kürzester Zeit zu einem der meistgelesenen Autoren in Rußland machten. Heute schreibt er gleichzeitig an drei verschiedenen Serien und genießt in Rußland geradezu legendäre Popularität. »Fandorin« war sein erster großer Erfolg.

»Ich spiele leidenschaftlich gern. Früher habe ich Karten gespielt, dann strategische Computerspiele. Schließlich stellte sich heraus, daß Krimis schreiben noch viel spannender ist als Computerspiele. Meine ersten drei Krimis habe ich zur Entspannung geschrieben ...«

Akunin in einem Interview mit der Zeitschrift Ogonjok

Moskau 1876: Im Alexandergarten erschießt sich ein Student aus unerklärlichem Grund. Ähnliche Fälle häufen sich in letzter Zeit in Moskau und St. Petersburg. Steckt vielleicht doch mehr dahinter als der Lebensüberdruß einer mißratenen Jugend? Denn seltsamerweise hinterlassen viele der Toten große Vermögen. Erast Fandorin, selbst jung, aus gutem Hause und noch ganz neu in der Schreibstube der Moskauer Polizei, vermutet, daß sich hinter all dem ein finsternes Geheimnis verbirgt. Und als er bei ersten Ermittlungen vor einer Kaschemme beinahe erstochen wird, ist er fest davon überzeugt. Sein neuer Chef setzt viel Vertrauen in den ebenso klugen wie charmanten Fandorin und schickt ihn nach Paris und London auf die Suche nach einer wunderschönen, aber offenbar eiskalten Frau, die irgendwie in die Sache verwickelt zu sein scheint. Nie hätte Fandorin geahnt, welche Gefahren für Leib und Leben er auf dieser Reise zu bestehen hat. Man verrät ihn, verfolgt ihn, versucht ihn zu ermorden. Doch wer ist es, der seine Nachforschungen behindert und ihm nach dem Leben trachtet?

Boris Akunin
Fandorin

Roman

*Aus dem Russischen
von Andreas Tretner*

Aufbau Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe unter dem Titel
Азазель
erschien 1998 bei Sacharow-AST, Moskau.

ISBN 3-7466-1760-X

1. Auflage 2001

© Aufbau Taschenbuch Verlag GmbH, Berlin 2001

© B. Akunin 1998

Einbandgestaltung Torsten Lemme,

Collage unter Verwendung des Gemäldes »Der Student«, 1881, von Nikolai
Alexandrowitsch Jaroschenko und einem Motiv von AKG Berlin

Druck Elsnerdruck GmbH, Berlin

Printed in Germany

www.aufbau-taschenbuch.de

ERSTES KAPITEL,
in welchem von einer zynischen Eskapade die Rede ist

Am Montag, dem 13. Mai 1876, in der dritten Nachmittagsstunde eines sommerlich warmen Frühlingstages, kam es im Alexandergarten unter den Augen zahlreicher Zeugen zu einem unerhörten, gegen alle Regeln verstoßenden Vorfall.

Viel vornehmes Publikum erging sich um diese Zeit auf den Parkwegen, unter blühendem Flieder, zwischen Beeten mit leuchtend roten Tulpen: Damen mit Sonnenschirmchen aus Spitze (vorbeugend gegen Sommersprossen), Gouvernanten mit Knaben in Matrosenanzügen und gelangweilt dreinblickendes junges Volk in modischen Cheviotröcken oder Sakkos englischer Fassung. Nichts, was bevorstehende Unannehmlichkeiten hätte ahnen lassen, im Gegenteil: Faule Zufriedenheit und froher Müßiggang lagen in der von prallen Frühlingsdüften geschwängerten Luft. Die Sonne brannte ordentlich, alle im Schatten befindlichen Bänke waren belegt.

Auf einer von ihnen, unweit der künstlichen Grotte gelegen und jenem Außenzaun zugewandt, hinter dem die Neglinnaja-Straße begann und die gelbe Mauer der Manege sich abhob, hatten zwei Damen Platz genommen. Die eine, sehr jung noch (wohl besser Fräulein als Dame zu nennen), las in einem Buch mit saffianledernem Einband und schaute nur hin und wieder gedankenverloren in die Runde. Die zweite, weitaus älter, in gediegenem dunkelblauem Baumwollkleid und praktischen halbhohen Schnürschuhen, strickte konzentriert, die Nadeln gemessen handhabend,

an einem giftrosa Etwas – nicht ohne den Kopf beständig nach rechts und nach links zu drehen, so daß ihren flinken Augen wohl nichts entging, was nur irgendwie Beachtung verdiente.

Kein Wunder also, daß ihr der junge Mann in den engen, karierten Hosen, dem lässig über der weißen Weste aufgeknöpften Rock und dem breitkrempigen Schweizer Hut gleich ins Auge gesprungen war. Allzu auffällig die Art, wie er den Parkweg entlangging: immer aufs neue stehenbleibend und wie nach jemandem Ausschau haltend, dann wieder anfallartig ein paar Schritte vorwärtspreschend, um erneut in Reglosigkeit zu verharren. Unversehens nun richtete dieses derangierte Subjekt den Blick auf unsere Damen – und als wäre im selben Moment ein Entschluß gefallen, kam es mit ausholenden Schritten auf sie zu. Vor der Bank blieb das Subjekt stehen und rief, dem Fräulein zugewandt, in närrischem Falsett: »Verehrteste! Hat Ihnen schon jemand gesagt, daß Ihre Schönheit unerträglich ist?«

Das Fräulein, in der Tat ein bezaubernd schönes Wesen, starrte den Frechling an, der schmale, erdbeerrote Mund stand ihr vor Schreck ein wenig offen. Selbst ihre reifere Begleiterin war verdutzt ob dieser unerhörten Taktlosigkeit.

»Ein Blick hat genügt, ich bin wie vom Blitz getroffen!« fustelte der fremde junge Mann, der durchaus nicht unansehnlich war: das Haar an den Seiten modisch gestutzt, blasse, hohe Stirn, braune Augen, blitzend vor Erregung. »Erlauben Sie, daß ich auf Ihr unschuldiges Haupt einen noch unschuldigeren Kuß pflanze, einen Bruderkuß nur!«

»Mein Herr, Sie sind ja völlig betrunken!« protestierte die Dame mit dem Strickzeug, deren deutscher Akzent hiermit zum Vorschein kam.

»Betrunken vor Liebe, nichts sonst!« versicherte der Frechling und fuhr mit derselben unnatürlichen, irgendwie blökenden Stimme das Fräulein zu bedrängen fort: »Nur einen einzigen Kuß – sonst lege ich auf der Stelle Hand an mich!«

Das Fräulein saß da, steif gegen die Banklehne gepreßt, und drehte das Lärchen der Beschützerin zu, die wiederum, der heiklen Situation zum Trotz, Geistesgegenwart bewies.

»Machen Sie unverzüglich, daß Sie wegkommen! Sie sind übergesnappt!« schrie sie und reckte ihr Strickzeug, aus dem die Nadeln martialisch hervorragten, gegen den Fremden. »Ich rufe den Parkwächter!«

Und nun geschah etwas gänzlich Unfaßbares.

»Aha! Man weist mich also ab!« heulte der junge Mann mit gespielter Verzweiflung, legte den Arm theatralisch vor die Augen und zog aus der Innentasche seines Rockes blitzschnell einen kleinen, schwarzglänzenden Revolver. »Wie kann es sich da noch zu leben lohnen? Ein Wort von Ihnen, und ich *werde* leben! Ein Wort von Ihnen, und ich falle tot um!« ging er das Fräulein flehend an, das, selbst mehr tot als lebendig, auf der Bank saß. »Sie schweigen? Dann leben Sie wohl!«

Natürlich erregte der mit der Waffe herumfuchtelnde Herr inzwischen Aufsehen. Mehrere Personen, die gerade in der Nähe waren – eine beliebte Dame mit Fächer in der Hand, ein gravitätischer Herr mit Annenkreuz um den Hals, zwei Pensionatsschülerinnen in gleichen braunen Kleidchen und Pelerinen –, standen wie angewurzelt, und selbst draußen vor dem Zaun, auf dem Trottoir, war ein Student aufmerksam geworden. Mit einem Wort, man durfte erwarten, daß der skandalösen Szene in kürzester Zeit ein Ende bereitet würde.

Das Weitere geschah so schnell, daß niemand einzuschreiten vermochte.

»Nun denn!« brüllte der betrunkene (oder auch übergeschnappte) junge Mann, streckte die Hand mit dem Revolver merkwürdig hoch über den Kopf und ließ die Trommel kreisen, dann setzte er sich die Mündung an die Schläfe.

»Sie Clown! Sie Hanswurst!« zischte die tapfere Deutsche.

Das Gesicht des jungen Mannes, ohnehin blaß, wurde aschfahl bis grünlich, er biß sich auf die Unterlippe und kniff die Augen zusammen. Das Fräulein schloß sicherheitshalber die ihren.

Recht getan! Ein grauenhafter Anblick blieb ihr mithin erspart. In dem Moment, da der Schuß fiel, wurde der Kopf des Selbstmörders jäh zur Seite gerissen, und aus dem Einschußloch knapp oberhalb des linken Ohrs spritzte eine dünne weißlich-rote Fontäne.

Was folgte, ist mit Worten kaum zu beschreiben. Zunächst ließ die Deutsche einen empörten Blick schweifen, als wollte sie sich der Zeugenschaft aller Umstehenden in dieser unsäglich-lichen Szene versichern, und fing sodann durchdringend zu kreischen an, womit sie dem schon einige Sekunden währenden Quietschen der Schülerinnen und der beleibten Dame eine neue Stimmlage hinzufügte. Das Fräulein hing besinnungslos auf der Bank – ehe sie in Ohnmacht gefallen war, hatte sie es immerhin noch fertiggebracht, für einen Augenblick die Augen zu öffnen. Von allen Seiten kamen Leute gerannt, wohingegen der Student hinter dem Zaun, eine empfindsame Natur, sich beeilte, die Straße zu überqueren und in Richtung Mochowaja davonzukommen.

Xaveri Feofilaktowitsch Gruschin, leitender Ermittlungsbeamter des Kriminalamts beim Moskauer Oberpolizeiprä-

sidenten, atmete geräuschvoll auf, als er den Rapport über wichtige Verbrechensfälle vom Vortag nach links auf den Stapel »Inspiziert« ablegte. In keinem der vierundzwanzig Polizeireviere dieser sechshunderttausend Seelen zählenden Stadt war im Laufe des dreizehnten Mai etwas vorgefallen, was die Einschaltung der obersten kriminalpolizeilichen Behörde erfordert hätte. Ein Totschlag infolge Rauferei zwischen betrunkenen Fabrikarbeitern (der betreffende Delinquent war noch am Tatort festgenommen worden), zwei Raubüberfälle auf Fuhrleute (damit sollten die Reviere gefälligst selbst zu Rande kommen) und das Verschwinden von siebentausendachthundertdreißig Rubeln, siebenundvierzig Kopeken aus der Kasse der Russisch-Asiatischen Bank (eindeutig ein Fall für Anton Semjonowitsch, Abteilung Kommerzialdelikte) – alles nicht der Rede wert. Gottlob verschonte man die Behörde inzwischen weitgehend mit Taschendiebstählen, erhängten Stubenmädchen und ausgesetzten Wickelkindern – dafür gab es neuerdings den »Polizeilichen Sammelrapport über besondere städtische Vorkommnisse«, der allnachmittäglich von den Revieren abgefordert wurde.

Xaveri Gruschin gähnte herzhaft und sah über sein Pincenez hinweg auf seinen Schriftführer, den Beamten im vierzehnten Rang Erast Petrowitsch Fandorin, der den fälligen Wochenbericht an den Herrn Oberpolizeipräsidenten nunmehr zum dritten Mal abschrieb. Macht nichts, dachte Gruschin, soll er sich von der Pike auf an die nötige Akkurateesse gewöhnen, später einmal wird er es uns danken. Fehlte noch, daß der nach der neuesten Mode verfuhr und dem Herrn Vorgesetzten etwas mit der Stahlfeder hinkleckste. Nein, mein Lieber, so viel Zeit muß sein: hübsch ordentlich, bis in die letzten Kringel und Schnörkel hinein, mit

der Gänsefeder geschrieben, in alter, ziemlicher Manier. Seine Exzellenz waren noch unter Zar Nikolaus I. groß geworden und hielten etwas von amtlicher Ordnung und Disziplin.

Xaveri Gruschin wünschte seinem Neubestallten jungen Schriftführer gewiß nichts Böses, im Gegenteil, er empfand ein väterliches Mitgefühl. Denn das mußte man sagen: Das Schicksal war bislang recht hart mit ihm umgesprungen. Mit neunzehn war er Vollwaise geworden – die Mutter kannte er ohnehin nicht, und kürzlich hatte nun der Vater, ein Brausekopf, das Zeitliche gesegnet, nachdem sein Vermögen in windigen Projekten aufgegangen war: Im Eisenbahnfieber war er zu schnellem Reichtum gekommen, im Bankenfieber wurde er ihn wieder los. Nicht wenige ehrbare Leute waren vor Jahresfrist, als eine kommerzielle Bank nach der anderen pleite ging und die sichersten Anlagen über Nacht Makulatur wurden, an den Bettelstab geraten. So hatte auch Oberleutnant a.D. Fandorin, als ihn ein Herzschlag dahinraffte, seinem Sohn nichts außer ungedeckten Wechseln hinterlassen. Der Junge hätte das Gymnasium beenden und an die Universität gehen sollen, statt dessen war er nun aus der Obhut des Vaterhauses auf die Straße geschleudert worden, wo er sich sein kärgliches Brot selbst verdienen mußte. Xaveri Gruschin grunzte mitfühlend. Die Prüfung zum Kollegienregistrator hatte der wohlerzogene Junge aus gutem Hause mit Bravour abgelegt – aber warum zum Teufel war er nicht wenigstens beim Statistischen Amt untergekrochen oder beim Gericht? Was hatte er bei der Polizei zu suchen? Romantische Hirnspinnste spukten ihm im Kopf herum: Er hoffte hier wohl irgendwelche mysteriösen Ca... Cadoudals zu jagen. Nein, mein Lieber (Gruschin schüttelte mißbilligend den Kopf), Cadoudals pflegen bei uns nicht vorzukommen, hier wetzt

man sich den Hosenboden ab und nimmt zu Protokoll, wie Bürger Schmerbauch im Suff mit der Axt auf seine Angetraute und die drei kleinen Kinder losgegangen ist.

Die dritte Woche erst tat der junge Herr Fandorin bei der Kriminalpolizei Dienst, doch Xaveri Gruschin, selbst langjähriger Ermittler und mit allen Wassern gewaschen, war sich bereits sicher, daß der Junge zu nicht viel nütze sein würde. Allzu dünnhäutig, allzu gute Kinderstube. Einmal, gleich in der ersten Woche, hatte Gruschin ihn zum Tatort mitgenommen (der Frau des Kaufmanns Krupnow war die Kehle durchgeschnitten worden); kaum war Fandorin der Leiche ansichtig geworden, als er, grün im Gesicht, immer schön an der Wand entlang ins Freie flüchtete. Es war zugegebenermaßen kein appetitlicher Anblick gewesen: der Hals aufgeschlitzt von Ohr zu Ohr, die Zunge heraushängend, die Augen aus den Höhlen gequollen, und natürlich Blut, ein Meer von Blut. Jedenfalls hatte Gruschin das Verhör vornehmen und auch noch das Protokoll aufsetzen müssen. Der Fall war im übrigen nicht kompliziert gewesen. Der Hausmeister Kusykin hatte einen so fahrigen Blick gehabt, daß Gruschin ihn gleich beim Schlafittchen packen und in Arrest nehmen ließ. Da saß dieser Kusykin nun schon zwei Wochen, bestritt alles, aber das half ihm nichts, er würde schon noch gestehen, ein anderer kam nicht in Frage, dafür hatte der Ermittlungsbeamte Gruschin in dreißig Jahren Dienst einen sicheren Riecher entwickelt. Und was Fandorin anging, so zeigte der sich immerhin für den Bürodienst tauglich: Er war anständig und gescheit, schrieb fehlerlos, konnte fremde Sprachen und verfügte nicht zuletzt über gute Umgangsformen – anders als Trofimow, diese Schnapsnase, der vergangenen Monat als Sekretär entlassen und für niedere Hilfsdienste an das Revier im Stadtteil Chitrowka versetzt

worden war. Sollte er sich dort weiter um den Verstand saufen und seinen Vorgesetzten frech kommen.

Ungehalten trommelte Gruschin auf den mit langweiligem fiskalischem Leintuch bezogenen Tisch, holte die Taschenuhr aus der Westentasche (oh, noch so lange bis zur Mittagspause!) und nahm sich entschlossen die jüngste Ausgabe der »Moskauer Neuesten Nachrichten« vor.

»Mal sehen, womit sie uns heute wieder verblüffen«, murmelte er – und der junge Schriftführer legte bereitwillig die verhaßte Gänsefeder beiseite, da er wußte, daß sein Chef ihm nun gleich die Überschriften der Artikel und noch so dies und jenes vortragen würde, mit Kommentaren versehen, wie es seine Gewohnheit war.

»Nun schauen Sie sich das an, Erast, auf der ersten Seite, an prominentester Stelle!

*Neues aus Amerika: Das Korsett
LORD BYRON
aus festem Fischbein –
für Männer, die schlank sein wollen.
Schmale Taille, breite Schultern!*

... und Hauptsache, große Buchstaben. Dagegen hier unten, ganz klein gedruckt:

Der Zar reist nach Bad Ems

Natürlich – wen geht dieser Zar was an, im Unterschied zum Lord-Byron-Korsett!«

Das Brummeln des guten Xaveri Gruschin rief beim Schriftführer eine verblüffende Reaktion hervor. Er schien bestürzt, eine flammende Röte stieg ihm in die Wangen, die langen Mädchenwimpern zuckten schuldbewußt. Da von den Wimpern einmal die Rede ist, wäre dies der geeignete Moment,

Erast Fandorins Äußeres etwas eingehender zu beschreiben – zumal ihm in den erstaunlichen und erschrecklichen Ereignissen, die nicht lange auf sich warten lassen werden, eine maßgebliche Rolle zu spielen beschieden ist. Es handelte sich um einen liebreizenden jungen Mann mit schwarzem Haar (auf das er insgeheim stolz war) und blauen Augen (ach, wären sie doch auch schwarz gewesen!), recht hochgewachsen, mit blassem Teint und einer ebenso ungeliebten wie leider unausrottbaren Neigung zur Rotbäckigkeit. Der Grund aber, weshalb der Kollegienregistrator sich so höflich verlegen zeigte, sei hier gleich mit verraten: Erst vorgestern hatte er ein Drittel seines ersten Monatssalärs für das besagte, in den höchsten Tönen gepriesene orthopädische Hilfsmittel verausgabt; den zweiten Tag lief er im Lord-Byron-Korsett umher, litt der Schönheit zuliebe ordentliche Qualen und verdächtigte nun seinen Vorgesetzten Xaveri Gruschin (allerdings vollkommen zu Unrecht), er könnte, scharfsinnig, wie er war, bereits erkannt haben, woher Fandorins reckenhafte Haltung kam, und beliebte sich darüber lustig zu machen. Derweil hatte der Kriminalbeamte weiter vorgelesen:

»Grausamkeiten türkischer Baschi-Bosuks in Bulgarien

Na, das ist nun nichts vor dem Mittagessen ...

Explosion auf der Ligowka

Wie unser Petersburger Korrespondent berichtet, ereignete sich gestern morgen um 6.30 Uhr auf der Snamenskaja im Mietshaus des Herrn Kommerzienrat Wartanow eine Explosion, infolge derer eine Wohnung im 4. Stock zur Gänze demoliert wurde. Die am Ort eintreffende Polizei fand den bis zur Unkenntlichkeit entstellten Leichnam eines jungen Mannes vor, bei dem es sich mutmaßlich um den Wohnungsmieter,

Privatdozent P, handelt. Den ersten Anzeichen nach unterhielt P in der Wohnung eine Art chemisches Geheimlaboratorium. Der mit der Leitung der Ermittlungen beauftragte Staatsrat Brilling äußerte bereits die Vermutung, daß hier im Auftrag einer terroristisch-nihilistischen Organisation Zeitbomben (sog. Höllenmaschinen) fabriziert wurden. Die Ermittlungen sind noch nicht abgeschlossen.

So, so. Dank dem Allmächtigen, daß wir hier nicht in Petersburg sind.«

In diesem Punkt schien der junge Fandorin, dem plötzlichen Glanz in seinen Augen nach zu urteilen, durchaus anderer Meinung zu sein. Sein ganzer Gesichtsausdruck sprach Bände: In der Hauptstadt hatten sie wenigstens ordentlich zu tun – Bombenlegern auf die Spur zu kommen war doch etwas anderes als zehnmal dieselben Dokumente abzuschreiben, in denen noch dazu nichts Wesentliches stand.

»Nun ja«, sagte Xaveri Gruschin und raschelte mit den Zeitungsseiten, »mal sehen, was wir auf der Regionalseite haben!«

Erstes Moskauer Asternat

Die prominente englische Baronin Aster, dank deren Wohltätigkeit bereits in verschiedenen Ländern mustergültige Heime für Waisenjungen, so genannte Asternate, entstanden, erklärte auf Anfrage unseres Korrespondenten, daß nun auch in der Stadt mit den goldenen Kuppeln eine erste derartige Einrichtung im Aufbau begriffen sei. Lady Aster, die seit vorigem Jahr in Rußland initiativ ist und zunächst ein Asternat in Petersburg gründete, wird somit auch die Moskauer Waisen beglücken ...

Hm, hm ...

... erweisen die Moskauer ihre große Dankbarkeit ... wagen wir zu fragen: Wo sind Sie, unsere Owens und Asters? ...

Na gut, Gott hab' die Waisenkinder selig. Und was gibt es hier?

Zynische Eskapade

Aha. Interessant.

Gestern ereignete sich im Alexandergarten ein bedauerlicher Vorfall, der vom herrschenden Zynismus unter der heutigen Jugend Zeugnis ablegt. Vor den Augen der Spaziergänger erschoss sich der Student der Moskauer Universität N. properer Alleinerbe eines Millionenvermögens, im blühenden Alter von 23 Jahren.

Oho!

Vor Ausführung der sinnlosen Tat soll N. wie Augenzeugen berichten, seinem Hochmut öffentlich freien Lauf gelassen und mit dem Revolver herumgefuchelt haben. Anfänglich hielt man sein Benehmen für den Unernst eines Betrunkenen, doch N. scherzte nicht, schoß sich in den Kopf und war auf der Stelle tot. In der Tasche des Selbstmörders fand sich eine empörend gotteslästerliche Notiz, aus welcher hervorgeht, daß N.s Tat weder in plötzlicher Aufwallung noch infolge eines Deliriums tremens geschah. So ist man nun also vor der neumodischen Epidemie sinnloser Selbstmorde, wie sie bislang vor allem Petersburg geißelte, auch in den Mauern Moskaus nicht mehr sicher. Was für Zeiten, was für Sitten! möchte man ausrufen. Welch Ausmaß an Unglauben und Nihilismus unter der goldenen Jugend, da sie noch den eigenen Tod zur Buffonade inszeniert! Wie kann man von ihnen, unsere Brutussen, die so wenig vom eigenen Leben halten, erwarten, daß ihnen das Leben

anderer, anständiger Leute einen Heller wert ist? Hierauf passen im übrigen die Worte unseres verehrten Fjodor Michailowitsch Dostojewski in der gerade erschienenen Mainummer seines »Tagebuch eines Schriftstellers«, wo es heißt: »Ihr Lieben, Guten, Braven (doch, doch, das seid Ihr!), wohin wollt Ihr, was zieht es Euch in dieses Grab ohne Licht und ohne Luft? Seht, am Himmel strahlt die Frühlingssonne, die Knospen platzen an den Bäumen, Ihr aber seid des Lebens müd, das Ihr noch gar nicht gelebt.«

Xaveri Gruschin schniefte gerührt und warf dann einen prüfenden Blick auf seinen jungen Gehilfen – der hatte die Anwandlung hoffentlich nicht bemerkt! –, um gleich darauf deutlich nüchterner fortzufahren: »Na und so weiter, und so weiter. Mit den Zeiten hat das übrigens gar nichts zu tun. Als ob daran etwas Verwunderliches wäre! Wenn's dem Esel zu wohl wird, geht er aufs Eis, sagt man von solchen seit alters her. Ein Millionenerbe! Wer das wohl sein mag? Und die Herren Reviervorsteher, diese Schelmen, schreiben jeden Kinkerlitz in ihre Rapporte, nur das hier nicht. Da dürfen wir nun wieder auf die Sammelberichte warten! Obwohl, na ja, eigentlich wird's an dem Fall nichts zu deuteln geben: Selbstmord vor Zeugen ... Man wüßte trotzdem gern Genaueres. Alexandergarten, das ist Stadtmitte, zwotes Revier. Wissen Sie was, Erast Petrowitsch, seien Sie doch so nett und laufen Sie schnell mal zu denen rüber in die Mochowaja. Schützen Sie eine allgemeine Inspektion vor oder so etwas. Bringen Sie in Erfahrung, wer dieser N. war. Und vor allem, mein Lieber, kopieren Sie den Abschiedsbrief, damit ich ihn meiner Jewdokija zum Abendbrot zeigen kann, sie mag derlei Herzensergüsse. Und bitte nicht säumen, seien Sie rasch zurück!«

Die letzten Worte waren schon in den Rücken des Kollegienregistrators gesprochen, der es so eilig hatte, seinen trostlosen wachstuchbespannten Schreibtisch zu verlassen, daß er um ein Haar die Dienstmütze vergessen hätte.

Auf besagtem Revier wurde der junge Kriminalbeamte sogleich zum Vorsteher geführt. Der jedoch, als er sah, daß keine Person von Rang erschienen war, sparte sich jegliches Palaver und rief seinen Gehilfen.

»Bitte Iwan Prokofjewitsch zu folgen!« sagte er liebenswürdig zu dem Besucher (der, obzwar ein Grünschnabel, immerhin von der vorgesetzten Behörde kam). »Er wird Ihnen alles Nötige vorweisen und darlegen. Ist gestern extra noch in der Wohnung des Toten gewesen. Und Xaveri Feofilaktowitsch, bitteschön, meine ergebensten!«

Fandorin wurde an einem hohen Schreibpult plaziert und alsbald mit einem dicken Aktenordner versorgt.

ERMITTLUNGSAKTE

betr. Selbsttötung des Ehrenbürgers von Geburt

Pjotr Alexandrowitsch KOKORIN,

23 Jahre, Student der Juristischen Fakultät der Moskauer

Kaiserlichen Universität.

Eröffnet am 13. Mai 1876. Geschlossen am 18...

Fandorin knüpfte mit vor Spannung zitternden Fingern die Schnüre des Ordners auf.

»Alexander Artamonowitsch Kokorins Einziger!« erläuterte Iwan Prokofjewitsch, ein schlaksiger, eifernder Adlatus mit knittrigem Gesicht. »Der Alte war steinreich. Fabrikant. Ist vor drei Jahren verschieden. Und hat alles dem Sohn vermacht. Ein sorgloses Leben hätte das Studentlein führen können. Was fehlt solchen denn noch?«

Fandorin nickte, weil er nicht wußte, was er darauf erwidern sollte, und vertiefte sich in die Lektüre der Zeugenaussagen. Es gab ein gutes Dutzend Protokolle, das umfangreichste enthielt die Aussagen eines Fräulein Elisabeth (17), Tochter des Wirklichen Geheimrats Ewert-Kolokolzew, und ihrer Gouvernante Emma Pfuhl (48), mit denen der Selbstmörder unmittelbar vor dem Schuß einen Wortwechsel hatte. Im übrigen erfuhr Fandorin aus den Protokollen nur, was der Leser schon weiß – sämtliche Zeugen sagten mehr oder weniger dasselbe aus, wobei ihre Intuition augenscheinlich verschieden ausgeprägt war: Die einen behaupteten, der Anblick des jungen Mannes habe in ihnen sofort eine böse Ahnung wachgerufen (»Wie ich in seine wahnsinnigen Augen blickte, da wurde mir das Herz kalt«, äußerte Frau Titularrätin Chochrjakowa, die im weiteren jedoch angab, den jungen Mann nur von hinten gesehen zu haben); andere Zeugen wiederum sprachen von einem Blitz aus heiterem Himmel.

Zuunterst im Ordner lag ein zerknitterter hellblauer Zettel mit Monogramm. Sofort saugten sich Fandorins Augen an den unregelmäßigen (augenscheinlich in großer Erregung niedergeschriebenen) Zeilen fest.

An die Nachwelt!

Wenn Ihr diesen Brief lest, heißt das, ich habe Euch schon verlassen und das Geheimnis des Todes erfahren, welches mit sieben Siegeln vor Euch verschlossen ist. Ich bin frei, während Ihr weiterleben und Euch mit Ängsten plagen müßt. Doch wette ich, daß dort, wo ich nun bin und von wo, wie sich ein dänischer Prinz auszudrücken beliebte, kein Wanderer wiederkehrt, in Wirklichkeit gar nichts ist. Wer anderer Meinung ist, der möge es prüfen und mir nachfolgen. Im übrigen habe ich mit

Euch allen nicht das geringste am Hut und schreibe diesen Brief nur, damit Ihr nicht etwa auf den Gedanken verfallt, ich könnte irgendeiner rührseligen Lappalie wegen Hand an mich gelegt haben. Eure Welt kotzt mich an, das ist fürwahr Grund genug. Und daß ich keiner von den miesen Schurken bin, darüber legt eine lederne Mappe Zeugnis ab.

Pjotr Kokorin

Klingt nicht nach großer Erregung!, war Fandorins erster Gedanke.

»Wie meint er das mit der ledernen Mappe?« fragte er.

Iwan Prokofjewitsch zuckte die Schultern.

»Da war keine. Bedenken Sie, der Mann war völlig außer sich. Vielleicht hat er irgendwas vorgehabt und sich später anders überlegt oder einfach vergessen. Sieht so aus, als war der junge Herr nicht bei Trost gewesen. Bestimmt haben Sie gelesen, daß er noch die Trommel hat rotieren lassen? Es steckte, nebenbei gesagt, nur eine Patrone darin, eine von sechs möglichen. Wenn Sie mich fragen, wollte er sich überhaupt nicht erschießen, sondern nur ein bißchen Nervenkitzel – den Herzschlag des Lebens fühlen, wie man so sagt. Damit das Essen hinterher besser schmeckt und der Wein süßer.«

»Tatsächlich, nur eine Patrone? Da hat der Arme ja wirklich Pech gehabt!« sagte Fandorin voller Mitgefühl mit dem Toten, wobei ihm die Ledermappe keine Ruhe ließ.

»Wo wohnt er denn? Ich meine, wo hat er ...«

»Achtzimmerwohnung in einem neuen Haus an der Ostoshenka, hochvornehm.« Bereitwillig gab Iwan Prokofjewitsch seine Eindrücke preis. »Der Vater hat ihm ein Haus im noblen Samoskworetschje-Viertel hinterlassen, ein vollständiges Anwesen samt Gesinde, aber dort, unter Kaufleuten, hat er nicht wohnen wollen.«

»Und in der Wohnung hat sich keine Ledermappe ange-
funden?«

Der Gehilfe tat erstaunt. »Hätten wir Ihrer Meinung nach eine Haussuchung veranstalten sollen? Ich sage Ihnen, das ist eine Wohnung, wo man die Polizeidiener nicht gern herumspazieren läßt, sie könnten leicht schwach werden. Und wozu soll's gut sein? Jegor Nikiforitsch, der Kriminalkommissar aus der Bezirksprokuratur, hat dem Kammerdiener von dem Toten eine Viertelstunde gegeben, seine Sieben-
sachen zusammenzupacken, und zwar unter Aufsicht des Wachtmeisters, damit er nichts einsteckt, was seinem Herrn gehört hat – danach mußte ich die Tür versiegeln. Bis die Erben verkündet sind.«

»Und wer sind die?« interessierte sich Fandorin.

»Das ist der Haken. Der Kammerdiener meint, Kokorin habe keine Geschwister. Nur irgendwelche Großcousins, die er nie über die Schwelle gelassen hat ... Fragt sich also, wem solch hübsche Sümmchen zufallen sollen.« Iwan Prokofjewitsch seufzte neidvoll. »Das wagt man sich kaum vorzustellen ... Na, soll nicht unsere Sorge sein. Der Advokat oder die Testamentsvollstrecker werden es demnächst verkünden. Der Mann ist ja noch keine vierundzwanzig Stunden tot, und die Leiche liegt bei uns auf Eis. Vielleicht, daß Jegor Nikiforitsch den Fall morgen abschließt, vorher kommt die Sache nicht in Gang.«

»Trotzdem komisch«, bemerkte der junge Schriftführer mit gerunzelter Stirn. »Wenn einer in der Stunde seines Todes ausdrücklich eine bestimmte Mappe erwähnt, dann muß das seinen Sinn haben. Und das mit den ›miesen Schurken‹ ist auch nicht zu begreifen. Wenn in der Mappe nun etwas Wichtiges drinsteckt? Tun Sie, was Ihnen beliebt, doch ich an Ihrer Stelle würde in der Wohnung unbedingt noch mal

nachschauen. Mir scheint, der Brief ist nur um der Erwähnung dieser Mappe willen geschrieben worden. Da steckt ein Geheimnis dahinter, das könnte ich schwören.«

Fandorin errötete – ob »Geheimnis« womöglich nach Dummejungenphantasie klang? –, doch Iwan Prokofjewitsch schien nichts Komisches daran zu finden.

»Stimmt, wenigstens im Arbeitszimmer hätte man die Papiere sichten sollen«, gab er zu. »Jegor Nikiforitsch hat es eben immer ein bißchen eilig. Er hat eine achtköpfige Familie zu versorgen, da schaut er drauf, daß er schnell nach Hause kommt. Ein alter Mann, noch ein Jahr bis zur Pension, was will man da verlangen ... Aber vielleicht haben Sie ja Lust hinzufahren, Herr Fandorin? Wir könnten gemeinsam nachschauen. Ich hänge hinterher ein neues Siegel an, kein Problem. Jegor Nikiforitsch wird darüber hinwegsehen. Der ist froh, daß man ihn nicht noch mal behelligt. Ich sage ihm, da war noch eine Anfrage vom Kriminalamt, wäre das recht?«

Fandorin vermutete, daß der dürre Reviergehilfe nur darauf aus war, die »hochvornehme« Wohnung ein weiteres Mal in Augenschein zu nehmen, und mit dem »Anhängen« eines neuen Siegels schien es auch nicht getan – doch die Versuchung war groß. Die Sache roch gar zu sehr nach Geheimnis.

Die Wohnungseinrichtung des seligen Pjotr Kokorin (Belstage eines vornehmen Geschäftshauses nahe des Pretschenskije-Tors) vermochte Fandorin nicht sonderlich zu beeindrucken – zu jenen schnell dahingegangenen Zeiten, da das Säckel seines Herrn Papa gut gefüllt war, hatte er in kaum weniger prunkvollen Gemächern gehaust. Darum hielt sich der Kollegienregistrator nicht lange in dem Marmorfoyer auf, wo allein der venezianische Spiegel gute zwei Meter hoch

und der Stuck an der Decke vergoldet war, sondern lief stracks bis ins Wohnzimmer: auch dieses geräumig, sechs Fenster breit, im ultramodernen russischen Stil – bemalte Truhen, Eichenschnitzwerk an den Wänden und ein stattlicher Kachelofen.

»Bonfortionös hat man gewohnt, wie gesagt!« tat Fandorins Begleiter im Flüsterton kund und hauchte ihm einen Seufzer in den Nacken.

Fandorin wiederum glich jetzt einem einjährigen Setter, der, zum ersten Mal in den Wald gelassen, das Wild so heftig in den Wind bekommt, daß er außer Rand und Band gerät. Den Kopf in einem fort hin- und herdrehend, kombinierte er: »Dort die Tür – das ist das Arbeitszimmer?«

»Sehr richtig.«

»Gehen wir nach da!«

Die lederne Mappe zu finden war ein leichtes – sie lag auf dem massiven Schreibtisch, genau zwischen der malachitene Tintenfaßgarnitur und dem muschelförmigen, perlmuttbesetzten Aschenbecher. Doch bevor Fandorins ungeduldige Hände das knarrende braune Leder berührt hatten, fiel sein Blick auf eine Porträtphotographie, die im silbernen Rahmen an sichtbarster Stelle auf dem Schreibtisch stand. Das Gesicht auf der Photographie war so ausdrucksvoll, daß Fandorin erst einmal die Mappe vergaß. Eine Kleopatra schaute ihn an: halb abgewandt, mit üppigem Haar, großen mattschwarzen Augen, stolz gebogenem Schwanenhals und launischer Mundpartie, die eine Spur Erbarmungslosigkeit hervorzukehren schien. Am meisten aber faszinierte den Kollegienregistrator der Ausdruck herrischer Gelassenheit und Selbstsicherheit auf diesem Mädchengesicht. (Aus irgendeinem Grunde wollte Fandorin unbedingt, daß es ein Mädchen war, keine Dame.)

»Ist die aber hübsch!« meinte Iwan Prokofjewitsch, der schon wieder neben ihm stand, und pfiß anerkennend durch die Zähne. »Wer ist sie denn? Wenn Sie erlauben ...«

Ohne das geringste Zögern beging er den Frevel, das zauberhafte Antlitz aus dem Rahmen zu ziehen und auf die Rückseite zu schauen. Mit schräger, schwungvoller Schrift stand dort geschrieben:

Für Pjotr K.

Und Petrus ging hinaus und weinte bitterlich.

Verliebter, leugne Deine Liebe nicht!

A.B.

»Sie sieht in ihm den Apostel Petrus und sich selber anscheinend als Jesus! Was die sich einbildet!« fauchte des Reviervorstehers Gehilfe. »Er wird doch nicht am Ende dieses Luders wegen Hand an sich gelegt haben, was? Ach, da haben wir ja auch das Mäppchen. Hat sich der Weg doch gelohnt.«

Iwan Prokofjewitsch klappte den Lederdeckel auf und zog ein einzelnes Blatt des hellblauen Papiers hervor, das Fandorin bereits kannte – es war am unteren Rand mit einem notariellen Stempel und mehreren Unterschriften versehen.

»Hervorragend!« Der Gehilfe nickte zufrieden. »Das Testament hätten wir also. Ach herrje. Ist ja interessant.«

Das Dokument zu überfliegen, benötigte er kaum eine Minute, die Fandorin jedoch unendlich lang vorkam; dem Polizeidiener über die Schulter zu schauen schien ihm unter seiner Würde.

»Heiliger Bimbam! Mit schönem Gruß an die Cousins und Cousinen!« jauchzte Iwan Prokofjewitsch nun mit überraschender Gehässigkeit. »Da hat der liebe Kokorin ihnen eine Nase gedreht. Das ist die unfeine russische Art! Noch

dazu reichlich unpatriotisch. Das mit den Schurken läßt sich nun auch verstehen.«

Vor Ungeduld vergaß Fandorin jeden Anstand und Respekt, er riß dem Dienstälteren das Blatt aus der Hand und las:

Testament

Ich, Endesunterzeichneter Pjotr Alexandrowitsch Kokorin, verfüge bei vollem Verstand und voller Geistesgegenwart sowie im Beisein nachstehender Zeugen bezüglich des mir zu eigenen Vermögens das folgende:

Meinen gesamten Nachlaß, dessen vollständiges Inventar sich in den Händen meines Vertrauten, Herrn Semjon Jefimowitsch Berenson, befindet, vererbe ich an Frau Baronin Margaret Aster, britische Staatsbürgerin, zur ausschließlichen Verwendung in Zwecken der Ausbildung und Erziehung von Waisenkindern. Es ist meine Überzeugung, daß Frau Aster mit dem Geld vernünftiger und ehrbarer umzugehen weiß als unsere wohltätige Generalität.

Dieses mein Testament ist letztwillig und unwiderruflich, es besitzt volle juristische Gültigkeit und setzt meine frühere Verfügung außer Kraft.

Zu Testamentsvollstreckern ernenne ich Herrn Semjon Jefimowitsch Berenson, Rechtsanwalt, und Herrn Nikolai Stepanowitsch Achtyrzew, Student der Moskauer Universität.

Vorliegendes Testament besteht in zwei Exemplaren, von denen eines in meiner Hand und eines zur Verwahrung in der Kanzlei des Herrn Berenson verbleibt.

Moskau, den 12. Mai 1876.

Pjotr Kokorin

ZWEITES KAPITEL,
in welchem viel und ausschließlich geredet wird

»Alles, was recht ist, Xaveri Feofilaktowitsch, an der Sache ist etwas faul. Da steckt ein Geheimnis dahinter, das sage ich Ihnen!« wiederholte Fandorin hitzig, und in seinem Starrsinn gleich noch einmal: »Ein Geheimnis, jawohl! Urteilen Sie doch selbst: Schon die Art und Weise, wie er sich erschossen hat, ist absurd – zack und peng! – mit einer einzigen Patrone in der Trommel, so als wäre es gar nicht seine Absicht gewesen. Nur ein fatales Mißgeschick! Und der Ton des Abschiedsbriefs, das müssen Sie zugeben, ist mehr als kurios – wie nebenbei, in aller Eile geschrieben, dabei geht es doch darin um das heikelste aller Probleme. Eines, mit dem man nicht spaßt!« Fandorins Stimme bebte vor Mitgefühl. »Aber lassen Sie uns dazu später kommen, erst einmal zum Testament. Höchst verdächtig, oder etwa nicht?«

»Was erscheint Ihnen denn daran so verdächtig, mein Bester?« schnurrte Gruschin, während er gelangweilt im »Polizeilichen Sammelrapport über besondere städtische Vorkommnisse« des Vortages blätterte. Diese durchaus zum Erkenntnisgewinn verfaßte Lektüre traf für gewöhnlich erst in der zweiten Tageshälfte ein, Dinge von Wichtigkeit kamen darin kaum vor – im wesentlichen ging es um Belangloses, kompletten Blödsinn, nur selten war etwas Interessantes darunter. Hier fand sich nun endlich die Mitteilung bezüglich des gestrigen Selbstmords im Alexandergarten, jedoch, wie vom erfahrenen Gruschin vorausgesehen, ohne

alle Einzelheiten und natürlich ohne den Text des Abschiedsbriefes.

»Das kann ich Ihnen sagen! Obwohl es den Anschein hat, als wollte Kokorin sich gar nicht im Ernst erschießen, ist das Testament, vom provozierenden Ton einmal abgesehen, in aller Form erstellt – notariell beglaubigt, mit Zeugenunterschriften und Angabe der Testamentsvollstrecker«, zählte Fandorin an den Fingern auf. »Und das Vermögen ist wirklich kein Pappenstiel, ich hab mich erkundigt: zwei Fabriken, drei Manufakturen, Häuser in diversen Städten, Werften in Libau und dazu eine halbe Million an Wertpapieren auf der Staatsbank!«

»Eine halbe Million?« ächzte Xaveri Gruschin und riß den Blick von den Papieren. »Da hat die Lady ja wirklich Glück gehabt!«

»Ja, genau, was diese Lady Aster mit der Sache zu schaffen hat, können Sie mir das erklären? Wieso erbt gerade sie das alles und kein anderer? Welche Verbindung gibt es zwischen ihr und Kokorin? Das müßte man herausfinden!«

»Er hat doch geschrieben, daß er unseren Roßtäuschern nicht traut. Und die Angelsächsin wird schon wochenlang von allen Gazetten in den Himmel gehoben! Nein, mein Lieber, erklären Sie mir besser etwas anderes. Wie kommt es, daß Ihre werte Generation vom Leben gar so wenig hält? Bei jedem bißchen gleich piff-paff, und dabei tun sie alle noch wichtig, mit Pathos und Hohn gegen den Rest der Welt. Mit welchem Recht, frage ich Sie, mit welchem Recht?« Gruschin redete sich in Rage, während er daran denken mußte, wie frech und respektlos ihm gestern abend seine sechzehn-jährige Lieblingstochter Saschenka gekommen war. Aber die Frage war wohl eher rhetorisch gemeint, die Meinung seines Schriftführers interessierte den Kriminalbeamten herzlich

wenig, weshalb er die Nase gleich wieder in das Protokoll steckte.

Dafür ereiferte sich Fandorin um so mehr.

»Das ist ja gerade das Problem, auf das ich noch zu sprechen kommen wollte. Sie brauchen sich einen wie Kokorin doch nur einmal näher anzuschauen. Das Schicksal meint es gut mit ihm, er hat alles: Reichtum, Freiheit, Bildung, Schönheit ...« (Letzteres behauptete Fandorin einfach so, der Vollständigkeit halber, obwohl er überhaupt nicht wußte, wie der Tote ausgesehen hatte.) »Und doch spielt er mit dem Tod und bringt sich am Ende tatsächlich um. Wollen Sie wissen, warum? ›Eure Welt kotzt uns an‹ – Kokorin hat es geschrieben, ohne viel Drumherum. Ihre Ideale – Karriere, Geld, Titel – bedeuten den meisten von uns Jungen gar nichts. Unsere Träume sind heute ganz andere. Glauben Sie, es ist Zufall, daß in den Zeitungen schon von einer Selbstmordepidemie die Rede ist? Die besten von den gebildeten jungen Leuten treten ab, ersticken an zu wenig geistigem Sauerstoff, und ihr, die Väter der Gesellschaft, wollt keine Lehren daraus ziehen!«

Man durfte annehmen, daß sich Fandorins anklagendes Pathos gegen Xaveri Gruschin richtete, andere »Väter der Gesellschaft« waren nicht in der Nähe; der schien jedoch nicht im mindesten gekränkt, im Gegenteil, er nickte vergnügt.

»Apropos!« sagte er grinsend und sah in seine Papiere, »da wir gerade bei zu wenig geistigem Sauerstoff sind: *Tschibatschew-Gasse, Revier Meschtschanskaja, dritter Polizeiabschnitt. Gegen 10 Uhr morgens wurde der Schuster Iwan Jere mejew Buldygin (27) erhängt aufgefunden. Als Grund für den Selbstmord gab der Hausmeister Pjotr Silin Schwierigkeiten bei der Beschaffung von Rauschmitteln an.* Die Besten treten ab, so ist es. Nur wir alten Narren, wir bleiben übrig.«

»Lachen Sie nur«, sagte Fandorin mit Bitterkeit in der Stimme. »In Petersburg und auch in Warschau vergeht kein Tag, an dem nicht ein Student, eine Kursistin oder gar ein Gymnasiast sich vergiftet, erschießt oder ertränkt. Sie finden das lustig ...«

Und Sie werden es bereuen, Xaveri Feofilaktowitsch, aber dann wird es zu spät sein! dachte er boshaft – obwohl ihm bis zu diesem Moment noch nie der Gedanke an Selbstmord gekommen war, dafür war er von Natur aus viel zu fidel. Stille trat ein, in der sich Fandorin ein bescheidenes kleines Grab ohne Kreuz und außerhalb der Kirchenmauern vorstellte, Gruschin mit dem Finger die Zeilen entlangfuhr und raschelnd umblätterte.

»Aber irgendwie geht das wirklich nicht mit rechten Dingen zu«, brummelte er. »Sind die denn alle verrückt geworden? Hier sind noch zwei Einträge, einer aus Abschnitt drei, Revier Mjasnitszkaja, Seite acht, der andere aus Abschnitt eins, Revier Rogoshskaja, Seite neun ... *Um 12.35 Uhr wurde Revierinspektor Fjodoruk von der Gutsfrau Awdotja Filipowna Spizyna (wohnhaft in Kaluga, derzeitiger Aufenthaltsort: Hotel »Bojarskaja«) zum Haus der Moskauer Feuerversicherungssozietät, Podkolokolnyj-Gasse, bestellt. Frau Spizyna gab an, neben dem Eingang zur dortigen Buchhandlung habe ein anständig gekleideter, ca. 25 Jahre alter Mann vor ihren Augen den Versuch unternommen, sich zu erschießen; er habe sich die Pistole an die Schläfe gesetzt, die jedoch offenbar versagte, worauf der verhinderte Selbstmörder verschwunden sei. Frau Spizyna verlangte von der Polizei, den jungen Mann ausfindig zu machen und der Geistlichkeit zu überstellen, damit ihm kirchliche Bußübungen auferlegt werden könnten. In Ermangelung eines realen Tatbestands wurden keinerlei Fahndungsmaßnahmen ergriffen.*«

»Da sehen Sie, ich sagte es ja!« triumphierte Fandorin, dessen Rachedurst schon gestillt war.

»Gemach, gemach, junger Mann, das ist noch nicht alles«, unterbrach ihn der Vorgesetzte. »Hören Sie weiter. Seite neun. *Es rapportiert Wachtmeister Semjonow. Der sitzt im Revier Rogoshsckaja. Um elf Uhr wurde obiger zum Angestellten Nikolai Kukin, Verkäufer in der Kolonialwarenhandlung »Brykin & Söhne« gegenüber der Kleinen Jausa-Brücke, gerufen. Kukin sagte aus, einige Minuten zuvor sei ein Student auf die steinerne Brüstung der Brücke gestiegen und habe sich die Pistole an den Kopf gesetzt, in augenscheinlicher Absicht, sich zu erschießen. Kukin will ein metallisches Klicken gehört haben, jedoch keinen Schuß. Nach besagtem Klicken sei der Student auf das Trottoir hinuntergesprungen und schnell in Richtung Jausa-Straße gelaufen. Weitere Augenzeugen waren nicht zu ermitteln. Kukin befürwortet die Einrichtung eines polizeilichen Brückenpostens, da letztes Jahr an selbiger Stelle ein leichtes Mädchen ins Wasser gegangen sei, was sich ungünstig auf die Handelstätigkeit ausgewirkt habe.«*

»Merkwürdig«, sagte Fandorin und zuckte mit den Achseln. »Was ist das für ein Ritual? Es wird doch nicht schon einen Geheimbund der Selbstmörder geben?«

»Von wegen Geheimbund«, versetzte Gruschin gedehnt und fuhr dann, allmählich in Fahrt kommend, fort: »Nein, Verehrtester, das ist alles viel einfacher. Jetzt wird mir übrigens auch die Sache mit der Revolvertrommel klar, die uns so spanisch vorkam! Es ist immer ein und derselbe. Ein Schabernack unseres lieben Studenten Kukorin. Schauen Sie her!« Gruschin war aufgestanden und flink an den Moskauer Stadtplan getreten, der neben der Tür an der Wand hing. »Hier ist die Kleine Brücke über die Jausa. Von da ist er die Jausa-Straße entlang, hat sich noch ein Stündchen irgendwo

rumgedrückt und dann wieder in der Podkolokolny sehen lassen, bei der Feuersozietät. Dort hat er der guten Frau Spizyna einen Schreck eingejagt und sich anschließend in Richtung Kreml davongemacht. Gegen drei ist er im Alexandergarten angelangt, wo der Stadtrundgang auf die uns bekannte Art sein Ende nahm.«

»Aber wozu? Was hat das alles zu bedeuten?« fragte Fandorin, während seine Augen noch an dem Plan klebten.

»Was es zu bedeuten hat, darüber habe ich mir keine Gedanken zu machen. Aber wie die Sache gelaufen ist, kann ich mir vorstellen. Unser aristokratisches Studentlein hatte beschlossen, der Welt Adieu zu sagen. Aber vor dem Tod brauchte er noch einen kleinen Nervenkitzel. Irgendwo hab ich gelesen, daß dieses Spielchen amerikanisches Roulette genannt wird. Weil die Amerikaner es sich ausgedacht haben, in ihren Goldgruben. Du lädst die Trommel mit nur einer Patrone, läßt sie rotieren und drückst ab. Wenn du Glück hast, sprengst du die Bank, wenn nicht – pardon und adieu. So hat unser Studentlein einen Rundgang unternommen und dabei sein Schicksal herausgefordert. Gut möglich, daß er öfter als dreimal abgedrückt hat, nicht jeder Augenzeuge ruft gleich die Polizei. Die Gutsfrau mit ihrem Abonnement auf Seelenrettung und dieser Kukin mit seinen privatim Interessen waren nur wachsamer als andere – wie viele Versuche Kukorin im ganzen unternommen hat, weiß der liebe Gott. Vielleicht hat er auch eine Abmachung mit sich selber getroffen, so und so viele Runden spiele ich mit dem Tod, überlebe ich, dann soll es so sein. Aber das sind schon meine ganz persönlichen Phantasien. Jedenfalls war die Szene im Alexandergarten kein fatales Mißgeschick. Fortuna hat den jungen Mann zur dritten Mittagsstunde einfach mal im Stich gelassen.«

»Xaveri Feofilaktowitsch, Sie sind ein großes analytisches Talent!« Fandorin war aufrichtig begeistert. »Ich sehe geradezu vor mir, wie alles war.«

Das Lob schmeichelte Gruschin, auch wenn es von einem Milchbart kam.

»Nun ja. Man kann auch von alten Narren noch etwas mitkriegen«, versetzte er in überlegenem Tonfall. »Sie hätten mal wie ich das kriminalistische Handwerk erlernen sollen, nicht in so hochkulturellen Zeiten wie den heutigen, nein, unter Nikolaus I. Damals kannte man das Wort Kriminalpolizei noch gar nicht, und es gab in Moskau noch keine Behörde wie diese, nicht mal eine eigene Ermittlungsabteilung. Man hat einfach alles gemacht: heute einen Mörder gesucht, morgen zur Abschreckung auf dem Jahrmarkt herumgestanden und übermorgen die Kneipentour, ausweislose Existenzen aufspüren. Das schult die Beobachtungsgabe, die Menschenkenntnis, na, und man kriegt ein dickes Fell, ohne das man im Polizeiwesen nicht weit kommt!« endete der Kommissar mit einem Seitenhieb auf seinen Schriftführer und merkte erst jetzt, daß der ihm gar nicht zuzuhören schien und statt dessen seinen eignen Gedanken nachhing, die sichtlich nicht sonniger Natur waren.

»Was haben Sie denn noch, spucken Sie's aus.«

»Ja, eines verstehe ich immer noch nicht ...« Nervös zuckten Fandorins Brauen, zwei schöne Halbmonde. »Dieser Kukin gibt an, ein Student hätte auf der Brücke gestanden.«

»Natürlich, unser Student, wer sonst?«

»Und woher weiß ein Kukin, daß Kokorin Student ist? Er trug Gehrock und Hut, niemand im Alexandergarten hielt ihn für einen Studenten. In den Protokollen steht immer nur ›dieser Mann‹ oder ›der junge Herr‹ ... Das ist mir ein Rätsel!«

»Sie immer mit Ihren Rätseln!« Gruschin winkte ab. »Ein Idiot mag dieser Kukin sein, und basta. Er sieht einen jungen Herrn in Zivil und denkt: aha, ein Student. Oder er hat als Verkäufer ein Auge dafür, kennt seine Kundschaft, weil er von früh bis spät mit ihr zu tun hat.«

»Einen Kunden wie Kokorin hat Kukin in seinem Krämerladen noch nie zu Gesicht bekommen«, widersprach Fandorin.

»Na und? Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß es nicht verkehrt sein kann, Frau Spizyna und Herrn Kukin zu befragen. Sie, Xaveri Filaktowitsch, haben freilich nicht die Zeit, sich um solche Kleinigkeiten zu kümmern, aber wenn Sie nichts dagegen haben, könnte ich ...« Fandorin hatte sich gar ein wenig vom Stuhl erhoben, so sehr wünschte er, daß Gruschin nichts dagegen haben mochte.

Gruschin wollte schon ein strenges Gesicht aufsetzen, besann sich jedoch. Ein bißchen Praxis zu schnuppern, zu lernen, wie man mit Zeugen umging, konnte dem Bürschchen wahrlich nicht schaden. Vielleicht wurde ja so noch etwas aus ihm. Und Gruschin sagte in großspurigem Ton: »Nichts einzuwenden!« Um dem Freudenschrei, der sich von des Kollegienregistrators Lippen lösen wollte, zuvorzukommen, fügte er hinzu: »Aber zuerst bitte ich gefälligst den Bericht für Seine Exzellenz zu Ende zu schreiben. Und noch etwas, mein Bester. Wir haben es jetzt vier Uhr. Darum begeben Sie sich in mein trautes Heim. Und Sie erzählen mir morgen, wo der Verkäufer den Studenten her hat.«

DRITTES KAPITEL,
in welchem ein »grummer« Student auftaucht

Von der Mjasnizkaja, wo sich das Kriminalamt befand, bis zum Hotel »Bojarskaja« – laut Sammelbericht »vorübergehender Aufenthaltsort« der Gutsfrau Spizyna – waren es zwanzig Minuten zu Fuß, und Fandorin beschloß, der nagenden Ungeduld zum Trotz, diesen Weg tatsächlich zu Fuß zu gehen. Nicht genug, daß Lord Byron, dieser Quälgeist, dem Schriftführer unbarmherzig in die Seiten drückte – er hatte obendrein eine solche Bresche in sein Budget geschlagen, daß der Aufwand für die Droschke unweigerlich die Verpflegungsration beschnitten hätte. Die an der Ecke Gusjatnikow-Gasse gekaufte Lachspirogge kauend (uns ist nicht entgangen, daß Fandorin in seinem Ermittlungsfieber zu keinem Mittagessen gekommen war), schritt er eilig den Tschistoprudny Boulevard entlang, wo vorsintflutliche Weiblein in Hauben und hängenden Mänteln den fetten, frechen Tauben Brotrümel vor die Schnäbel streuten. An ihm vorbei ratterten Kaleschen und Phaetons über das Straßenpflaster, mit denen Fandorin unmöglich mithalten konnte, und seine Gedanken nahmen eine verdrossene Richtung. Ein Detektiv zu Fuß, ohne Kutsche, ohne feurige Traber war eigentlich undenkbar. Gut, das Hotel »Bojarskaja« auf der Pokrowka ließ sich gerade noch so erlaufen, doch anschließend mußte er zur Jausa hinuntermarschieren, zum Kolonialwarenhändler Kukin – das brauchte gut eine halbe Stunde, das kam einem langen Sterben gleich, erboste sich

Fandorin (eine gelinde Übertreibung, so beeilen wir uns anzumerken), aber nein, der Herr Kriminalbeamte geizte mit jedem fiskalischen Fünfer. Wobei man wissen mußte, daß die Behörde ihm selbst monatlich achtzig volle Rubel für einen eigenen Kutscher zugestand. Da hatte man sie wieder, die Privilegien von Amt und Würde: Der eine rollte mit personengebundener Droschke nach Hause, während der andere auf Schusters Rappen seinen Dienstpflichten nachging.

Aber da tauchten linker Hand über dem Dach des Kaffeehauses »Souchet« schon die Kuppeln der Dreifaltigkeitskirche auf, in deren Nachbarschaft sich das Hotel »Bojarskaja« befand, und Fandorin schritt aus – wichtigen Enthüllungen entgegen.

Eine halbe Stunde später trottete er niedergeschlagen, mit hängendem Kopf den Pokrowski Boulevard hinunter, wo die Tauben genauso dreist und verfressen waren wie auf dem Tschistoprudny, nur wurden sie nicht von adligen Tantchen gemästet, sondern von gutbürgerlichen.

Das Gespräch mit der Zeugin war unerfreulich ausgegangen. Fandorin hatte die Gutsfrau gerade noch erwischt, als sie in eine mit Koffern und Bündeln vollgestopfte Kutsche steigen wollte, um die Hauptstadt gen Gouvernement Kaluga zu verlassen. Aus Sparsamkeitsgründen reiste Frau Spizyna nicht mit der Eisenbahn, sondern wie in alten Zeiten mit eigenem Gespann.

Das war gewiß noch ein Glück für Fandorin, denn hätte die Gutsfrau auf den Bahnhof gemußt, wäre es zu gar keinem Gespräch gekommen. Doch lief die Unterredung mit der geschwätzigen Zeugin, wie immer Fandorin ihr beizukommen suchte, nur auf eines hinaus: Xaveri Gruschin

behielt recht. Frau Spizyna hatte Kokorin gesehen. Den Gehrock wußte sie zu erwähnen und den runden Hut – und noch dazu geknöpfte Lackstiefeletten, die den Zeugen im Alexandergarten entgangen waren.

Fandorins ganze Hoffnung lag nun auf Kukin, doch auch da würde Gruschin wohl recht behalten: Bestimmt hatte der Krämer drauflosgeredet, ohne nachzudenken, und jetzt rannte Fandorin ihm durch halb Moskau hinterher und machte sich vor seinem Vorgesetzten zum Gespött.

Die Kolonialwarenhandlung »Brykin & Söhne« lag mit der gläsernen Eingangstür, an die ein Zuckerhut gemalt war, zur Uferpromenade; die gesamte Brücke war, wie Fandorin sogleich bemerkte, von hier aus hervorragend zu überblicken. Des weiteren fiel ihm auf, daß die Ladenfenster, wohl der Schwüle wegen, offen standen, so daß Kukin das »metallische Klicken« tatsächlich hätte hören können; der nächste Brückenpfeiler war kaum fünfzehn Schritte entfernt. Ein Mann um die Vierzig, in rotem Hemd und schwarzer Weste, Samthosen und Reitstiefeln lugte neugierig aus der Ladentür.

»Darf's etwas sein, der Herr?« fragte er. »Vom rechten Weg abgekommen?«

»Kukin?« fragte Fandorin streng, während er bezüglich der zu erwartenden Aussagen alle Hoffnungen fahren ließ.

»Zu Diensten!« Der Verkäufer zog verwundert die buschigen Brauen nach oben, erriet aber im nächsten Moment, was Sache war. »Der Herr kommen gewißlich von der Polizei? Aufrichtig verbunden, mit so viel Anteilnahme hatte ich ja nicht zu rechnen gewagt! Der Herr Wachtmeister äußerte sich dahingehend, daß die vorgesetzte Behörde sich schon kümmern würde, aber daß es so schnell geht, nein, wirklich. Was stehen wir denn hier auf der Schwelle, kommen Sie doch fern in den Laden, das freut mich aber, wie mich das freut!«

Er verbeugte sich, schob die Ladentür auf, machte eine einladende Geste – ich darf bitten, der Herr! – doch Fandorin rührte sich nicht vom Fleck.

»Ich komme nicht vom Polizeirevier, sondern vom Kriminalamt«, sagte er wichtig. »Mein Auftrag ist, den St... – ja, diesen Herrn ausfindig zu machen, bezüglich dessen Sie beim Herrn Reviervorsteher vorstellig wurden.«

»Den Stipenten?« soufflierte ihm der Verkäufer eilfertig. »Na, aber! Ich kann Ihnen sagen, der ist mir in vorzüglichster Erinnerung! Hab ich einen Schreck gekriegt, mein Gott. Wie ich sehe, da krabbelt einer auf den Pfeiler und hält sich die Pistole an den Kopf, das Herz ist mir in die Hose gerutscht, das war's wohl, hab ich gedacht, wieder so ein Fall wie voriges Jahr, und du mußt deine Kunden die nächste Zeit mit der Beißzange in den Laden ziehen. Dabei kann unsereins doch gar nichts dafür! Was lockt die, wie die Fliegen der Mustopf, justament hierher? Sollen sie doch an die Moskwa runtergehen, da ist der Fluß tiefer, und die Brücken sind höher ...«

»Hören Sie auf, Kukin«, fiel Fandorin ihm ins Wort. »Beschreiben Sie mir lieber den Studenten. Was er anhatte, wie er aussah und wie Sie überhaupt darauf kamen, daß es ein Student war.«

»Na, wie die Stipenten eben aussehen, das sieht man doch, Euer Ehren!« Der Verkäufer wunderte sich. »Die Uniform, die Knöpfe, das Nasenfahrrad ...«

»Sagten Sie Uniform?« Fandorin wurde hellhörig. »Trug er denn eine Uniform?«

»Na, was dachten Sie?« Kukin sah den begriffstutzigen Beamten mitleidig an. »Wo soll ich sonst herwissen, ob so einer ein Stipent ist oder ob nicht? Glauben Sie, ich kann nicht an der Uniform erkennen, ob einer Stipent ist oder Amtsperson?«

Auf diese treuherzige Frage wußte Fandorin nun nichts zu erwidern; er zog ein akkurates Notizbüchlein nebst Bleistift aus der Tasche, um die Aussage festzuhalten. Das Büchlein hatte er gekauft, bevor er den Dienst beim Kriminalamt antrat, drei Wochen hatte es unbenutzt gelegen. Heute nun kam es ihm zupaß – seit dem Morgen hatte er schon mehrere Seiten mit winziger Schrift vollgeschrieben.

»Erzählen Sie mir, wie der Mann aussah.«

»Na, wie einer aussieht. Nicht weiter auffällig, bißchen picklig im Gesicht. Nasenfahrrad, wie gesagt ...«

»Was genau – Brille oder Zwicker?«

»Na, so am Schnürchen.«

»Also ein Zwicker.« Fandorin kritzelte die Angabe in sein Büchlein. »Noch weitere besondere Merkmale?«

»Krumm stand er irgendwie. Der Kopf steckte fast ganz zwischen den Schultern. Eben ein Stipent, wie ich sage, hundertprozentig.«

Befremdet schaute Kukin auf die »Amtsperson«, die erst einmal gar nichts mehr sagte, sondern dastand, blinzeln, lautlos die Lippen bewegend, das Büchlein in Händen drehte. Der Mann dachte nach, das sah man.

Uniform, picklig, Zwicker, stark gekrümmte Haltung stand in dem Büchlein vermerkt. Die Pickel – gut, die ließen sich übersehen. Ein Zwicker kam im Inventar von Kokorins Nachlaß nicht vor. Möglich, daß er ihn irgendwo fallengelassen hatte. Die Zeugen hatten keinen Zwicker erwähnt, wobei die zum Aussehen des Selbstmörders nicht extra befragt worden waren, wozu auch. Gekrümmte Haltung? Hm. Die »Moskauer Nachrichten« beschrieben ihn als »proper«, wobei der Reporter bei dem Vorfall nicht zugegen gewesen war, er hatte Kokorin nie gesehen, die Beschreibung konnte er um des Effektes willen hinzugedichtet haben. Blieb die

Studentenuniform – die war nun nicht so einfach abzutun. Hatte es sich bei dem Mann auf der Brücke um Kokorin gehandelt, dann mußte er sich im Zeitraum von elf bis halb eins umgezogen und den Gehrock angelegt haben. Fragte sich, wo. Von der Jausa zur Ostoshenka und von da wieder zur Feuerversicherungssozietät war es ein gutes Stück Weg, in anderthalb Stunden schwerlich zu schaffen.

Fandorin begriff mit einem flauen Gefühl in der Magen-
grube, daß es eigentlich nur einen Ausweg gab: Er mußte sich den Krämer Kukin schnappen und mit ihm ins Revier an der Mochowaja, in dessen Keller der Leichnam des Selbstmörders immer noch auf Eis lag, um eine Identifizierung vorzunehmen. Bei der Vorstellung des aufgerissenen Schädels mit einer Kruste aus Blut und Hirn wanderten Fandorins Gedanken auf natürlichem Wege zur erdolchten Kaufmannsfrau Krupnowa, die ihn nach wie vor in Alpträumen heimsuchte. Nein, in den »Kühlraum« hinabzusteigen, hatte er entschieden keine Lust. Doch zwischen dem Studenten auf der Jausa-Brücke und dem Selbstmörder aus dem Alexandergarten bestand eine Verbindung, der man nachgehen mußte, soviel war klar. Wer also konnte Auskunft geben, ob Kokorin pickelig und krumm gewesen war und ob er einen Zwicker getragen hatte?

Erstens die Gutsfrau Spizyna. Aber die rollte gewiß schon auf das Stadttor von Kaluga zu. Zweitens der Kammerdiener des Toten, wie hieß der noch mal? Egal, der Ermittlungsbeamte hatte ihn aus der Wohnung geschmissen, damit war er unauffindbar. Blieben die Zeugen aus dem Alexandergarten und insbesondere die beiden Damen, mit denen Kokorin in der letzten Minute seines Lebens konvertiert hatte – die sahen ihn bestimmt noch in allen Einzelheiten vor sich. Da standen sie in seinem Büchlein: *Jelisaweta Alex-*

androwna von Ewert-Kolokolzewa (17), Vater Wirkl. Geh. Rat; Fräulein Emma Gottliebowna Pfuhl (48), Malaja Nikitskaja, im Hause derselben.

Nun mußte er doch eine Droschke mieten.

Der Tag neigte sich nur zögernd. Die lachende Maisonnette wurde nicht müde, die goldenen Kuppeln der Stadt zum Strahlen zu bringen, unwillig rutschte sie auf die Linie der Dächer zu, als Fandorin, um zwei Heller ärmer, vor einer stattlichen Villa mit dorischen Säulen, Stuck an der Fassade und marmornem Portal aus der Droschke stieg. Der Kutscher sah, daß sein Fahrgast zögerte, und ermunterte ihn: »Das ist es, das Generalshaus, da können Sie sicher sein. Ich kutschiere schon ein paar Jährchen durch Moskau, müssen Sie wissen.«

Und wenn Sie mich nun nicht reinlassen? dachte Fandorin mit Herzklopfen; er fürchtete eine Demütigung. Jetzt griff er nach dem blanken kupfernen Türklopfer, betätigte ihn zweimal. Die massive Tür mit den bronzenen Löwenmäulern ging augenblicklich auf; ein Portier schaute heraus, dessen Livree reichlich mit goldenen Posamenten geschmückt war.

»Zum Herrn Baron? Von Amts wegen?« fragte er beflissen.
»Zum Rapport oder in Kurierdiensten? Bitte einzutreten.«

Das geräumige Foyer, von einem Kronleuchter und Gaslampen grell erleuchtet, schüchterte Fandorin noch mehr ein.

»Zu Fräulein Jelisaweta, strenggenommen«, erklärte er.
»Erast Petrowitsch Fandorin, von der Kriminalpolizei. In dringender Angelegenheit.«

»Kriminalpolizei?« Die Stirn des Portiers fürchte sich mißbilligend. »Etwa wegen des gestrigen Vorfalls? Ausgeschlossen. Das werte Fräulein hat den halben Tag lang geheult und auch die Nacht schlecht geschlafen. Sie kommen hier nicht

rein, ich melde Sie gar nicht erst an. Seine Exzellenz haben schon gestern gedroht, den Leuten vom Revier den Kopf abzureißen, weil sie dem werten Fräulein mit Fragen so zuge-setzt haben. Da ist die Tür, wenn ich bitten darf!« Das Scheusal war bereits dabei, ihn mit seinem dicken Bauch in Richtung Ausgang zu schieben.

»Und Fräulein Pfuhl?« rief Fandorin in heller Verzweiflung. »Emma Gottliebowna, achtundvierzig? Wenigstens mit ihr müßte ich ein Wörtchen reden! Wichtige Staatsangelegenheit!«

Der Portier schmatzte hochnäsig.

»Zu ihr, das ist was anderes. Von mir aus. Dort vorn, die Treppe runter. Den Gang entlang, dritte Tür rechts. Dort wohnt das Fräulein Gouvernante.«

Auf sein Klopfen öffnete ein großes, knochiges Wesen und schaute den Besucher stumm aus runden braunen Augen an.

»Polizei, Fandorin. Sie sind Fräulein Pfuhl?« fragte Fandorin nicht sehr sicher und wiederholte noch einmal auf deutsch:

»Polizeiamt. Sind Sie Fräulein Pfuhl? Guten Abend.«

»Guten Abend«, erwiderte die Dürre schroff. »Emma Pfuhl, jawohl. Gommen Sie rein. Setzen Sie sich dort auf dän Stuhl.«

Fandorin setzte sich, wohin ihm geheißen worden war, nämlich auf einen Wiener Stuhl mit geschwungener Lehne – er stand vor dem Schreibtisch, worauf in akkurater Ordnung ein paar Lehrbücher und Stöße von Schreibpapier lagen. Das Zimmer war hell und schön, aber langweilig eingerichtet, es wirkte wie tot. Drei Töpfe üppig blühender Geranien auf dem Fensterbrett waren der einzige Farbfleck im Raum.

»Sie gommen wohl wägen dieses dummen Jungen, der sich

beschossen hat?« fragte Jungfer Pfuhl. »Ich hab schon gestern auf alle Fragen geantwortet vom Herrn Bolizeier, aber wenn sie noch welche haben, fragen Sie. Die Arbeit der Bolizei ist sähr wichtig, ich verstehe das. Mein Onkel Günther war Oberwachtmeister bei der sächsischen Bolizei.«

»Ich bin Kollegienregistrator«, präzierte Fandorin, der nicht wollte, daß man ihn für einen Wachtmeister hielt. »Beamter im vierzehnten Rang.«

»Jaja, die Ränge genne ich auseinander.« Die Deutsche nickte und wies mit dem Daumen auf den Kragenspiegel seines Uniformrocks. »Also, Herr Gollegenregistrator, ich höre.«

In diesem Moment sprang die Tür auf, und das blonde Adelsfräulein mit entzückend geröteten Wangen flog, ohne angeklopft zu haben, herein.

»Fräulein Pfuhl! Morgen fahren wir nach Kunzewo! Ehrenwort! Papa hat's erlaubt!« tat sie noch von der Schwelle kund. Als sie den Fremden bemerkte, stockte sie und verstummte irritiert; dabei blickten ihre grauen Augen voll brennender Neugier zu dem jungen Amtsmann herüber.

»Wohlerzogene Freifräuleins gähen, sie rennen nicht«, sagte die Gouvernante mit aufgesetzter Strenge. »Besonders die, die schon siebzehn Jahre sind. Wenn Ihr gämt gegangen, nicht gerannt, hättet Ihr genug Zeit, den fremden Gast zu sähen und zu begrüßen, wie es sich gehört.«

»Guten Tag, mein Herr!« wisperte die bezaubernde Erscheinung.

Fandorin war aufgesprungen und verbeugte sich, dabei fühlte er sich miserabel. Das Fräulein gefiel ihm gut – so ausnehmend gut, daß der arme Schriftführer fürchten mußte, sich auf der Stelle, Hals über Kopf in sie zu verlieben, was auf gar keinen Fall geschehen durfte. Selbst in früheren, besseren

Zeiten, als der Vater noch lebte, wäre solch eine Prinzessin keine Partie für ihn gewesen – um wieviel weniger jetzt.

»Guten Tag!« sagte er betont trocken, runzelte finster die Brauen und fügte im stillen an: Welche traurige Figur soll ich hier abgeben? *Er war leider nur Titularrat / Und sie Generals liebstes Kind?* Nein, meine Dame, da wird nichts draus. Bis zum Titularrat gehen sowieso noch allerhand Jahre ins Land.

»Kollegienregistrator Fandorin, Erast Petrowitsch, Kriminalhauptamt«, stellte er sich in förmlichem Ton vor. »Ich ermittele bezüglich des gestrigen, bedauerlichen Vorfalls im Alexandergarten. Es macht sich erforderlich, noch einige Einzelheiten zu klären. Doch wenn es Ihnen unangenehm ist – ich kann sehr gut verstehen, daß die Sache Sie mitgenommen hat –, so kann ich das Nötige auch mit Fräulein Pfuhl allein besprechen.«

»Ja, es war schrecklich.« Die Augen des Fräuleins, ohnehin groß, weiteten sich noch mehr. »Zwar hab ich extra die Augen zugekniffen und fast nichts gesehen, außerdem verlor ich dann die Besinnung ... Aber ich finde das alles furchtbar spannend. Fräulein Pfuhl, darf ich vielleicht dabeibleiben? Ach, bitte! Ich bin ja schließlich genauso Zeugin wie Sie!«

»Ich für mein Teil fände es im Interesse der Ermittlungen auch besser, wenn das Freifräulein anwesend sein könnte«, ergab sich Fandorin der Versuchung.

»Ordnung muß sein.« Emma Gottliebowna nickte. »Ihr wißt, das ist eine deutsche Redensart, die hab ich Euch oft genug ans Herz gelägt. Man muß das Gesetz achten. Ihr dürft bleiben.«

Lisanka (Fandorin, der zielstrebig die Kontrolle über sich verlor, war bereits soweit, das Fräulein insgeheim so zu nennen) ließ sich erwartungsvoll auf dem ledernen Diwan nieder und schaute unseren Helden unverwandt an.

Der riß sich zusammen und begann, an Fräulein Pfuhl gewandt, die Befragung:

»Wenn Sie mir vielleicht bitte das Äußere jenes Herrn beschreiben würden?«

»Der sich geschossen hat?« fragte sie zurück. »Na ja. Braune Augen, braune Haare, gewachsen ziemlich groß, ohne Bart, auch ohne Goteletten, sähr junges Gesicht, allerdings kein sähr gutes. Und die Gleidung ...«

»Zur Kleidung kommen wir noch«, unterbrach sie Fandorin. »Sie sagen, kein sehr gutes Gesicht. Wieso? Hatte er Pickel?«

Lisanka mußte das Wort übersetzen und errötete dabei.

»Ach so, Biggel, ja«, die Gouvernante ließ sich das Wort auf der Zunge zergehen. »Das heißt, nein, Biggel hatte der Herr geine. Er hatte gute, gesunde Haut. Aber das Gesicht war nicht gut.«

»Wie meinen Sie das?«

»Es war böse. Der guggte, als wollte er nicht sich umbringen, sondern wen ganz anderes. Oh, das war gräßlich!« Emma Gottliebowna wurde von Erinnerungen überwältigt. »Und das im allerwärtesten Sonnenschein! Die Damen und Herren schbazieren, der Garten herrlich, in voller Blüte!«

Fandorin war bei dem etwas anzüglichen Wort »allerwertesten« flammend rot geworden und schielte aus den Augenwinkeln nach Lisanka hinüber, die aber schien an die leicht verschrobene Ausdrucksweise ihrer Dueña gewöhnt und blickte so sonnig und zutraulich wie vorher.

»Aber hatte er einen Zwicker? Vielleicht nicht auf der Nase, aber irgendwie aus der Tasche hängen, so am seidenen Bändchen?« Die Gouvernante wurde nun mit Fragen überschüttet. »Und kam er Ihnen nicht irgendwie krumm vor? Ach, und noch etwas: Ich weiß, er trug einen Gehrock, aber

trotzdem, vielleicht erinnerte Sie irgend etwas an ihm an einen Studenten? Monturhosen vielleicht? Haben Sie darauf achtgegeben?»

»Ich habe stäts auf alles achtgegäben!« versetzte die Deutsche mit Würde. »Die Hosen waren gariert, aus teurer Baumwolle. Ein Zwigger war nicht. Grumm auch nicht. Der Herr hatte gute Haltung.« Sie stutzte und fragte noch einmal nach. »Grumm, mit Zwigger und Student? Warum fragen Sie das?»

»Warum nicht?« fragte Erast Fandorin gespannt.

»Eigenartig. Da war ein Herr. Ein grummer Student mit Zwigger.«

»Wie? Wo?« ächzte Fandorin.

»So einen Herrn habe ich gesehen ... wie sagt man: *jenseits* ... also hinter dem Zaun, auf der Straße. Er stand da und guggte zu uns. Ich dachte noch, der Herr Student, der hilft bestimmt uns gleich und vertreibt den schregglichen Menschen. Ja, und der ging sähr grumm. Das hab ich hinterher gesehen, als der Herr sich hatte schon totgeschossen. Wie der Student hat sich umgedreht und ist weggerannt, da sah ich, wie grumm der ging. Das gommt, wenn man die Ginder nicht gleich lehrt gerade sitzen. Gerade sitzen ist wichtig. Meine Zöglinge sitzen immer gerade. Sähen Sie das Fräulein Baronesse. Wie gerade Sie den Rücken hält. Das ist sähr schön!«

Worauf Baronesse Jelisaweta Alexandrowna errötete, und zwar so allerliebste, daß Fandorin umgehend den Faden verlor – obwohl der Hinweis des Fräulein Pfuhl selbstverständlich von außerordentlicher Brisanz war.

VIERTES KAPITEL,
welches von der unheilvollen Macht der Schönheit kündet

Am nächsten Tag, gegen elf Uhr morgens, steuerte Erast Fandorin, von seinem Vorgesetzten belobigt und gar mit drei Rubeln für extraordinäre Ausgaben versehen, auf das gelbe Universitätsgebäude an der Mochowaja zu. Seine Aufgabe war simpel, sie zu lösen bedurfte jedoch eines glücklichen Zufalls: Es galt, den krummen, nicht eben ansehnlichen, teils pickligen Studenten mit Zwicker am Seidenband ausfindig zu machen. Dabei konnte es natürlich sein, daß der verdächtige Herr überhaupt nicht an der Universität studierte, sondern zum Beispiel an der Technischen Hochschule, der Forstakademie oder gar an irgendeinem Markscheidekundlichen Institut, doch hatte Xaveri Gruschin (mit einem Seitenblick, nicht frei von freudigem Staunen) seinem jungen Gehilfen darin zugestimmt, daß der »Grumme« am wahrscheinlichsten dort immatrikuliert war, wo auch der tote Kokorin studiert hatte, nämlich an der Juristischen Fakultät der Universität.

Hurtig lief Fandorin, in Zivil gekleidet, die ausgetretenen gußeisernen Stufen hinauf durch das Hauptportal, vorbei an dem bärtigen Türhüter in grüner Livree. Er bezog eine günstige Position im Halbrund jener Fensternische, von der aus man das Foyer mitsamt der Garderobe, den Hof und sogar die beiden in die Seitenflügel führenden Gänge bestens im Blick hatte. Zum ersten Mal, seit der Vater tot und das Leben des Sohnes vom geradlinigen Weg abgekommen war,

vermochte er die geheiligten gelben Universitätsmauern anzuschauen, ohne daß ein weher Gedanke daran aufkam, was hätte werden können und nicht hatte sein sollen. Denn er konnte nun nicht mehr mit Bestimmtheit sagen, was spannender war und nützlicher für die Gesellschaft zumal: die Paukerei eines Studenten oder das rauhe Leben eines Kriminalpolizisten, der in einem wichtigen und gefährlichen Fall ermittelte. (Nun ja: wenn schon nicht gefährlich, so doch äußerst verantwortungs- und geheimnisvoll.)

Etwa jeder vierte Student, der in den Blick des wachsamem Beobachters geriet, trug einen Zwicker, etliche gar am Seidenband. Die Physiognomie etwa jedes fünften war von Pickeln verunziert. Krumm gingen auch nicht wenige. Doch wollten sich die drei Anzeichen partout in keinem Subjekt vereinigen.

Nach einer reichlichen Stunde wurde Fandorin hungrig, holte sein Wurstbrot aus der Tasche und stärkte sich, ohne den Posten zu verlassen. Unterdessen war es ihm gelungen, das Herz des bärtigen Türhüters zu gewinnen, der sich von ihm Mitritsch nennen ließ und dem jungen Mann bereits einige höchst wertvolle Ratschläge hinsichtlich der Aufnahme an die »Niwirsität« gegeben hatte. Bislang war Fandorin dem geschwätzigen Alten als Hinterwäldler gekommen, mit dem sehnlichen Traum, die Knöpfe mit dem Universitätswappen am Rock zu tragen. Er überlegte schon, ob er seine Legende nicht ändern und Mitritsch ohne Umschweife nach dem pickeligen Krummen fragen sollte, als der Diener ein neues Mal eilfertig die Mütze vom Kopf zog und die Tür aufriß. Dieses Ritual vollzog Mitritsch immer, wenn ein Professor oder ein wohlhabender Student nahte, und bekam dafür hin und wieder eine Kopeke, manchmal auch einen Fünfer zusteckt. Fandorin blickte auf und sah, daß ein Student auf sie

zukam, der eben an der Garderobe seinen feschen Regenmantel aus Samt (Schnallen in Form von Löwentatzen!) in Empfang genommen hatte. Auf der Nase des Gecken prangte ein Zwicker, auf der Stirn blühten die schönsten Pickel. Fandorin beugte sich vor, die Haltung des jungen Mannes zu begutachten, doch die Pelerine und der hochgeschlagene Kragen des verfluchten Regenmantels verhinderten eine Diagnose.

Der Türhüter verbeugte sich. »Angenehmen Abend, Nikolai Stepanitsch. Belieben wir eine Droschke zu nehmen?«

»Hat es denn nicht aufgehört zu regnen, Mitritsch?« fragte der Picklige mit dünner Stimme. »Dann laufe ich lieber, genug gesessen!« Und mit zwei Fingern der weiß behandschuhten Linken ließ er eine Münze in die vorgestreckte Hand fallen.

»Wer war das?« flüsterte Fandorin, während er dem Gecken angestrengt hinterhersah. Konnte es sein, daß er doch etwas krumm ging?

»Achtyrzew, Nikolai Stepanowitsch. Einer von den ganz Reichen, adliges Blut«, gab Mitritsch ehrfürchtig Auskunft. »Nie gibt er weniger als wie einen Fünfer.«

Fandorin überkam es siedend heiß. Achtyrzew! Etwa der von Kokorin bestellte Testamentsvollstrecker?

Schon verbeugte Mitritsch sich vor dem nächsten Dozenten, einem langhaarigen Magister der Physik. Als er sich wieder umdrehte, erwartete ihn eine Überraschung: Der junge, höfliche Provinzhase war wie vom Erdboden verschluckt.

Das schwarze Samtmantel war von weitem nicht zu verkennen, und Fandorin hatte den Verdächtigen schnell eingeholt, ihn anzusprechen konnte er sich jedoch nicht entschließen. Womit hätte er diesem Achtyrzew kommen sollen? Selbst

wenn ihn Kukin, der Krämer, und Jungfer Pfuhl (hier seufzte Fandorin schwer, denn er dachte sogleich – und zum wievielten Male schon! – an Lisanka) bei einer Gegenüberstellung identifizierten – was hatte man davon? War es nicht besser, der Lehre des großen Fouché, jener unübertroffenen Koryphäe der detektivischen Künste, zu folgen und die Beschattung des Objekts aufzunehmen?

Gesagt, getan. Zumal das Objekt nicht schwer zu beschatten war. Achtyrzew ließ sich Zeit und bummelte in Richtung Twerskoi Boulevard blickte sich nicht um, streifte höchstens dann und wann eine der hübschen Modistinnen mit einem Blick. Ein paar Mal wagte sich Fandorin so nahe heran, daß er hören konnte, wie der Student fröhlich die Arie des Smith aus dem »Schönen Mädchen von Perth« vor sich hin pfiß. Augenscheinlich war der verhinderte Selbstmörder (wenn er es denn war) bei bester Laune. Vor »Korffs Tabakladen« blieb der Student stehen und betrachtete lange die Zigarrenschachteln in der Auslage, betrat den Laden jedoch nicht. Fandorin kam immer mehr zu der Überzeugung, daß sein »Objekt« sich auf eine anberaumte Stunde hin die Zeit vertrieb. Diese Überzeugung wurde bestärkt, als Achtyrzew die goldene Taschenuhr hervorzog, den Deckel aufklappen ließ und, seinen Schritt um ein wenig beschleunigend, weiterlief, wobei er nunmehr den forschenden Chor der Gassenjungen aus der neumodischen Oper »Carmen« zu intonieren begann.

Als der Student in die Kamergerski einbog, hörte er zu pfeifen auf und schritt so kräftig aus, daß Erast Fandorin, schon um nicht allzu verdächtig zu erscheinen, zurückbleiben mußte. Glücklicherweise verlangsamte das »Objekt« kurz vor dem Damenmodesalon »Darzens« den Schritt und blieb dann stehen. Fandorin wechselte die Straßenseite und

bezog Posten neben einer Bäckerei, aus der es nach frischen Brötchen duftete.

Fünfzehn, vielleicht auch zwanzig Minuten drückte sich Achtyrzew, der immer nervöser wurde, vor der geschnitzten Eichenholztür des Ladens herum, in den hin und wieder geschäftige Damen hineingingen und aus dem Paketboten umfängliche Schachteln und Pakete herausschleppten. Vor dem Trottoir warteten einige Kutschen, manche sogar mit Wappen an den lackierten Türen. Um vierzehn Uhr siebzehn (Fandorin sah auf die Schaufensteruhr) kam Bewegung in den Studenten. Er stürzte auf eine schlanke Dame mit Hutschleier zu, die eben aus dem Laden getreten war, zog die Mütze und begann, mit den Händen fuchtelnd, auf sie einzureden. Mit aufgesetzter Langeweile überquerte Fandorin die Straße – warum sollte nicht auch er einmal einen Blick auf die Auslagen bei »Darzens« werfen.

»Jetzt hab ich keine Zeit für Sie!« hörte er die Dame (in einem lila Moirekleid mit Schleppe, letzter Schrei der Pariser Mode) mit klangvoller Stimme sagen. »Später! Kommen Sie gegen acht, wie üblich, dann sehen wir weiter.«

Sie würdigte den erregten Achtyrzew keines weiteren Blickes und begab sich zu einem zweisitzigen Phaeton mit offenem Verdeck.

»Aber Amalia! Erlauben Sie, Amalia Kasimirowna!« rief ihr der Student hinterher. »Mir wäre an einer privatimen Äußerung gelegen!«

»Später! Später!« warf ihm die Dame hin. »Jetzt habe ich es eilig!«

Ein leichter Windstoß lupfte den beinahe schwerelosen Schleier vor ihrem Gesicht, und Fandorin stand wie vom Donner gerührt. Diese Nachtschattenaugen, dieses ägyptische Oval des Gesichts, diesen launischen Lippenschwung –

all das kannte er, ein solches Antlitz, einmal erblickt, vergaß man nie wieder. Sie war es, die geheimnisvolle A.B. die dem unglücklichen Kokorin geboten hatte, seine Liebe nie zu verleugnen! Der Fall, so schien es, nahm eine Wendung, geriet in ein vollkommen anderes Licht.

Verloren stand Achtyrzew auf dem Trottoir, zog den Kopf unschön zwischen die Schultern (und war nun krumm, eindeutig krumm! entschied Fandorin), während der Phaeton mit der ägyptischen Königin gemächlich in Richtung Petrowka davonfuhr. Es galt eine Entscheidung zu treffen – und da der Student, wie es aussah, vorläufig nichts mit sich anzufangen wußte, winkte Fandorin innerlich ab und ließ ihn stehen; er rannte los, zur Ecke Bolschaja Dmitrowka hinüber, wo eine Reihe Droschken standen.

»Polizei!« zischte er dem Kutscher zu, der verschlafen in Schirmmütze und Wattejacke auf dem Bock saß. »Fahr dem Gespann dort vorn hinterher! Schnell, beweg dich! Keine Angst, du kriegst schon dein Geld.«

Der Kutscher streckte sich, krepelte in übertriebener Beflissenheit die Ärmel auf, ruckte an den Zügeln, blökte auch etwas, und die scheckige Stute bequeme sich und ließ ihre Hufe über das Pflaster klappern.

An der Ecke Roshdestwenka kam ihnen ein mit Brettern beladener Lastkarren entgegengekrochen, der die Fahrbahn in ihrer ganzen Breite verspernte. Kribbelig sprang Fandorin auf, stellte sich gar auf die Zehenspitzen, um den Phaeton, der gerade so durchgeschlüpft war, nicht aus den Augen zu verlieren. Und dies war gut, denn so bekam er zumindest noch mit, wie er in die Bolschaja Lubjanka einbog.

Der liebe Gott war Fandorin gnädig; sie holten den Phaeton unmittelbar vor der Sretenka ein, gerade noch rechtzeitig, um ihn in eine schmale, holprige Gasse abtauchen zu se-

hen; die Räder hüpften nur so durch die Schlaglöcher. Als der Phaeton hielt, stieß Fandorin seinen Kutscher in den Rücken: Weiterfahren! hieß das, wir fallen sonst auf. Er selbst drehte sich absichtlich zur Seite, spähte aus den Augenwinkeln und bekam immerhin mit, wie die lila Dame vor einer schmucken kleinen Villa von einer hochgewachsenen dienenden Person in Livree empfangen wurde. Gleich hinter der nächsten Ecke entließ Fandorin den Kutscher und kehrte im Schlenderschritt zurück. Nun konnte er die Villa eingehend betrachten: grün gedecktes Mezzanin, Gardinen an den Fenstern, das Portal mit kleinem Vordach. Ein Kupferschildchen am Eingang war nicht zu entdecken.

Dafür saß der Hausknecht mit Schürze und knittriger Mütze auf einer Bank an der Mauer und langweilte sich. Fandorin ging zu ihm hin.

»Was ich dich fragen wollte, Alterchen«, sprach er ihn noch im Gehen an, während er das letzte fiskalische Zwanzigkopekenstück aus der Tasche zog, »wem gehört dieses Haus?«

»Das möchtest du gern wissen«, gab der Hausknecht zurückhaltend zur Antwort und schaute Fandorin neugierig auf die Finger.

»Hier hast du. Was ist da vorhin für eine Dame angekommen?«

Der Knecht nahm die Münze entgegen und erwiderte gesetzt: »Das Haus gehört der Generalin Masiowa, aber die Herrschaften wohnen nicht hier, sie vermieten. Und angekommen ist die Mieterin Frau Beshezka, Amalia Kasirowna«

»Wer ist sie denn?« Fandorin ließ noch nicht locker. »Wohnt sie schon lange hier? Hat sie oft Gäste?«

Der Hausknecht schaute ihn an, schürzte die Lippen und sagte nichts. Unklar, was in seinem Kopf vorging.

»Paß mal auf, mein Lieber«, sagte er endlich, während er sich erhob und Fandorin überraschend beim Ärmel packte. »Was jetzt passiert.«

Er zerrte den sich sträubenden Fandorin zur Tür des Hauses und riß an der Schnur des bronzenen Glöckchens.

»Untersteh dich!« Der erschrockene Detektiv unternahm einen vergeblichen Versuch, sich zu befreien. »Ich werd dir gleich ... Du weißt wohl nicht, wen du ...?!«

Die Tür öffnete sich, und der livrierte Hüne mit üppigen blonden Koteletten und rasiertem Kinn stand auf der Schwelle – kein Russe von Geburt, das war sofort klar.

»Hier ist wer, der sich für Amalia Kasimirowna interessiert«, hintertrug ihm der Schuft von Hausknecht mit süßlicher Stimme. »Geld hat er dafür geboten. Ich hab's natürlich nicht genommen. Und da dachte ich, John Karlitsch ...«

Der Butler (denn ein solcher mußte er, wenn er Engländer war, sein) maß den Arrestanten mit einem leidenschaftslosen Blick aus kleinen, stechenden Augen, steckte dem Judas wortlos seinen Silberling zu und trat einen Schritt zur Seite.

»Es handelt sich um ein komplettes Mißverständnis!« Fandorin mochte sich immer noch nicht in die Lage schicken. »*It's ridiculous! A complete misunderstanding!*« wechselte er ins Englische.

»Na nun, wird's bald!« grölte der Hausknecht von hinten und stieß Fandorin, nachdem er ihn sicherheitshalber noch beim anderen Ärmel gepackt hatte, ins Innere des Hauses.

Fandorin fand sich in einem recht üppigen Vestibül wieder, einem ausgestopften Bären mit Silbertablett direkt gegenüber – letzteres offenbar zu dem Zweck, Visitenkarten darauf abzulegen. Ungerührt blickten die Glasaugen des zotigen Tiers dem konsternierten Registrator ins Gesicht.

»Name? Anliegen?« fragte der Butler knapp mit starkem Akzent, womit er Fandorins passables Englisch vollkommen ignorierte.

Fandorin schwieg; um nichts in der Welt mochte er sein Inkognito preisgeben.

»*What's the matter, John?*« ertönte da die Fandorin bereits bekannte wohlklingende Stimme. Auf der mit einem Läufer versehenen Treppe, die wohl in das Mezzanin führte, stand die Hausherrin, die Hut und Schleier inzwischen abgelegt hatte.

»Ah, der holde schwarzbraune Knabe«, versetzte sie schelmisch, an Fandorin gewandt, der sie mit Blicken geradezu verschlang. »Sie sind mir schon auf der Kamergerski aufgefallen. Ziemt es sich, fremde Damen so anzustarren? Aber pfiffig, ich muß schon sagen! Ist mir auf den Fersen geblieben! Student? Oder Müßiggänger?«

»Fandorin, Erast Petrowitsch«, stellte der Gefragte sich vor und schwankte, wie er sich der Dame im weiteren empfehlen sollte; Kleopatra schien sein Verhalten jedoch schon auf ihre Weise gedeutet zu haben.

»Die Dreisten mag ich leiden«, sagte sie lächelnd. »Erst recht, wenn sie so nett aussehen. Aber Spionieren ist nicht fein. Wenn meine Person Sie so sehr interessiert, beehren Sie mich heute abend wieder – auf einen mehr kommt's nicht an. Dann können Sie Ihre Neugier zur Genüge befriedigen. Und bitte schön im Frack. Bei mir herrschen freizügige Sitten, aber die Herren, so sie keine Militärs sind, haben im Frack zu erscheinen – das ist Gesetz..«

Der Abend kam, und Erast Fandorin hatte sich in Schale geworfen. Zwar war ihm der väterliche Frack in den Schultern etwas weit, doch Agrafena Kondratjewna, die gute Frau

Gouvernementssekretärin, bei der Fandorin ein Zimmerchen zur Miete bewohnte, steckte ein paar Nadeln entlang der Naht, bis er ordentlich saß – wenigstens, solange man ihn nicht knöpfte. Ein riesiger Kleiderschrank war das einzige gewesen, was der gescheiterte Spekulant dem Sohn vererbt hatte; darin zum Beispiel fünf Paar weiße Handschuhe. Eine Seidenweste von Burgess und Lackschuhe von Pironet schossen den Vogel ab. Auch der nagelneue Zylinder aus dem Hause Blanc war nicht zu verachten, er rutschte allerdings etwas tief in die Stirn. Was nicht weiter schlimm war, man gab ihn am Eingang ab, das genügte. Auf das Stöckchen verzichtete Fandorin – zu gewagt, wie er fand. Er drehte sich vor dem Spiegel im dämmrigen Flur und war zufrieden, besonders was die vom unbarmherzigen »Lord Byron« ideal fassonierte Taille anging. In der Westentasche lagerte der Silberrubel, den Gruschin für einen Blumenstrauß spendiert hatte – »einen anständigen, aber ohne Protz«. Die Frage, welchen Protz man sich für einen lauisigen Rubel hätte leisten können, verkniß sich Fandorin und beschloß statt dessen, einen halben aus eigener Tasche dazuzulegen, damit es für Veilchen aus Parma reichte.

Der Blumen wegen mußte er nun auch noch eine Droschke bezahlen. Als Erast Fandorin vor dem Palast der Kleopatra anlangte (den Namen fand er für Amalia Kasimirowna Beshczkaja ausgesprochen passend), war es Viertel vor neun.

Die Gästeschar war schon beisammen. Noch im Vestibül konnte Schriftführer Fandorin, vom Stubenmädchen eingelassen, ein Gewirr aus vielen Männerstimmen hören, dazwischen ließ sich auch die eine silberhelle kristallklare ausmachen, die Stimme der Zauberin. An der Schwelle zögerte Fandorin ein wenig, nahm seinen Mut zusammen und trat nun einigermaßen forsch über sie hinweg; ihm lag daran, den

Eindruck eines gestandenen und weltgewandten Mannes zu erwecken. Die Mühe war umsonst – keiner schenkte dem Eintretenden Beachtung.

Fandorin blickte in einen Salon mit behaglich wirkenden saffianledernen Diwanen, samtbezogenen Stühlen und vornehmen Rauchtischchen, alles sehr stilvoll und modern. Auf einem Tigerfell in der Mitte des Raumes stand die Hausherrin, zur Spanierin herausgeputzt: purpurnes Kleid mit Korsage, eine feuerrote Kamelienblüte im Haar. Sie war so schön, daß es Fandorin den Atem verschlug. Er kam darum nicht gleich dazu, die Gäste näher zu betrachten, sah nur, daß es ausnahmslos Männer waren. Achtyrzew war auch da, er saß ein wenig abseits und schien ziemlich blaß.

»Da ist ja auch mein neuester Verehrer!« rief die Beshezka und sah Fandorin lachend an. »Nun haben wir das Teufelsdutzend voll. Alle vorzustellen dauert mir zu lange, aber sagen Sie, wie Sie heißen, ich habe es schon wieder vergessen, nur daß Sie Student sind, weiß ich noch.«

»Fandorin«, krächte er mit verräterisch zitternder Stimme, und er wiederholte noch einmal, eine Oktave tiefer: »Fandorin.«

Alle schauten ihn an, aber eher flüchtig, es war klar, daß der hinzugekommene Grünschnabel niemanden interessierte. Man spürte sofort, daß es in dieser Runde einen Mittelpunkt gab. Untereinander sprachen die Gäste kaum, alle hatten sie nur Augen für die Gastgeberin, und ausnahmslos jeder, selbst der gravitatische alte Herr mit dem Brillantstem, überschlug sich, um die anderen in den Schatten zu stellen und die Aufmerksamkeit der Dame wenigstens für einen Moment auf sich zu lenken. Lediglich zwei der Anwesenden benahmen sich nicht so – der schweigende Achtyrzew, der ständig das Glas an den Lippen hatte und Champagner in sich hineinschüttete,

und ein Husarenoffizier: kräftiger Kerl mit schelmischen, etwas glupschenden Augen, lächelndem Mund und blendend weißen Zähnen, ein schwarzes Bärtchen über der Lippe. Er schien sich ordentlich zu langweilen und schaute nur selten zu Amalia hinüber, zog es vor, mit abschätzigem Grinsen die übrigen Gäste zu betrachten. Die Kleopatra war dem Flegel offenbar besonders gewogen, sie rief ihn Ippolit, und allein von dem Blick, den sie ihm ein paar Mal zuwarf, wurde Fandorin weh ums Herz.

Plötzlich zuckte er zusammen. Ein aalglatter Herr mit dem weißen Annenkreuz am Hals hatte die eingetretene Konversationspause genutzt, um zu verkünden: »Zwar haben Sie es sich letztens verboten, Amalia Kasimirowna, über Kokorin herzuziehen, doch ist mir da etwas Interessantes zu Ohren gekommen.«

Er schwieg ein Weilchen und genoß den Effekt: Alle wandten sich ihm zu.

»Spannen Sie uns nicht auf die Folter, Anton Iwanowitsch, erzählen Sie«, drängte ein Dicker mit hoher Stirn, der aussah wie ein erfolgreicher Advokat.

»Ja, nur zu!« pflichteten die anderen ihm bei.

»Kokorin hat sich nicht auf die simple Art erschossen, er hat amerikanisches Roulette gespielt. In der Kanzlei des Generalgouverneurs hat man es mir heute morgen brühwarm erzählt«, tat der Glatte sich wichtig. »Wißt Ihr, was das ist, amerikanisches Roulette?«

»Ein alter Hut«, sagte Ippolit und hob die Schultern. »Du schnappst dir einen Revolver und steckst eine einzige Patrone rein. Blöd, aber macht was her. Zu dumm, daß es der Amerikaner erfunden hat und nicht unsereins.«

»Und was hat das mit Roulette zu tun, Graf?« Der alte Herr mit dem Stern verstand nicht.

»Pair oder Impair, Rouge oder Noir, Hauptsache, nicht Zero!« brüllte Achtyrzew und lachte gekünstelt, während er Amalia provozierend (so schien es Fandorin zumindest) in die Augen sah.

»Ich habe euch gewarnt: Wer davon redet, fliegt raus!« rief die Gastgeberin ernstlich erbost. »Und er kommt mir nicht mehr ins Haus! Habt ihr endlich was gefunden, worüber ihr euch das Maul zerfetzen könnt!«

Betretenes Schweigen.

»Mich vor die Tür zu setzen werdet Ihr gewiß nicht wagen«, versetzte Achtyrzew in unverändert dreistem Ton. »Ich darf mir hier wohl das Recht herausnehmen, zu sagen, was ich denke.«

»Und wieso, wenn man fragen darf?« erkundigte sich ein bulliger Hauptmann in Gardeuniform.

»Weil er besoffen genug ist, der Milchbart«, trieb Ippolit, eben vom Senior mit Graf tituliert, die Situation entschlossen auf die Spitze. »Wenn Ihr erlaubt, Amelie, befördere ich ihn an die frische Luft.«

»Wenn ich Eurer Sekundanz bedarf, lasse ich es Euch wissen, Ippolit Alexandrowitsch«, erwiderte Kleopatra nicht ohne Bissigkeit und erstickte so die Konfrontation im Keim. »Ich habe die bessere Idee, meine Herren. Wenn keiner von Ihnen in der Lage ist, eine interessante Unterhaltung in Gang zu bringen, sollten wir zum Pfänderspiel übergehen. Das war doch letzstens sehr lustig, als Frol Lukitsch verlor und Blumen in den Rahmen stecken mußte und sich die Finger dabei zerstoßen hat!«

Alle brachen in fröhliches Lachen aus – außer einem Herrn Herren mit Kolbe und Kinnbart, dem der Frack in den Nähten zu platzen schien.

»Ja, da hatte meine beste Amalia Kasimirowna was zu

lachen über den braven Kaufmann. Mir Dussel geschah's ganz recht«, versetzte er friedfertig. »Aber Aug' um Aug', Zahn um Zahn, so heißt es, zumindest im ehrlichen Handel. Wenn wir vor Euch Kopf und Kragen riskieren, solltet Ihr nicht billiger davonkommen!«

»Wo er recht hat, hat er recht, der Herr Kommerzienrat!« rief der Advokat. »Topp! Soll Amalia Kasimirowna ruhig auch einmal ihren Mut beweisen! Meine Herren, ich habe einen Vorschlag zu machen! Derjenige von uns, dem das glückliche Pfand gehört, darf von unserem Goldstück verlangen ... na ... eben etwas ganz Besonderes.«

»Jawohl! Bravo!« kam von allen Seiten Zustimmung.

»Oho? Ein kleiner Aufstand? Pugatschow und seine Bande?« Die betörend charmante Gastgeberin lachte. »Was wollt Ihr denn von mir?«

»Ich weiß etwas!« meldete Achtyrzew sich zu Wort. »Eine aufrichtige Antwort auf eine beliebige Frage. Ohne Zaudern, ohne Katz-und-Maus-Spiel. Und unter vier Augen.«

»Wozu unter vier Augen?« protestierte der Hauptmann. »Dann haben die anderen doch nichts davon.«

»Entweder aufrichtig oder vor allen, das ist wohl wahr«, stimmte die Beshezkaja Achtyrzew zu, und ihre Augen blitzten. »Gut, spielen wir um die Aufrichtigkeit – wie ihr wollt. Hoffentlich kriegt es der Glückliche nicht mit der Angst, wenn er die Wahrheit von mir zu gewärtigen hat? Sie könnte ihm schlecht bekommen!«

Der Graf stellte sich in alberne Positur und kollerte in Pariser Manier: »*J'en ai le frisson que d'y penser*. Zum Teufel mit der Wahrheit, meine Herren. Wen interessiert sie? Wollen wir nicht lieber amerikanisches Roulette spielen? Wäre das keine Versuchung?«

»Ippolit, ich hatte mich doch wohl deutlich genug aus-

gedrückt!« ließ die Göttin einen Blitz auf ihn niederfahren. »Und ich sage es nicht noch einmal. *Davon* kein Wort mehr!«

Ippolit verstummte augenblicklich, hob gar die Hände – ich bin ja schon still, sollte das heißen.

Währenddessen sammelte der flinke Hauptmann die Pfänder in seine Mütze. Fandorin legte das Batisttuch seines Vaters mit dem Monogramm *P.F.* hinein.

Der aalglatte Anton Iwanowitsch durfte ziehen. Gleich als erstes zog er die Zigarre hervor, die er selbst hineingelegt hatte, und fragte in servilem Ton: »Was bekommt dieses Pfand?«

»Vom Kringel das Loch«, erwiderte Kleopatra, das Gesicht zur Wand gedreht, und alle außer dem Glatten lachten gehässig.

»Und dieses?« Auf's Geratewohl zog Anton Iwanowitsch den Silberstift des Hauptmanns aus der Mütze.

»Den Schnee vom vorigen Jahr.«

Es folgten eine Uhr im Medaillon (»die Ohren vom Fisch«), ein Satz Spielkarten (»*mes condoléances*«), eine bernsteinene Zigarettenspitze (»viel Lärm um nichts«), ein alter Hundertrubelschein (»dreimal nichts«), ein Schildpattkamm (»viermal nichts«), eine einzelne Weinbeere (»die Mähne von Orest Kirillowitsch« – anhaltendes Gelächter, das einem absolut kahlköpfigen Herren mit Wladimir-Orden am Revers galt), eine Nelke (»dem nie und nimmer«). Nun lagen nur noch zwei Pfänder in der Mütze: Fandorins Tuch und Achtyrzews goldener Ring. Als nächstes glänzte der Ring in den Fingern des Spielmeisters, der Student beugte sich weit nach vorn, und Fandorin sah Schweißperlen auf die pickelübersäte Stirn treten.

»Der, ja, vielleicht könnte der ...?« fragte sich Amalia Kasimirowna gedehnt, die es wohl allmählich leid war, für die

Unterhaltung der Gäste zu sorgen. Achtyrzew hielt es nicht auf seinem Stuhl, er riß sich, ohne seinem Glück noch ganz zu trauen, den Zwicker von der Nase. »Ach nein, dem doch nicht, lieber dem letzten!« beschied die Schicksalsgöttin, womit die Folter ein Ende hatte.

Alles drehte sich zu Fandorin um, die meisten nahmen erst jetzt richtig von ihm Notiz. Die letzten Minuten, während seine Chancen stetig wuchsen, hatte er fieberhaft überlegt, wie er sich im Glücksfall verhalten sollte. Nun waren alle Zweifel ausgeräumt. Es hatte so kommen sollen.

Aber da sprang Achtyrzew auf ihn zu und wisperte voller Inbrunst: »Treten Sie zurück, ich flehe Sie an. Was wollen Sie denn ... Sie sind zum ersten Mal hier, für mich hingegen ist es die Stunde des Schicksals. Verkaufen Sie mir einfach Ihr Anrecht. Wieviel wollen Sie? Fünfhundert, tausend? Mehr?«

Mit ruhiger Entschiedenheit, die ihn selbst in Erstaunen setzte, schob Fandorin den verzweifelt Flüsternden beiseite, stand auf, trat auf die Gastgeberin zu und fragte, sich verbeugend: »Wohin wünschen Sie, daß wir uns zurückziehen?«

Erheitert und voller Neugier schaute sie Fandorin an. Ihm schwindelte von diesem geraden Blick.

»Am besten dort hinüber, in die Ecke. Ganz allein mit einem Draufgänger wie Ihnen möchte ich dann doch nicht sein.«

Ohne sich durch das höhnische Gelächter der anderen beirren zu lassen, folgte Fandorin ihr in die entfernteste Ecke des Salons und ließ sich auf einem Diwan mit geschnitzter Lehne nieder. Amalia Kasimirowna steckte eine Maisstrohzigarette in ihr silbernes Mundstück, entzündete sie an einer Kerze und streckte sich behaglich.

»Na, wieviel hat Ihnen Nikolai für mich geboten? Ich weiß doch, was er Ihnen einflüstern wollte.«

»Tausend Rubel«, gab Fandorin ehrlich zur Antwort. »Er wäre noch höher gegangen.«

Kleopatras Achataugen blitzten böse auf: »Oho, der scheint es ja nötig zu haben. Und Sie? Sind wohl Millionär?«

»Nein, eher arm«, erwiderte Fandorin bescheiden. »Aber mit dem Glück Handel zu treiben kommt mir schäbig vor.«

Im Salon hatte man es unterdessen aufgegeben, die Ohren zu spitzen, zu verstehen war von dem Zwiegespräch ohnehin nichts. Man fand sich zu Grüppchen zusammen, parlierte über dies und jenes, wobei freilich jeder immerzu in die Ecke herüberschielte.

Kleopatra musterte den jungen Mann, in dessen Hände sie sich für kurze Zeit begeben hatte, mit unverhohlenem Spott.

»Was wollen Sie denn nun fragen?«

Fandorin zögerte noch.

»Die Antwort wird ehrlich sein?«

»Ehrlichkeit hat etwas mit Ehre zu tun, und nach Ehre kann man bei unserer Art von Spielen lange suchen«, antwortete die Beshezskaja, ihr Lächeln bekam einen leisen Zug von Bitterkeit. »Aber Offenheit, die kann ich Ihnen garantieren. Nur enttäuschen Sie mich bitte nicht und stellen Sie keine dummen Fragen. Ich halte Sie für ein achtbares Individuum.«

Der Moment war da. Fandorin ging zur Attacke über.

»Was wissen Sie über den Tod von Pjotr Alexandrowitsch Kokorin?«

Die Gastgeberin erschrak nicht, zuckte nicht einmal, doch wenn Fandorin richtig gesehen hatte, waren ihre Augen für einen winzigen Moment schmal geworden.

»Wozu fragen Sie das?«

»Das erkläre ich Ihnen später. Erst antworten Sie.«

»Gut. Ich kann Ihnen sagen, was ich weiß. Den lieben

Kokorin hat eine äußerst rauhbeinige Dame auf dem Gewissen.« Für einen Moment senkte die Beshezkaja ihre dichten schwarzen Wimpern, und ein glühender Blick, schnell wie ein Bajonettstoß, schoß darunter hervor. »Diese Dame heißt Liebe.«

»Liebe zu wem? Zu Ihnen? Er ist doch öfters hier gewesen, oder nicht?«

»In der Tat. Und außer mir gibt es hier wohl niemanden zum Verlieben. Es sei denn, Orest Kirillowitsch.« Sie lachte.

»Kokorin tut Ihnen kein bißchen leid?« fragte Fandorin, erstaunt über soviel Hartherzigkeit.

Die ägyptische Königin zuckte gleichmütig die Schultern.

»Jeder ist seines Schicksals Schmied. Könnten das genug Fragen gewesen sein?«

»Noch nicht!« erwiderte Fandorin hastig. »Was hatte Achtyrzew mit der Sache zu tun? Und was hat das Testament zugunsten von Lady Aster zu bedeuten?«

Das Stimmengewirr in Fandorins Rücken schwoll an, genervt drehte er sich um.

»Ach, mein Ton behagt dir nicht?« fragte Ippolit herausfordernd. Er war dabei, dem betrunkenen Achtyrzew zu Leibe zu rücken. »Dann behagt dir das vielleicht besser?« Und er stieß dem Studenten mit der flachen Hand vor die Stirn – nicht sehr kräftig, doch genug, daß der magere Achtyrzew in Richtung Sessel flog und hineinplumpste; dort saß er nun und klapperte fassungslos mit den Augen.

»Hören Sie, Graf, so geht das nicht!« rief Fandorin und eilte auf den Raufbold zu. »Daß Sie stärker sind, gibt Ihnen nicht das Recht zu ...«

Doch seine wirre Anklage, die den Grafen wenig zu beeindrucken schien, ging in der schneidenden Stimme der Gastgeberin unter: »Raus hier, Ippolit! Und daß du mir den

Fuß nicht mehr in dieses Haus setzt, bis du wieder nüchtern bist!«

Schimpfend und fluchend polterte der Graf zum Ausgang. Neugierig beäugten die übrigen Gäste den schlaff im Sessel hängenden Achtyrzew, ein Häufchen Elend; er machte nicht den Versuch, sich zu erheben.

»Sie scheinen mir hier der einzige normale Mensch zu sein«, raunte Amalia Fandorin zu, während sie zur Tür ging. »Schaffen Sie ihn fort. Nur nicht fallenlassen.«

Beinahe augenblicklich erschien der Hüne John, der die Livree mit einem schwarzen Gehrock und gestärkter Chemisette getauscht hatte. Er half, den Studenten zur Tür zu bugsieren, und stülpte ihm den Zylinder auf den Kopf. Die Beshezkaja kam nicht heraus, sich zu verabschieden, und die finstere Physiognomie des Butlers sagte Fandorin, daß es Zeit war zu gehen.

FÜNFTES KAPITEL,
*in welchem unseren Helden
ernstliche Unannehmlichkeiten erwarten*

Draußen an der frischen Luft kam Achtyrzew wieder einigermaßen zu sich – er stand wacker auf den Füßen, schwankte nicht, so daß Fandorin es riskierte, seinen Arm loszulassen.

»Laufen wir vor zur Sretenka«, schlug er vor. »Da setze ich Sie in eine Droschke. Haben Sie es weit bis nach Hause?«

»Nach Hause?« Im flackernden Licht der Petroleumlaterne wirkte das bleiche Gesicht des Studenten wie eine Maske. »Auf gar keinen Fall nach Hause! Lassen Sie uns irgendwo anders hinfahren, ja? Mir ist nach Reden zumute. Sie haben ja gesehen, was ... die mit mir machen. Wie heißen Sie? Ach ja, Fandorin, komischer Name. Ich heiße Achtyrzew. Nikolai Achtyrzew.«

Fandorin verbeugte sich andeutungsweise, während er eine heikle moralische Frage zu bedenken hatte: War es in Ordnung, Achtyrzews labilen Zustand auszunutzen, um ihm die nötigen Auskünfte zu entlocken? Immerhin schien der »Grumme« ja selbst nicht abgeneigt, aus dem Nähkästchen zu plaudern.

Fandorin entschied, daß es in Ordnung war. Die Kompliziertheit des zu ermittelnden Falles stand dafür.

»Das ›Krim‹ ist nicht weit von hier«, fiel Achtyrzew ein. »Da brauchen wir kein Gefährt, das schaffen wir zu Fuß. Ist natürlich eine Kaschemme, aber die Weine sind passabel. Gehen wir hin, ja? Ich lade Sie ein.«

Fandorin ließ sich nicht bitten, sie liefen langsam (denn

der Student schwankte beim Laufen doch ein bißchen) durch die dunkle Gasse auf die weit vor ihnen blinkenden Lichter der Sretenka zu.

»Bestimmt halten Sie mich für einen Feigling, Fandorin, nicht wahr?« fing Achtyrzew mit schwerer Zunge wieder an. »Weil ich den Grafen nicht zum Duell gefordert, die Beleidigung hingenommen, den Betrunkenen gespielt habe. Ich bin kein Feigling, ich könnte Ihnen Dinge erzählen, Sie würden sich umgucken ... Er wollte mich ja nur provozieren. Das hat womöglich sie ihm eingeflüstert, um mich loszuwerden und sich dabei nichts nachsagen zu lassen ... Oh, diese Frau, wenn Sie wüßten! Und dem Surow ist es egal, ob er eine Fliege totschlägt oder einen Menschen. Jeden Morgen übt er eine Stunde lang Pistolenschießen. Es heißt, er trifft ein Fünfkopekenstück auf zwanzig Schritt. Soll das etwa ein Duell sein? Er ginge kein Risiko ein. Das wäre der blanke Mord, nur mit hübscherem Etikett. Und hinterher geschähe ihm gar nichts, er windet sich aus allem raus. Wäre nicht das erste Mal. Er fährt einfach ein Weilchen im Ausland spazieren. Ich aber möchte leben, ich hab's mir verdient.«

Sie bogen von der Sretenka in eine Seitenstraße ab, die unansehnlich, aber immerhin mit Gas- statt Petroleumlaternen versehen war; ein Stück voraus sah man ein dreistöckiges Gebäude mit hellerleuchteten Fenstern. Das muß das »Krim« sein! dachte Fandorin, und das Blut stockte ihm im Herzen – zuviel hatte er schon gehört von diesem in ganz Moskau berühmten Lokal.

An dem breiten, im grellen Lampenlicht liegenden Portal hielt niemand sie auf. Mit geübter Geste stieß Achtyrzew die hohe, mit Schnitzwerk verzierte Tür auf. Wärme schlug ihnen entgegen, Küchen- und Schnapsdunst, dazu ein tosendes Stimmengewirr und schluchzende Geigen.

Sie ließen die Zylinder an der Garderobe und liefen sogleich einem flinken Burschen in weinroter Bluse in die Arme, der Achtyrzew mit »Euer Erlaucht« titulierte und einen allerbesten, »extra reservierten« Tisch versprach.

Der Tisch stand an der Wand und zum Glück in einiger Entfernung von der Bühne, wo ein Zigeunerchor grölte und mit Schellen rasselte.

Fandorin, den es zum ersten Mal in eine echte Lasterhöhle verschlagen hatte, drehte unentwegt den Kopf nach allen Seiten. Ein buntes Publikum war zugegen, nüchtern anscheinend niemand mehr. Kaufleute und Börsenspekulanten mit ihren pomadisierten Köpfen gaben den Ton an – daß sie in diesen Zeiten das nötige Geld hatten, wußte man ja. Doch gesellten sich zu ihnen auch einige Subjekte von deutlich herrschaftlicherem Aussehen, sogar das goldene Monogramm eines Flügeladjutanten blitzte Fandorin von einer Epaulette an. Das Hauptaugenmerk des Kollegienregistrator galt allerdings den jungen Damen, die sich zu einem setzten, sobald nur der geringste Wink sie dazu aufforderte. Die Tiefe ihrer Dekolletes ließ Fandorin erröten, und die Röcke waren so geschlitzt, daß die runden Knie in den durchbrochenen Strümpfen auf schamloseste Weise hervorschauten.

»Was ist, haben die Dämchen es Ihnen angetan?« fragte Achtyrzew grinsend, nachdem er beim Kellner Schnaps und Wein bestellt hatte. »Seit ich Amalia kenne, zählen die für mich gar nicht mehr zum weiblichen Geschlecht. Wie alt sind Sie, Fandorin?«

»Einundzwanzig«, erwiderte Fandorin, ein Jährchen zugebend.

»Ich bin dreiundzwanzig. Und ich hab schon einiges hinter mir. Versteifen Sie sich bloß nicht auf diese Huren, sie

sind das Geld und die Zeit nicht wert. Danach fühlt man sich nur um so mieser. Wenn man schon lieben muß, dann bitte schön eine Königin! Aber wozu erzähle ich Ihnen das? Sie sind doch auch nicht zufällig bei Amalia aufgetaucht? Hat sie Ihnen den Kopf verdreht? Das mag sie, sie sammelt Männer, und ständig braucht sie neue Exponate. Wie heißt es in der Operette so schön: *Elle ne pense qu'à exciter les hommes* ... Aber alles hat seinen Preis, und ich habe ihn bezahlt. Soll ich Ihnen eine feine Geschichte erzählen? Sie gefallen mir irgendwie, Sie schweigen so schön. Und es kann Ihnen nicht schaden zu erfahren, was für eine Frau das ist. Vielleicht kommen Sie noch zur Besinnung, ehe sie Sie verschlingt, wie sie mich verschlungen hat. Oder hat es Sie schon erwischt, Fandorin, he? Was haben Sie ihr denn heute geflüstert?»

Fandorin schlug die Augen nieder.

»Also hören Sie zu«, begann Achtyrzew. »Sie haben mich vorhin der Feigheit verdächtigt, weil ich von Ippolit die Finger gelassen habe, ihn nicht zum Duell fordern wollte. Dabei hatte ich schon ein Duell, und was für eins, das kann sich Ihr Ippolit im Traum nicht vorstellen. Haben Sie gehört, wie strikt sie verboten hat, über Kokorin zu sprechen? Das hat seinen Grund! Sie hat Blut am Stecken, fürwahr! Ich natürlich auch. Nur daß ich für meine Sünden schon gebüßt habe, mit Todesangst. Kokorin war mein Studienkollege, er verkehrte auch bei Amalia. Früher waren wir befreundet, aber zuletzt sind wir ihretwegen zu Feinden geworden. Kokorin war frecher als ich, sah auch niedlicher aus, nur, *entre nous*, ein Krämer bleibt immer ein Krämer, ein Plebs, auch wenn er an der Universität studiert. Amalia hat ihren Spaß mit uns getrieben – mal zog sie den einen vor, mal den anderen. So ist sie: Mal sagt sie Nicolas und duzt dich, du fühlst dich in den Favoritenstand gehoben, und dann fällst du in Ungnade

wegen irgendeiner Kleinigkeit, sie verbietet dir eine Woche lang, ihr unter die Augen zu treten, siezt dich, ist förmlich bis dorthinaus. Wer einmal bei ihr an der Angel hängt, kommt nicht wieder los, das ist ihre Politik.«

»Und was spielt dieser Ippolit bei ihr für eine Rolle?« fragte Fandorin vorsichtig nach.

»Graf Surow? Das weiß ich nicht so genau, zwischen ihnen ist irgend etwas Besonderes. Entweder hat er sie in der Hand, oder sie ihn ... Eifersüchtig ist er jedenfalls nicht. So eine wie sie verbittet sich jede Eifersucht. Eben ganz die Königin!«

Er verstummte, weil eine Horde angetrunkener Kaufleute am Nachbartisch krakeelte – sie waren im Gehen und stritten, wer die Zeche bezahlen sollte. Dann schafften die Kellner flink das schmutzige Tischtuch beiseite, legten ein frisches auf, und keine Minute später nahm bereits ein neuer Gast Platz: ein Beamter, ziemlich besoffen, mit fast weißen, noch dazu (wohl vom Trinken) glasigen Augen. Eine dralle Brünette kam zu dem Trunkenbold geflattert, faßte ihn um die Schulter und schlug die Beine so eindrucksvoll übereinander, daß Fandorin Gelegenheit hatte, sich in den Anblick ihres faltenlos mit rotem Fil de Perse bestrumpften Knies zu versenken.

Unterdessen hatte der Student ein gut gefülltes Glas Rheinwein trockengelegt und fuhr, in seinem blutigen Beefsteak stochernd, zu erzählen fort: »Sie glauben wohl, Pierre Kokorin hätte aus Liebeskummer Hand an sich gelegt? Das wäre ja noch schöner. Nein, ich war es, der ihn umgebracht hat.«

»Was?!« Fandorin traute seinen Ohren nicht.

»Sie haben richtig gehört!« Achtyrzew nickte und schaute stolz drein. »Wenn Sie den Mund halten und mich nicht mit Ihren Fragen behelligen, erzähle ich Ihnen alles haarklein.

Jawohl, ich habe ihn getötet, und es reut mich nicht im geringsten. Wir haben uns duelliert, und zwar auf ehrliche Art. Ein ehrlicheres Duell hat es seit Ewigkeiten nicht gegeben! Wenn zwei sich vis-à-vis gegenüberstehen, geht es fast nie mit rechten Dingen zu: Der eine schießt besser, der andere schlechter, der eine ist dicker, man trifft ihn darum leichter, oder er hat eine schlaflose Nacht verbracht, und seine Hand zittert. Bei Pierre und mir hingegen war alles gerecht. Angefangen hat es im Sokolniki-Park, auf dem Rondell, wir fuhrten zu dritt in einer Equipage spazieren, und plötzlich sagte sie: ›Ach, ich hab euch alle beide satt, ihr reichen, verzogenen Jungs! Von mir aus könntet ihr euch gegenseitig den Schädel einschlagen.‹ Darauf Kokorin, das miese Stück: ›Ich tät's, wenn Ihr es mir lohntet.‹ Und ich: ›Für den richtigen Lohn täte ich es auch. Den, der nicht zu teilen ist. Einer soll verzichten – oder ins Gras beißen.‹ So weit war es mit uns schon gekommen, mit Kokorin und mir. ›Liebt Ihr mich wirklich so sehr?‹ fragte sie. Und er: ›Mehr als das Leben.‹ Von mir bekam sie Gleiches zu hören. ›Na gut, meinte sie, ›Mut ist das einzige, was ich an Menschen schätze, alles übrige läßt sich imitieren. So hört meinen Willen. Sollte einer von euch tatsächlich den anderen aus der Welt schaffen, dann wird sein Mut belohnt – womit, könnt ihr euch denken.‹ Und sie lachte. ›O je, was seid ihr zwei für hohle Schwätzer. Ihr würdet doch nie einen Mord begehen. Ihr habt auch wirklich gar nichts zu bieten außer dem elterlichen Kapital.‹ Das hat mich wütend gemacht. ›Für Kokorin kann ich die Hand nicht ins Feuer legen, habe ich gesagt, ›aber was mich angeht, so würde ich um einer solchen Belohnung willen weder mein noch ein anderes Leben schonen.‹ Darauf fuhr sie mich wütend an: ›Ach wißt ihr, mir reicht euer eitles Geschwätz. Die Wette gilt, ihr werdet euch duellieren, aber

nicht wie üblich, sonst gibt es hinterher bloß wieder einen Skandal. Und außerdem wäre es eine halbe Sache. Der eine schießt dem anderen in den Arm und erklärt sich zum Sieger. Nein, einer soll sterben und der andere lieben. So wie das Schicksal es will. Werft das Los! Wen es trifft, der soll sich erschießen. Und vorher schreibt er einen anständigen Abschiedsbrief, damit keiner auf den Gedanken kommt, es wäre um meinetwillen passiert. Na, was ist, kneift ihr? Wenn ihr kneift, dann schämt euch wenigstens und laßt euch nicht mehr bei mir blicken. Wäre mir auch recht.« Pierre sah mich an und sagte: »Ich weiß nicht, wie Achtyrzew die Sache sieht, ich jedenfalls kneife nicht.« Und so war es besiegelt ...«

Der Student schwieg und ließ den Kopf hängen. Dann fuhr er auf, goß das Weinglas randvoll und schüttete es in sich hinein. Das rotbestrumpfte Mädchen am Nachbartisch bekam von dem Mann mit den weißen Augen etwas ins Ohr geflüstert, worüber sie sich halbtot lachte.

»Aber was ist mit dem Testament?« fragte Fandorin – und biß sich auf die Zunge, denn davon hätte er wohl kaum etwas wissen dürfen. Doch Achtyrzew, versunken in seiner Geschichte, nickte nur matt:

»Ach, das Testament ... Das kam auch von ihr. »Ihr denkt, ihr könnt mich mit Geld kaufen? Na schön, von mir aus – nur nicht für hunderttausend, wie Nikolai sich einbildet!« (Ich hatte es einmal versucht, so bei ihr zu landen, und wäre um ein Haar rausgeflogen.) Auch nicht für's Doppelte. Nein, ich will alles, was ihr habt. Wem der Tod beschieden ist, der soll nackt ins Jenseits hinübertreten. Aber«, hat sie gesagt, »denkt nicht, daß ich euer Geld nötig habe, ich verschenke mein eigenes an Hinz und Kunz. Nein, soll es für irgendeinen guten Zweck hingehen – an ein Kloster oder was weiß ich. Als Abbitte für die Todsünden. »Was meinst du, Pe-

truscha«, fragt sie ihn, »reichen deine Millionen für eine schöne dicke Kerze?« Dabei war Kokorin ein bekennender Atheist. »Bloß nicht den Popen in den Rachen!« parierte er hitzig. »Dann schon lieber den gefallen Mädchen! Soll jedes sich eine Nähmaschine kaufen und das Gewerbe wechseln. Wenn eines Tages in ganz Moskau keine Hure mehr übrig ist, verdankt ihr es dem seligen Pjotr Kokorin!« – »Na, ich weiß nicht«, entgegnete Amalia, »wer einmal vom Weg abgekommen ist, den krepelst du nicht mehr um. Das muß früher passieren, in zartester Jugend!« Kokorin hat bloß abgewinkt: »Dann kriegen es eben irgendwelche Kinder, das Waisenhaus, was weiß ich!« Sie strahlte übers ganze Gesicht: »Dafür, Petruscha, wird dir vieles verziehen sein. Komm her, laß dich küssen!« Mich hat die Wut gepackt. »Puh, im Waisenhaus, da lassen sie deine Million ruck, zuck verschwinden, sag ich dir. Hast du nicht gelesen, was über die staatlichen Heime in den Zeitungen steht? Es gibt sowieso viel zu viele davon. Soll es die Engländerin kriegen, dieses Freifräulein Aster, die klaut nicht.« Dafür bekam auch ich von Amalia einen Kuß: Prima! hieß das, wischt den Patrioten ruhig mal eins aus. Das war am elften, am Sonnabend. Am Sonntag haben wir uns getroffen, Kokorin und ich, und alles besprochen. Das war ein seltsames Gespräch, kann ich Ihnen sagen. Er tat großspurig, alberte herum, während ich die meiste Zeit schwieg. In die Augen haben wir uns kein einziges Mal gesehen. Ich war wie betäubt ... Wir bestellten einen Advokaten und setzten in aller Form die Testamente auf. Pierre wurde für mich zum Zeugen und Vollstrecker ernannt, ich für ihn. Der Advokat bekam von jedem fünftausend dafür, daß er den Mund hielt. Wenn er geplaudert hätte, wäre es ohnehin sein Schaden gewesen. Verblieben sind wir so, wie Pierre es vorschlug: Treffpunkt um zehn bei mir an der

Taganka. Da wohne ich, genaugenommen in der Gontscharnaja. Jeder mit einem Revolver in der Tasche, Sechsermagazin, aber nur eine Patrone dann. Wir gehen jeder für sich, immer so, daß er den anderen sieht. Wer als erster dran ist, wird ausgelost. Irgendwo hatte Kokorin etwas über das amerikanische Roulette gelesen, das hat ihm gefallen. ›Du wirst sehen, Kolja‹, hat er gesagt, ›nach uns werden sie es in russisches Roulette umbenennen.‹ Außerdem fand er es öde, sich zu Hause die Kugel zu geben, wir sollten zuletzt noch mal einen richtig schönen Spaziergang machen, mit Spannungsmomenten. Ich stimmte zu, mir war alles egal. Ehrlich gesagt, hatte ich mich schon aufgegeben, weil ich mir sicher war zu verlieren. Morgen ist der Dreizehnte, ausgerechnet der Dreizehnte, hämmerte es in meinem Kopf. Die Nacht hab ich kein Auge zugetan, ich war nahe daran, mich ins Ausland abzusetzen, aber allein der Gedanke, wie er mit ihr zurückbleiben und mich auslachen würde ... Ich rührte mich also nicht von der Stelle.

Und dann der Morgen. Pierre kam – geckenhaft gekleidet, mit weißer Weste, äußerst aufgekratzt. Er war ein Glückskind, anscheinend hoffte er auch diesmal wieder Glück zu haben. Wir würfelten bei mir im Arbeitszimmer. Er kam auf neun Augen, ich auf drei. Darauf war ich gefaßt gewesen. ›Ich tue keinen Schritt mehr‹, sagte ich. ›Lieber sterbe ich hier.‹ Ich ließ die Trommel rotieren, setzte mir die Mündung an die Brust. ›Halt!‹ rief er. ›Nicht ins Herz. Wenn die Kugel abdriftet, quälst du dich ewig. Besser an die Schläfe oder in den Mund.‹ – ›Danke der Fürsorge‹, sagte ich und haßte ihn in dem Moment so, daß ich ihn am liebsten abgeknallt hätte, ohne jedes Duell. Aber ich folgte seinem Rat. Nie werde ich dieses Klicken vergessen, beim ersten Mal. Das fuhr mir so ins Ohr, ich hätte ...«

Achtyrzew schüttelte sich und goß wieder ein. Die Sängerin, eine fette Zigeunerin mit goldglänzendem Schal, trug jetzt mit tiefer Stimme etwas Langsames, zu Herzen Gehendes vor.

»Und dann hörte ich Pierre sagen: ›Gut, jetzt bin ich dran. Gehen wir spazieren.« Erst da wurde mir bewußt, daß ich noch am Leben war. Wir liefen zur Schwiwaja Gorka hinauf, von wo man den Blick auf die Stadt hat. Kokorin immer voraus, ich zwanzig Meter hinter ihm. Knapp vor dem Abhang blieb er stehen, das Gesicht von mir abgewandt. Dann hob er die Hand mit der Pistole so, daß ich sie sehen konnte, drehte die Trommel. Zack! hatte er sie an der Schläfe – und klick. Ich hatte gewußt, daß ihm nichts passieren würde, ich hatte es nicht einmal anders zu hoffen gewagt. Danach würfelten wir neu – und wieder traf es mich. Wir liefen zur Jausa hinunter, dort war keine Menschenseele. Ich kletterte auf einen Brückenpfeiler, um mich nachher gleich ins Wasser fallenzulassen ... Noch einmal ging es gut. Wir machten, daß wir davontamen. Pierre meinte: ›Irgendwie wird es langweilig. Wollen wir die Spießier ein bißchen schockieren?« Er hielt sich großartig, das muß man ihm lassen. Wir bogen in eine Gasse, wo mehr Betrieb war, Kutschen verkehrten. Ich wechselte auf die andere Straßenseite. Kokorin nahm den Hut ab, verbeugte sich nach rechts und nach links, hob dann die Hand in die Höhe, ließ die Trommel kreisen – kein Schuß. Jetzt mußten wir die Beine in die Hand nehmen: Geschrei, Aufruhr, kreischende Damen. Wir verzogen uns in eine Einfahrt – das war schon in der Marosejka –, würfelten. Und was glauben Sie? Wieder verlor ich! Er hatte zwei Sechsen und ich zwei Einsen, ungelogen! Das war's! dachte ich, Schluß, aus, *finito!* Ein besseres Symbol konnte es nicht geben: dem einen die volle Hand, dem anderen gar nichts. Den dritten Anlauf nahm ich

vor der Kosma-und-Damian-Kirche, wo ich getauft worden bin. Ich stellte mich auf die Freitreppe, wo die Bettler hocken, gab jedem einen Rubel, nahm die Mütze ab ... Als ich die Augen wieder aufschlug, lebte ich immer noch. Und einer von den Krüppeln tat einen Spruch: »Die Seele juckt, der Herrgott schluckt«, meinte er zu mir. Wortwörtlich, das hab ich mir gemerkt. Wir also schleunigst weg und weiter. Kokorin konnte es beim nächsten Mal nicht vornehm genug haben, die Konditorei auf dem Neglinny mußte es sein, direkt neben der Golofejew-Passage. Er geht hinein, sucht sich einen Platz, ich stehe draußen vor dem Fenster. Er sagt etwas zu einer Dame am Nebentisch, sie lächelt. Er zieht den Revolver, drückt ab – alles gut zu sehen. Die Dame kriegt sich nicht ein vor Lachen. Da hat er den Revolver wieder eingesteckt und mit ihr noch ein bißchen geplaudert, seinen Kaffee ausgetrunken. Ich stand wie versteinert, empfand überhaupt nichts mehr, hatte nur den einen Gedanken: Jetzt müssen wir wieder würfeln. Das haben wir dann auf dem Ochotny getan, neben dem Hotel »Loskutnaja«, und da traf es ihn. Ich hatte eine Sieben, er eine Sechs. Sieben und sechs, das ist nur ein Auge Unterschied. Bis zu Gurowskis Gasthaus sind wir zusammen gegangen. Da, wo sie das Historische Museum bauen, trennten wir uns – er spazierte in den Alexandergarten rein, die Allee lang, und ich blieb draußen vor dem Zaun. Das letzte, was er zu mir sagte, war: »Was sind wir für Idioten, Kolja. Wenn's jetzt noch mal gut geht, ist Feierabend.« Ich wollte ihn aufhalten, Gott ist mein Zeuge, aber ich hab's nicht getan. Warum, weiß ich nicht. Nein, falsch, geschwindelt, ich weiß es sehr wohl: Es war die pure Gemeinheit. Einmal soll er ruhig noch die Trommel drehen, dachte ich, hinterher sehen wir weiter, vielleicht lassen wir's ja wirklich gut sein. Das erzähle ich nur Ihnen, Fandorin. Ich komme mir vor wie zur Beichte ...«

Achtyrzew trank wieder, die Augen hinter dem Zwicker waren rot und trübe. Atemlos wartete Fandorin, daß die Geschichte weiterging, obwohl ihm das, was nun kommen mußte, mehr oder weniger bekannt war. Achtyrzew zog eine Zigarre aus der Tasche, rieb mit zitternder Hand ein Zündholz an. Es war auffällig, wie wenig die lange, dicke Zigarre zu dem groben Jungengesicht paßte. Achtyrzew zertrieb mit der Hand die Rauchwolke vor seinen Augen und sprang plötzlich auf.

»Ober, die Rechnung! Ich halte es hier nicht mehr aus. Der Lärm, die Luft!« Er zerrte an seinem Seidenschlips. »Wir sollten das Lokal wechseln. Oder uns die Beine vertreten.«

Vor dem Eingang blieben sie stehen. Die Straße war düster und leer, alles Licht in den Häusern, mit Ausnahme des »Krim«, erloschen. In der nächststehenden Laterne flackerte und zuckte die Gasflamme.

»Oder doch lieber nach Hause?« stammelte Achtyrzew undeutlich mit zwischen den Lippen klemmender Zigarre. »Hier um die Ecke muß es Kutschen geben!«

Die Tür ging auf, heraus trat ihr Tischnachbar von eben, der weißäugige Staatsdiener mit schiefsitzender Mütze. Er hickste laut, kramte in der Tasche seines Uniformrocks und holte eine Zigarre hervor.

»Dürfte ich um ein Feuerchen bitten?« fragte er und näherte sich ihnen. Fandorin meinte einen leichten, irgendwie baltischen Akzent gehört zu haben.

Achtyrzew klopfte sich auf die eine, dann auf die andere Tasche, dort klapperten leise die Zündhölzer. Fandorin wartete geduldig. Da plötzlich ging mit dem Weißäugigen eine unbegreifliche Verwandlung vor sich: Er schien zu schrumpfen und ein wenig einzuknicken. Im allernächsten Moment

lag wie von ungefähr ein kurzes, flaches Messer in seiner Hand, das der Beamte mit knapper, wippender Bewegung in Achtyrzew's rechte Seite stieß.

Das weitere geschah sehr schnell, binnen zwei, drei Sekunden, aber Erast Fandorin schien es, als stünde die Zeit still. Er nahm so manches wahr, dachte so manches, nur sich vom Fleck zu rühren vermochte er nicht; es war, als hätte das Aufblitzen der stählernen Klinge ihn hypnotisiert.

Das erste, was Fandorin durch den Kopf ging, war: Er hat die Leber getroffen – und sogleich tauchte, wer weiß aus welchen Tiefen des Gedächtnisses, ein Satz aus dem Gymnasiallehrbuch für Biologie vor ihm auf: *Die Leber ist diejenige Innerei im tierischen Körper, worin Blut und Galle sich son- dern*. Als nächstes sah er Achtyrzew sterben. Fandorin hatte nie zuvor jemanden sterben sehen, doch daß Achtyrzew starb, wußte er aus irgendeinem Grund genau. Sein Blick war vollkommen gläsern geworden, die Lippen zuckten im Krampf, und ein dünner Strahl kirschroten Bluts kam zwischen ihnen hervorgeschossen. Langsam und, wie es Fandorin schien, geradezu elegant zog der Beamte das Messer zurück, dessen Klinke nun nicht mehr blitzte; ganz langsam drehte er sich zu Fandorin um, und sein Gesicht war plötzlich sehr nah: die weißen Augen mit den schwarzen Pupillenpunkten, die schmalen, blutleeren Lippen. Letztere bewegten sich, sprachen ein vernehmliches Wort: »Asasel«. Und dies war der Moment, da die Zeit, die sich einer Feder gleich gedehnt hatte, an die Grenze ihrer Dehnbarkeit gekommen war, sie entspannte sich nun blitzartig und fuhr Fandorin brennend in die rechte Seite, so heftig, daß er einfach nach hinten umfiel und mit dem Kopf gegen das Geländer der Eingangstür schlug. Was war das? Wer ist noch mal Asasel? dachte Fandorin, und: Träume ich etwa? Dann

dachte er: Jetzt hat er mit seinem Messer Lord Byron getroffen. Fischbein. Für die gertenschlanke Taille.

Die Tür wurde aufgestoßen, eine lärmende, lachende Gesellschaft drängte heraus.

»Oho, meine Herren, geben Sie acht, hier haben wir ja ein Schlachtfeld, das reinste Borodino! Es hat sie umgehauen, die Guten. Na, wer nicht zu trinken versteht!«

Fandorin stützte sich auf, eine Hand gegen die feuchte, heiße Hüfte gepreßt, um nach dem Weißäugigen zu sehen.

Doch seltsam, der Weißäugige war weg. Achtyrzew lag da, wie er umgefallen war, kopfüber auf den Treppenstufen. Der Zylinder lag auch da, er war ein wenig weitergerollt, nur der Beamte fehlte, war spurlos verschwunden, hatte sich in Luft aufgelöst. Und kein Mensch sonst war auf der Straße zu sehen, die Laternen brannten trübe.

Plötzlich ging mit diesen Laternen etwas Merkwürdiges vor. Sie drehten sich, kippten, erst wurde es ganz hell – und schließlich ganz finster.

SECHSTES KAPITEL,
in welchem ein Mann der Zukunft auftritt

»Liegenbleiben, mein Bester, nur ja liegenbleiben!« sagte Xaveri Gruschin noch auf der Schwelle, als Fandorin in seiner Verlegenheit die Beine vom harten Diwan nehmen und auf den Boden stellen wollte. »Was hat der Doktor Ihnen befohlen? Ich weiß es, ich habe mich erkundigt. Nach der Entlassung zwei Wochen strengste Bettruhe, damit der Schnitt ordentlich verheilen und das erschütterte Gehirn wieder an Ort und Stelle rutschen kann. Und Sie liegen noch keine zehn Tage!«

Er setzte sich und rieb mit einem karierten Taschentuch seine puterroten Glatze trocken.

»Uff, die Sonne brennt, brennt wirklich ganz hübsch. Schauen Sie, ich habe Ihnen Marzipan mitgebracht und Kirschen, ganz frisch, wohl bekomm's! Wo soll ich es hinlegen?«

Der Kriminalamtsvorsteher sah sich suchend in dem winzigen Kämmerchen um, in dem der Kollegienregistrator logierte. Für das Bündel mit den Mitbringseln war nirgends Platz: Auf dem Diwan lag der Mieter, auf dem Stuhl saß Xaveri Gruschin selbst, auf dem Tisch türmten sich Bücher. Andere Möbel gab es nicht – auch keinen Kleiderschrank. Was dort hineingehört hätte, hing samt und sonders an Nägeln, die Fandorin in die Wand geschlagen hatte.

»Tut's denn noch weh?«

»Kein bißchen!« erwiderte Fandorin, was ein wenig geflunkert war. »Von mir aus können die Fäden morgen schon

raus. Es ist ja nur ein bißchen über die Rippen geschlittert, mehr nicht. Und der Kopf ist auch ganz in Ordnung.«

»Na, na, nehmen Sie sich Zeit mit dem Gesundwerden, das Gehalt läuft ja weiter.« Gruschin zog ein reuiges Gesicht. »Seien Sie mir nicht böse, mein Bester, daß ich erst so spät aufkreuze. Bestimmt haben Sie schon schlecht gedacht von dem Alten – zum Rappportschreiben kommt er gleich ins Krankenhaus gerannt, und nachher, wenn alle Schuldigkeit getan ist, läßt er sich kein zweites Mal blicken. Beim Arzt habe ich Erkundigungen einholen lassen, das schon, aber für einen Besuch war einfach keine Zeit. Wenn Sie wüßten, was im Amt derzeit für ein Trubel ist! Tag und Nacht, ohne Übertreibung.« Der Kriminalbeamte schüttelte den Kopf und senkte vertraulich die Stimme: »Ihr Achtyrzew war nicht irgendwer, er war der leibliche Enkel Seiner Durchlaucht Kanzler Korschakow.«

»Was Sie nicht sagen!«

»Der Vater ist Botschafter in Holland, verheiratet in zweiter Ehe, so daß Ihr Intimus in Moskau bei der Tante gewohnt hat, der Fürstin Kortschakowa, im eigenen Palazzo an der Gontscharnaja. Die Fürstin ist voriges Jahr dahingegangen, er hat alles geerbt, dabei stand er sich vorher schon gut, von der seligen Frau Mutter her. Ach, hat das einen Wind gegeben bei uns, ich kann Ihnen sagen. Zuallererst sollte der Vorgang dem Generalgouverneur unterstellt werden, Fürst Dolgoruki persönlich, aber leider war da gar kein Vorgang, man wußte überhaupt nicht, wie man der Sache beikommen sollte. Den Mörder hat außer Ihnen keiner gesehen. Die Beshezkaja, sagte ich Ihnen letztens schon, ist wie vom Erdboden verschwunden. Das Haus leer. Keine Diener, keine Papiere. Da kann man lange suchen: Weder weiß einer, woher sie kommt, noch, wer sie eigentlich ist. Dem Paß nach

eine Adlige aus Wilna. Wir haben angefragt – sie ist dort nicht gemeldet. So sieht's aus. Vorige Woche ruft mich Seine Exzellenz zu sich. »Nimm's mir nicht krumm, Xaveri«, sagt er, »ich kenne dich seit langem und weiß deine Gewissenhaftigkeit zu schätzen, aber der Fall ist eine Nummer zu groß für dich. Aus Petersburg kommt ein Sonderermittler, zur besonderen Verfügung des Gendarmeriechefs und Vorstehers der Dritten Abteilung, Seiner Exzellenz Generaladjutant Lawrenti Arkadjewitsch Misinow. Was das für ein Vögelchen ist, kannst du dir denken! Einer vom neuen Schlag, Intellektueller, Mann der Zukunft. Geht streng nach der Wissenschaft vor. Ein Meister in kniffligen Fällen, will uns beiden was vormachen.« Xaveri Gruschin grunzte böse. »Ein Mann der Zukunft also, während Gruschin nun mal ein Mann der Vergangenheit ist. So sieht's aus. Vor drei Tagen ist er eingetroffen in aller Frühe, das war wohl der Mittwoch, der Zweiundzwanzigste. Iwan Franzewitsch Brilling heißt er, seines Zeichens Staatsrat. Und das mit dreißig Jahren! Seit-her geht's rund bei uns. Heute haben wir Sonnabend, und trotzdem bin ich seit neun im Dienst. Und gestern haben wir bis elf in der Nacht gegessen und sogenannte Schemata gekritzelt. Das Zimmer, wo wir immer unseren Tee getrunken haben, wissen Sie noch? Anstelle des Samowars steht da jetzt ein Telegrafienapparat, und ein Telegrafist sitzt davor und schiebt rund um die Uhr Dienst. Da kann man eine Depesche bis nach Wladiwostok schicken oder meinetwegen nach Berlin, Antwort sofort. Die bestellten Agenten hat er zur Hälfte davongejagt, hat seine Leute aus Petersburg mitgebracht, die hören nur auf ihn. Mich hat er hochnotpeinlich ausgefragt und die Ohren dabei gespitzt. Erst dachte ich, er schickt mich in den Ruhestand, aber nein, Kriminalvorsteher Gruschin darf sich einstweilen noch nützlich machen. Ach,

übrigens bin ich ja ... bin ich ja an sich auch gekommen, mein Lieber, weil nämlich ...«, Gruschin fing an zu drucksen, »ja, weil ich Sie vorwarnen wollte. Er hat nämlich die Absicht, heute noch hier aufzutauchen, zur persönlichen Befragung. Da braucht Ihnen aber nicht bange zu sein, man wirft Ihnen nichts vor. Sie haben ja sogar in Erfüllung Ihrer Pflichten eine Verwundung davongetragen. Nur, seien Sie so lieb, hauen Sie den Alten nicht in die Pfanne. Wer konnte denn ahnen, daß die Sache so ausgehen würde ...«

Fandorin maß seine ärmliche Behausung mit einem traurigen Blick. Einen schönen Eindruck würde diese Petersburger Persönlichkeit von ihm bekommen!

»Vielleicht sollte ich selber zu ihm ins Amt fahren? Mir geht es schon ganz fabelhaft, ehrlich!«

»Unterstehen Sie sich!« Der Kriminalamtsvorsteher wedelte abwehrend mit den Händen. »Soll denn der Chef gleich wissen, daß ich hier war, Sie zu alarmieren? Schön liegenbleiben. Er hat Ihre Adresse notiert, bestimmt taucht er heute noch hier auf.«

Der »Mann der Zukunft« kam am Abend, zwischen sechs und sieben, so daß Fandorin Zeit gehabt hatte, sich gründlich vorzubereiten. Zur Wirtin, Agrafena Kondratjewna, hatte er gesagt, ein General rücke an, Malaschka solle also den Fußboden im Flur wischen, die morsche Truhe entfernen und sich vor allem unterstehen, Kohlsuppe zu kochen. Seinem eigenen Zimmer verlieh der Rekonvaleszent einigen Aufputz: Die Kleider an den Nägeln wurden vorteilhafter drapiert, die Bücher kamen unters Bett, einzig ein französischer Roman sowie David Humes »Untersuchung über den menschlichen Verstand« im Original und die »Aufzeichnungen eines Pariser Ermittlers« von Jean Debray blieben

auf dem Tisch liegen, später tauschte Fandorin noch den De-bray gegen eine »Anleitung zum richtigen Atmen durch den echten indischen Brahmanen Herrn Chandra Johnson« aus, nach dessen Maßgaben er allmorgendlich eine den Geist stärkende Gymnastik betrieb. Sollte der Meisterdetektiv sehen, daß hier einer wohnte, der zwar arm, aber nicht liederlich war. Um die Schwere seiner Verletzung hervorzuheben, entlieh er sich aus Agrafena Kondratjewnas Vorräten ein Fläschchen mit irgendeiner Mixtur, das er neben dem Diwan auf den Stuhl stellte, wickelte sich einen weißen Schal um den Kopf und streckte sich so auf seinem Krankenlager aus. Leidgeprüft und tapfer wollte er wirken – dafür schien nun alles im Lot zu sein.

Endlich, als er des Herumliegens schon müde war, klopfte es kurz an die Tür, und herein kam, ohne eine Antwort abzuwarten, ein energischer Herr in leichtem Jackett, hellen Hosen, ohne Kopfbedeckung. Die akkurat gescheitelten rot-blonden Haare ließen eine hohe Stirn frei, zwei Lachfältchen saßen in den Winkeln eines Mundes, der von Willensstärke geprägt schien, so wie das glattrasierte Kinn mit dem Grübchen Selbstsicherheit ausstrahlte. Die grauen, durchdringend blickenden Augen hatten das Zimmer in Blitzesschnelle gemustert und ruhten nun auf Fandorin.

»Wie ich sehe, muß ich mich nicht erst vorstellen«, sagte der Gast fröhlich. »Das Wichtigste über mich ist Ihnen bereits bekannt, wenn auch vielleicht in etwas ungünstigem Licht. Hat Gruschin sich über den Telegrafan beschwert?«

Fandorin klapperte mit den Augen und wußte nicht, was er sagen sollte.

»Das ist die deduktive Methode, mein lieber Fandorin. Die Rekonstruktion des Gesamtbildes aus einigen beiläufigen Details. Hierbei kommt es darauf an, sich nicht zu weit vor-

zuwagen, keine unkorrekten Schlüsse zu ziehen, solange die vorhandene Information mehrere Deutungen zuläßt. Aber darüber sprechen wir noch, das hat Zeit. Was Gruschin betrifft, so liegen die Dinge sehr einfach. Ihre Wirtin hat sich fast bis zum Boden vor mir verneigt und mich mit ›Exzellenz‹ angesprochen – Punkt eins. Äußerlich sehe ich, wie Sie unschwer bemerken, einer Exzellenz wenig ähnlich, bin bislang auch keine solche, mein Rang ließe allenfalls ein ›Hochwohlgeboren‹ zu – Punkt zwei. Zu keinem außer Gruschin habe ich von meiner Absicht, Sie zu besuchen, gesprochen – Punkt drei. Daß des Herrn Kriminalvorstehers Äußerungen zu meiner Tätigkeit nicht eben schmeichelhaft sind, ist klar – Punkt vier. Na, und der Telegrafenapparat, ohne den es, wie Sie gewiß zustimmen werden, im modernen Kriminalwesen nicht mehr geht ... den kann unser lieber, betulicher Xaveri Feofilaktowitsch Gruschin unmöglich verschwiegen haben – Punkt fünf. Korrekt?«

»Korrekt!« entfuhr es Fandorin, womit er, beschämt und hochbeeindruckt, dem guten Gruschin die Treue aufkündigte.

»Nanu, in Ihrem zarten Alter schon Hämorrhoiden?« fragte der muntere Gast, während er die Mixtur vom Stuhl auf den Tisch stellte und Platz nahm.

»Nicht doch!« Fandorin wurde flammend rot und im selben Moment auch Agrafena Kondratjewna untreu. »Das ... das hat die Wirtin verwechselt. Sie verwechselt immerzu etwas, Euer Hochwohlgeboren. Wo diese Frau nur ihren Kopf hat!«

»Verstehe. Aber sagen Sie Iwan Franzewitsch oder, noch besser, einfach Chef zu mir, wir werden ja miteinander das Vergnügen haben. Ich las übrigens Ihren Rapport.« Brillling kam ohne Umschweife zum Thema. »Der hat Hand und

Fuß. Gut beobachtet. Gut geschlußfolgert. Und ich bin angenehm überrascht von Ihrer Intuition – das ist in unserem Geschäft das Allerwertvollste. Bevor man weiß, wie die Dinge sich entwickeln, muß einem der Instinkt schon sagen, was zu tun ist. Wie kamen Sie eigentlich darauf, daß der Besuch bei der Beshezkaja gefährlich für Sie werden könnte? So daß Sie Vorsorge trafen und ein Schutzkorsett anlegten? Alle Achtung!«

Die Röte in Fandorins Gesicht nahm immer mehr zu.

»Doch, das war ein großartiger Einfall. Vor Kugeln kann so etwas zwar nicht schützen, aber gegen Hieb- und Stichwaffen ist es bestens geeignet. Ich werde dafür sorgen, daß eine Partie solcher Korsetts für Agenten in riskanten Einsätzen angeschafft wird. Wie heißt die Marke?«

»Lord Byron«, gab Fandorin verschämt Auskunft.

»Lord Byron«, wiederholte Brilling und notierte es in ein kleines, in Leder gebundenes Büchlein. »Und jetzt sagen Sie mir, wann Sie wieder anfangen können? Ich habe mit Ihnen so einiges vor.«

»Von mir aus schon morgen!« rief Fandorin emphatisch und sah seinen neuen Vorgesetzten respektive Chef verliebt an. »Gleich früh gehe ich zum Doktor und lasse mir die Fäden ziehen, dann stehe ich zu Ihrer Verfügung!«

»Großartig. Wie würden Sie übrigens die Beshezkaja charakterisieren?«

Fandorin wurde von neuem verlegen; holpernd, unter Zuhilfenahme vieler Gesten, begann er: »Das ist ... wie soll ich sagen ... eine seltene Erscheinung. Eine Kleopatra. Oder Carmen ... Sie ist unbeschreiblich schön, aber darum geht es gar nicht. Ihr Blick ist wie ein Magnet, aber darum geht es auch nicht. Ich hab's, die Hauptsache ist etwas anderes: Man spürt in ihr eine gewaltige Kraft. Eine Kraft, bei der man das

Gefühl hat, sie spielt mit allem und jedem. Und das Spiel hat unbegreifliche Regeln, es ist ein grausames Spiel. Diese Frau ist meiner Meinung nach durchaus lasterhaft, aber zugleich ... absolut unschuldig. Als wäre sie nur falsch erzogen worden in ihrer Kindheit. Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll ...« Fandorin, da er merkte, daß er Unsinn redete, wurde schon wieder rot, brachte seinen Vortrag jedoch zu einem Ende. »Mir scheint, sie ist nicht so schlecht, wie es scheinen will.«

Der Staatssekretär sah den jungen Mann forschend an und stieß einen leisen, übermütigen Pfiff aus.

»Ach, so läuft der Hase. Das dachte ich mir. Ich sehe, diese Amalia Beshezkaja ist ein geradezu hochgefährliches Wesen. Insbesondere für junge Romantiker in der sexuellen Reifephase.«

Zufrieden mit der Wirkung seines Scherzes, stand Iwan Brilling auf und ließ noch einen Blick durch das Zimmer gehen.

»Dieser Stall wird Sie um die zehn Rubel kosten, nehme ich an?«

»Zwölf«, entgegnete Fandorin mit Würde.

»Die Dekoration kommt mir bekannt vor. Ich habe seinerzeit genauso gehaust. Als Gymnasiast im ruhmreichen Char-kow. Mir ging es nämlich wie Ihnen – schon als Kind stand ich ohne Eltern da. Aber das kann für die Herausbildung der Persönlichkeit nur von Nutzen sein. Fünfunddreißig Rubel Gehalt, gemäß Rangliste?« erkundigte sich der Staatssekretär so übergangslos wie zuvor.

»Plus Quartalszulage für Überstunden.«

»Ich werde anweisen, daß man Ihnen fünfzig Rubel Prämie aus dem Sonderfonds auszahlt. Für Gewissenhaftigkeit im Dienst und als Schmerzensgeld. Dann also bis morgen.

Wenn Sie da sind, arbeiten wir an den möglichen Versionen des Hergangs.«

Worauf sich die Tür hinter dem erstaunlichen Besucher schloß.

Das Kriminalamt war in der Tat nicht wiederzuerkennen. Nie gesehene Herren mit Ordnern unter dem Arm fegten geschäftig über die Gänge, und auch die Bediensteten, die Fandorin kannte, liefen zügiger, disziplinierter, nicht mehr so watschelnd wie früher. Im Raucherzimmer war – o Wunder! – keine Menschenseele. Aus purer Neugier schaute Fandorin in den Erfrischungsraum, wo auch wirklich anstelle von Samowar und Teegeschirr ein Baudot-Telegraf auf dem Tisch stand; der Telegrafist – in schmucker Uniformjacke mit doppelter Knopfleiste – sah den Eingetretenen streng und fragend an.

Der Kommissionsstab hatte im Kabinett des Amtsvorstehers seinen Platz gefunden, da der Herr Oberst seit dem gestrigen Tage beurlaubt war. Fandorin, noch etwas blaß von der schmerzhaften Prozedur des Fädenziehens, klopfte an und lugte durch den Türspalt. Das Kabinett hatte sich gleichfalls verändert: Die ehrwürdigen Ledersessel waren verschwunden, an ihrer Statt gab es drei Reihen einfacher Stühle, und zwei Schultafeln standen an der Wand, über und über mit irgendwelchen Schemata bekritzelt. Wahrscheinlich hatte hier gerade eine Konferenz stattgefunden – Brillingsäuberte sich mit einem Lappen die kreidebeschmutzten Hände, während die Agenten und Staatsdiener, besorgt miteinander tuschelnd, auf die Tür zukamen.

»Treten Sie ein, Fandorin, was stehen Sie da auf der Schwelle herum!« forderte der neue Herr des Kabinetts den verschüchterten Fandorin auf. »Geflickt und verarztet? Prima! Sie sind mir direkt unterstellt. Einen Tisch muß ich

Ihnen nicht zuweisen – zum Sitzen werden Sie ohnehin nicht kommen. Schade, daß Sie die Konferenz verpaßt haben, wir hatten eine interessante Diskussion über diesen Asasel aus Ihrem Rapport.«

»Ach!« Fandorin horchte auf. »Gibt es den wirklich? Hab ich mich nicht verhört? Ich hatte schon an eine Täuschung geglaubt.«

»Nein, keine Täuschung. Asasel, so heißt ein gefallener Engel. Was hatten Sie für eine Note in Religion? Sagen Ihnen die Sündenböcke noch etwas? Von denen gab es, falls Sie sich entsinnen, zwei. Der eine war für Gott bestimmt, der andere für Asasel, um ihn zu besänftigen. Bei den Juden im Buch Henoch lehrt Asasel die Menschen allerlei unnütze Dinge: die Männer das Kriegführen und Waffenbauen, die Frauen das Schminken und Abtreiben. Mit einem Wort, ein rebellierender Dämon, ein Geist der Geächteten.«

»Und was kann das bedeuten?«

»Ein Kollegienassessor, einer von euch Moskauern, hat gleich eine ganze Verschwörungstheorie entwickelt, von wegen jüdischer Geheimbund und so weiter. Vom Synednum der Juden hat er gefaselt und vom Blut der Christenkinder. Mit der Beshezkaja als Tochter der Israeliten und Achtyrzew als Lamm, geopfert auf dem Altar des jüdischen Gottes. Kompletter Schwachsinn. Diese judeophoben Wahnvorstellungen kenne ich aus Petersburg nur zu gut. Sowie ein Unglück geschieht und die Gründe nicht gleich klar sind, kommt die Rede auf das Synednum.«

»Und was ist Ihre Ansicht, Chef?« Fandorin gebrauchte die ungewohnte Anrede nicht ohne einen heiligen Schauer.

»Wenn Sie bitte herschauen wollen!« Brilling war vor eine der Tafeln getreten. »Die vier Kreise da oben – das sind die vier in Frage kommenden Versionen. Der erste Kreis wie

Sie sehen, mit Fragezeichen, es ist die unwahrscheinlichste Version: der Mörder ein manisch verwirrter Einzelgänger, irgendeinem Dämonismus anhängend, Achtyrzew und Sie als seine zufälligen Opfer. Hier kommen wir so lange nicht weiter, wie keine neuen, vergleichbaren Verbrechen geschehen. Ich habe telegrafisch in allen Gouvernements angefragt, ob ähnliche Fälle bekannt sind. Was ich stark bezweifle. Wenn ein Täter dieser Sorte schon mal aufgetaucht wäre, wüßte ich davon. Der zweite Kreis mit den Buchstaben AB – das ist Amalia Beshezkaja. Sie ist zweifellos verdächtig. Von ihrem Haus aus hätte man Ihnen und Achtyrzew leicht bis ins ›Krim‹ folgen können. Außerdem ist die Verdächtige flüchtig. Das Motiv für den Mord wäre allerdings unklar.«

»Sie ist geflohen, also steckt sie in der Sache drin«, tat Fandorin eifrig seine Meinung kund. »Das heißt, der Weißäugige kann kein Einzeltäter sein.«

»Das ist nicht gesagt, durchaus nicht. Wir wissen inzwischen, daß die Beshezkaja unter falschem Namen und mit falschem Paß hier gewohnt hat. Vermutlich eine Abenteurerin. Auf Kosten wohlhabender Gönner lebend. Aber ein Mord, und noch dazu von derart geübter Hand? Ihrem Bericht zufolge haben wir es mit keinem Dilletanten, sondern mit einem hochprofessionellen Mörder zu tun. Dieser Stich in die Leber – das war Maßarbeit, präzise wie von einem Uhrmacher ausgeführt. Ich war im Leichenschauhaus, hab mir den toten Achtyrzew angesehen. Wäre das Korsett nicht gewesen, lägen Sie jetzt neben ihm, und die Polizei glaubte an einen Raubmord oder eine Messerstecherei unter Betrunkenen. Doch zurück zur Beshezkaja. Jemand aus der Clique könnte sie genauso gut nachträglich von dem Vorfall in Kenntnis gesetzt haben, das ›Krim‹ ist ja nur ein paar Minuten zu Fuß von ihrem Haus entfernt. Es gab Aufsehen: jede

Menge Polizei, aufgeschreckte Gaffer. Jemand aus der Dienerschaft, oder von mir aus der Hausknecht, hat den Toten gesehen, in ihm den Abendgast der Beshezkaja erkannt und sie benachrichtigt. Und sie, klug genug, ein polizeiliches Verhör und die unweigerliche Enttarnung abzusehen, taucht sofort unter. Zeit genug hatte sie dafür – Ihr guter Gruschin ist mit der Vorladung erst am nächsten Nachmittag bei ihr aufgetaucht. Ja, ja, ich weiß, Sie hatten die Gehirnerschütterung, sind nicht gleich wieder bei Bewußtsein gewesen. Bis dann der Bericht diktiert war und der Herr Amtsvorsteher sich am Kopf gekratzt hatte ... Natürlich habe ich die Beshezkaja inzwischen zur Fahndung ausschreiben lassen. In Moskau wird sie nicht mehr sein. Ich denke, auch in Rußland nicht mehr – die Sache ist zehn Tage her, das dürfte reichen. Wir sind dabei, eine Liste ihrer Gäste an jenem Abend aufzustellen, doch da es sich hier zumeist um sehr reputierliche Herrschaften handelt, müssen wir diskret vorgehen. Ernsthaft verdächtig erscheint mir nur einer.«

Brilling wies mit seinem Stock in den dritten Kreis, wo die Buchstaben GS standen.

»Graf Surow, Ippolit Alexandrowitsch. Anscheinend ein Geliebter der Beshezkaja. Ein Mann ohne alle moralischen Grundsätze, ein Spieler, Renommist, Possenreißer. Es gibt indirekte Indizien. Er hat das Haus nach dem Streit mit dem später Ermordeten in starker Erregung verlassen – Punkt eins. Er hatte so die Möglichkeit, dem Opfer aufzulauern, zu folgen, den Mörder zu schicken – Punkt zwei. Der Hausknecht hat ausgesagt, Surow sei erst gegen Morgen nach Hause gekommen – Punkt drei. Ein Motiv, wenn auch ein wackliges, wäre ebenso vorhanden: Eifersucht oder krankhafte Rachsucht. Vielleicht kommt noch irgend etwas hinzu. Was hauptsächlich dagegen spricht: Surow ist nicht der

Mann, der für sich morden läßt. Übrigens halten sich laut übereinstimmender Aussagen diverser Detektive immer irgendwelche obskuren Personen in seiner Nähe auf, was die Stichhaltigkeit der Version erhöht. Sie, Fandorin, werden sich also in erster Linie um ihn kümmern. Es gibt eine ganze Gruppe von Agenten, die gegen ihn ermitteln, aber Sie sollen getrost alleine vorgehen, das können Sie gut. Die Einzelheiten Ihrer Mission besprechen wir später, kommen wir erst einmal zum letzten Kreis. Den nehme ich mir persönlich vor.«

Fandorin runzelte die Stirn – er kam nicht darauf, was die Buchstaben NO bedeuten konnten.

»Nihilistische Organisation«, löste der Chef das Rätsel. »Es gibt in dieser Sache einige Anzeichen für eine Verschwörung, nur keine jüdische, sondern etwas viel Handfesteres. Deswegen bin ich im Grunde hierher abkommandiert worden. Wobei freilich auch Fürst Korschakow darum gebeten hat – wie Sie wissen, war Nikolai Achtyrzew der Sohn seiner verstorbenen Tochter. Aber es kann sein, daß die Sache viel komplizierter ist als angenommen. Unsere russischen Revolutionäre stehen vor der Spaltung. Der entschlossenste und ungeduldigste Teil dieser Robespierres ist es leid, den Mitbürger ewig nur aufzuklären – eine mühselige Angelegenheit, und langwierig, ein Leben reicht nicht aus dafür. Bomben, Stilettos und Revolver sind da doch viel spannender. Ich rechne in absehbarer Zeit mit einem Blutvergießen größeren Ausmaßes. Dagegen ist alles Bisherige nur ein Kinderspiel. Der Terror gegen die herrschende Klasse könnte die Massen ergreifen. Seit längerem bin ich in der Dritten Abteilung mit der Aufklärung besonders radikal und konspirativ vorgehender terroristischer Gruppen befaßt. Von meinem Patron, Lawrenti Arkadjewitsch Misinow, der

der Dritten Abteilung wie auch der Gendarmerie vorsteht, bekam ich darum den Auftrag zu erkunden, was es mit dem in Moskau aufgetauchten Asasel auf sich hat. Denn der Dämon ist ein äußerst revolutionäres Symbol. Hier steht Rußlands Schicksal auf dem Spiel, mein lieber Fandorin!« Von Brillings bisheriger Spottlust war nichts mehr übrig, Erbitterung schwang in seiner Stimme. »Wenn man das Geschwür nicht schon im Keim extrahiert, zetteln uns diese Romantiker in dreißig Jahren oder früher eine *révolution* an, gegen die die französische Guillotine ein harmloses Späßchen ist. Die lassen Sie und mich gewiß nicht in Ruhe alt werden, denken Sie an meine Prophezeiung. Haben Sie die ›Dämonen‹ des Herrn Dostojewski gelesen? Das sollten Sie aber. Eine anschauliche Prognose.«

»Vier Versionen also?« fragte Erast Fandorin unschlüssig.

»Zu wenig? Haben wir etwas nicht bedacht? Reden Sie, reden Sie, bei der Arbeit gibt es für mich keine Rangordnungen«, ermunterte ihn der Chef. »Und haben Sie bloß keine Angst, sich lächerlich zu machen – das kommt Ihnen nur aufgrund Ihres Alters so vor. Besser, eine Dummheit zu sagen, als etwas Entscheidendes zu übersehen.«

Fandorin begann verlegen, legte jedoch bald an Inbrunst zu: »Mir scheint, Euer Hoch-... Chef, daß Sie Lady Aster zu früh ausgeklammert haben. Sie ist zwar eine äußerst ehrenwerte und angesehene Person, nur – es geht doch um ein Millionenerbe! Die Beshezka hat davon nichts, Graf Surow auch nicht und der Nihilistenklüngel höchstens insofern, daß es dem Gemeinwohl zugute kommt. Ich weiß nicht, was Lady Aster für eine Rolle spielt, vielleicht gar keine, aber der Ordnung halber müßte man ... Es gibt doch dieses kriminalistische Grundprinzip: *Is fecit, cui prodest* – getan hat es der, dem es nützt.«

»Besten Dank für die Übersetzung«, sagte Brilling mit einer Verbeugung, was Fandorin erneut verlegen machte. »Die Anmerkung ist vollkommen korrekt, jedoch hat Achtyrzews Darstellung, wie Ihr Bericht sie wiedergibt, alle diesbezüglichen Unklarheiten beseitigt. Der Name der Baronesse Aster ist zufällig ins Spiel gekommen. Ich habe sie in die Liste der Verdächtigen nicht aufgenommen, um erstens kostbare Zeit zu sparen und weil ich zweitens das Glück hatte, dieser Dame hin und wieder zu begegnen, sie also ein wenig kenne.« Brilling zeigte ein freundliches Lächeln. »Aber im Grunde haben Sie recht, Fandorin. Ich will Ihnen meine Schlüsse keinesfalls aufzwingen. Sie haben selbst einen Kopf zum Denken und müssen niemandem unbesehen glauben. Statten Sie der Baronesse einen Besuch ab, fragen Sie sie, was immer Sie für nötig erachten. Ich bin sicher, daß die Bekanntschaft Ihnen zu alledem auch einiges Vergnügen bereiten wird. Im Munizipal-Amt erfahren Sie Lady Asters Moskauer Adresse. Noch etwas: Lassen Sie sich, bevor Sie nach Hause gehen, in der Kleiderkammer Maß nehmen. Ich möchte, daß Sie nicht länger in Uniform zum Dienst erscheinen. Der Baronesse meine Empfehlung. Und wenn Sie dann um einiges klüger zurückkommen, machen wir uns an die Arbeit. Graf Surow wartet auf Sie.«

SIEBTES KAPITEL,
*in welchem die Pädagogik zur wichtigsten
aller Wissenschaften erklärt wird*

Die Adresse, die Fandorin auf dem Amt erfahren hatte, führte ihn zu einem massiven dreistöckigen Gebäude, das auf den ersten Blick an eine Kaserne erinnerte – allerdings war es von einem Garten umgeben, und die Türen standen einladend offen. Dies war das neueröffnete sogenannte Asternat der englischen Baronesse. Ein Bediensteter im feschen blauen Rock mit silbernen Schnüren, der in einem gestreiften Büdchen saß, beeilte sich Auskunft zu geben, daß Mylady nicht hier, sondern im Seitenflügel residierten, Eingang um die Ecke rechts.

Fandorin sah eine Horde Knirpse in niedlichen blauen Uniformen aus den Türen springen, mit wildem Geschrei fegten sie über den Rasen und spielten Fangen. Der Bedienstete dachte nicht daran, die Rangen zur Ordnung zu rufen. Fandorins erstaunten Blick bemerkend, erklärte er: »Das ist nicht verboten. In der Pause dürfen sie Purzelbaum schlagen, soviel sie wollen, wenn nur das Inventar heil bleibt. So ist die Hausordnung.«

Anscheinend hatten die Waisenkinder hier ihre Freiheiten – anders als die Schüler der städtischen Gymnasien, zu denen sich unser Kollegienregistrator noch vor gar nicht langer Zeit zu zählen hatte. Fandorin freute sich für die armen Kinder und lief am Zaun entlang in die angegebene Richtung.

Um die Ecke lag ein schattiges Sträßchen, wie es hier im Viertel Chamowniki unzählige gab: mit staubigem Pflaster,

Palisadenzäunen vor den verträumten kleinen Villen und ausladenden Pappeln, von denen schon bald der weiße Flaum fliegen würde. Der zweistöckige Seitenflügel, in dem Lady Aster ihr Domizil hatte, war mit dem Hauptgebäude über eine lange Galerie verbunden. Vor der Marmortafel mit der Aufschrift *Erstes Moskauer Asternat. Direktion* sonnte sich ein beeindruckender Türhüter mit geöltem und gestriegeltem Backenbart. So ein vornehmes Exemplar – weiß bestrumpft, mit Dreispitz und goldener Kokarde – hatte Fandorin noch nie zu Gesicht bekommen, nicht einmal vor der Residenz des Generalgouverneurs.

»Heute keine Sprechstunde!« Der Recke senkte den Arm wie einen Schlagbaum. »Bemühen Sie sich morgen wieder. In öffentlichen Angelegenheiten von zehn bis zwölf, in privaten von zwei bis vier.«

Nein, mit dem Stamm der Türhüter wollte sich für Erast Fandorin entschieden kein Einvernehmen herstellen. Entweder war sein Aufzug nicht solide genug, oder etwas stimmte an seiner Nase nicht.

»Kriminalpolizei. Zu Lady Aster, dringend!« Fandorin genoß bereits die Vorstellung, wie der goldbetreffte Zerberus im nächsten Moment in eine Verbeugung abknicken würde.

Aber der Zerberus dachte nicht daran.

»Zu Ihrer Erlaucht? Das weiß ich zu verhindern. Wenn es Ihnen beliebt, kann ich Sie bei Mr. Cunningham anmelden.«

»Ich brauche keinen Cunningham!« versetzte Fandorin gereizt. »Geh jetzt und melde mich bei der Baronesse, du Knallkopf, sonst übernachtet du heute bei mir auf dem Revier! Und sag ihr, die Kriminalpolizei steht vor der Tür, in einer dringenden Staatsangelegenheit!«

Der Türhüter maß den wütenden kleinen Beamten mit einem zutiefst skeptischen Blick, verschwand aber immer-

hin hinter der Tür. Den Gast ließ der dreiste Kerl draußen stehen.

Es verging geraume Zeit, Fandorin war nahe daran, ohne Aufforderung einzutreten, da erschien das martialische Bartgesicht wieder im Türspalt.

»Ihre Erlaucht empfangen, aber Russisch können Sie vergessen, Mr. Cunningham hat keine Muße zum Übersetzen, er hat Wichtigeres zu tun. Höchstens, Sie könnten sich französisch ausdrücken ...«

Man hörte heraus, wie wenig der Türhüter an eine solche Möglichkeit glaubte.

»Genausogut englisch«, beschied Fandorin in kühlem Ton.
»Wohin muß ich?«

»Ich gehe vor. Bitte zu folgen.«

Durch ein blitzsauberes, mit Möbelleinen tapeziertes Vestibül und einen sonnenüberfluteten Korridor mit einer Reihe hoher holländischer Fenster folgte Fandorin dem Recken zu einer goldverzierten weißen Tür.

Daß das Gespräch in Englisch geführt werden würde, brachte Fandorin nicht in Verlegenheit. Er war in der Obhut von Nanny Lizbeth (in strengen Augenblicken zuweilen: Mrs. Jason) aufgewachsen, einer waschechten englischen Amme. Sie war eine herzensgute, fürsorgliche, dabei streng auf Etikette bedachte alte Jungfer, die man – der Berufsehre wegen – keinesfalls mit »Miss«, nur mit »Mistress« ansprechen durfte. Lizbeth hatte ihren Schützling gelehrt, pünktlich aufzustehen – sommers um halb sieben und winters um halb acht –, beim Zähneputzen bis zweihundert zu zählen, sich nie ganz satt zu essen, und was es sonst noch an Qualitäten gibt, die einen echten Gentleman ausmachen.

Eine sanfte Frauenstimme antwortete auf sein Klopfen:

»Come in! Entrez!«

Fandorin reichte dem Türhüter seine Mütze und trat ein.

Er kam in ein großes, üppig möbliertes Kabinett, dessen Mittelpunkt ein riesiger Mahagonischreibtisch war. Dahinter saß eine grauhaarige Dame, die einen angenehmen, ja, ausgesprochen gemütlichen Eindruck machte. Die blauen Augen hinter dem goldenen Kneifer sprühten geradezu vor Freundlichkeit und Lebendigkeit. Das nicht sehr anmutige Gesicht mit der entenschnäbligen Nase und dem großen, lächelnden Mund gefiel Fandorin auf Anhieb.

Er stellte sich auf englisch vor, wobei er mit seinem Anliegen noch hinter dem Berg hielt.

»Sie haben eine exzellente Aussprache, Sir«, lobte ihn Lady Aster in selbiger Sprache, wobei sie jede Silbe sorgfältig ausformte. »Ich hoffe, unser grimmiger Timothy ... ich meine, Timofej hat Sie nicht allzusehr erschreckt? Ehrlich gesagt, habe sogar ich zuweilen Angst vor ihm, doch hier in der Direktion tauchen des öfteren irgendwelche Amtspersonen auf, und dann ist Timothy unersetzlich, besser als jeder englische Butler. Nehmen Sie doch Platz, junger Mann. Am besten dort, in dem Sessel, da haben Sie es am bequemsten. Sie arbeiten also bei der Kriminalpolizei? Das muß ja ein sehr interessanter Beruf sein. Und was tut Ihr Vater, wenn ich fragen darf?«

»Er ist tot.«

»Oh, das tut mir leid, Sir. Und die Frau Mutter?«

»Die auch«, brummte Fandorin, dem dieser Einstieg ins Gespräch nicht behagte.

»Ach. Sie armer Junge. Ich weiß, wie einsam Sie sind. Seit nunmehr vierzig Jahren helfe ich solch armen Jungen, die Einsamkeit hinter sich zu lassen und ihren Weg zu finden.«

»Ihren Weg, Mylady?« Fandorin verstand nicht recht, was gemeint war.

»Aber ja!« ereiferte sich Lady Aster, sie schien gerade ihr Steckenpferd zu reiten. »Seinen Weg zu finden ist das Wichtigste im Leben eines jeden Menschen. Ich bin zutiefst davon überzeugt, daß jeder Mensch seine einzigartigen Talente hat, in jedem steckt eine göttliche Gabe. Die Tragödie der Menschheit besteht darin, daß wir nicht imstande und wohl nicht einmal sonderlich interessiert daran sind, diese Gabe im Kinde aufzuspüren und zu hegen. Das Genie gilt uns als die Ausnahme und als Wunder, dabei ist das Genie nichts anderes als ein Mensch, der Glück gehabt hat: Das Schicksal wollte es, daß die Lebensumstände diesen Menschen zur richtigen Wahl seines Weges angehalten haben. Mozart ist das klassische Beispiel dafür. Er ist in der Familie eines Musikers geboren, also in einer Atmosphäre aufgewachsen, die die ihm in die Wiege gelegten Talente auf ideale Weise genährt hat. Nun stellen Sie sich einmal vor, Sir, Wolfgang Amadeus wäre in einer Bauernfamilie aufgewachsen. Bestimmt wäre ein garstiger Kuhhirt aus ihm geworden, bestenfalls einer, der seine Kühe mit zauberhaften Schalmeeintönen beglückt. In der Familie eines tumben Offiziers hätte er es wiederum am ehesten zum linkischen Feldwebel gebracht, mit einer Vorliebe für Militärmärsche. Oh, glauben Sie mir, junger Mann: Jedes, wirklich ausnahmslos jedes Kind birgt in sich einen Schatz – aber der will erst einmal gehoben sein! Es gibt einen sehr netten nordamerikanischen Schriftsteller mit Namen Mark Twain. Ich habe ihm einmal die Idee zu einer Erzählung geliefert, in der die Menschen nicht nach ihren tatsächlichen Leistungen angesehen werden, sondern nach eben jenem Potential, jener Begabung, die die Natur in ihnen angelegt hat. Und es zeigt sich, der größte Heerführer aller Zeiten ist irgendein namenloser Schneider, der niemals bei der Armee war, und der größte Maler hatte nie einen Pinsel

in der Hand, weil er nämlich sein Lebtage als Schuster gearbeitet hat. Mein Erziehungssystem zielt darauf ab, daß jeder große Heerführer unbedingt eine Militärkarriere ansteuern und jeder große Maler beizeiten Zugang zu den Farben erhalten muß. Meine Pädagogen erforschen behutsam und geduldig jede seelische Regung ihrer Zöglinge, suchen darin nach dem göttlichen Funken, und in neun von zehn Fällen entdecken sie ihn!«

»Aha, das heißt, er steckt doch nicht in jedem!« sagte Fandorin und hob triumphierend den Zeigefinger.

»Doch, mein Junge, absolut in jedem, nur leider sind wir Pädagogen noch nicht geschickt genug. Oder aber in dem Kind schlummert ein Talent, für das die Welt von heute leider keine Verwendung hat. Vielleicht wäre dieser Mensch wie geschaffen für die Urgesellschaft, oder sein Genie wird erst in der fernen Zukunft gebraucht – auf einem Gebiet, von dem wir einstweilen noch keine Vorstellung haben.«

»Gut, was die Zukunft angeht, kann es sein, das wage ich nicht zu beurteilen«, erwiderte Fandorin, den das Thema wider Willen gepackt hatte. »Aber was Sie über die Urgesellschaft sagen, verstehe ich nicht ganz. An was für Talente denken Sie dabei?«

»Das weiß ich doch nicht, mein Junge!« antwortete Lady Aster mit entwaffnendem Lächeln. »Meinetwegen die Gabe, mit Bestimmtheit zu erkennen, wo unter der Erde sich Wasser befindet. Oder die, ein wildes Tier im Wald zu wittern. Vielleicht auch die Fähigkeit, genießbare von ungenießbaren Wurzeln zu unterscheiden. Ich weiß nur eins: In damaligen Zeiten galten solche Menschen als die großen Genies, während Mr. Darwin oder Herr Schopenhauer, hätten sie damals gelebt, von ihren Stämmen für die letzten Tölpel gehalten worden wären. Nebenbei bemerkt, verfügen auch die-

jenigen Kinder, die heute als geistig minderbemittelt angesehen werden, über Begabungen. Freilich keine von rationaler Art, darum aber nicht minder kostbare. Zu Hause in Sheffield habe ich ein spezielles Aternat für solche Kinder, mit denen die herkömmliche Pädagogik nichts zu tun haben will. Jesus! Welche Wunder an Genialität bei diesen Jungen zutage treten! Es gibt da ein Kind, das mit dreizehn noch kaum richtig sprechen kann, aber durch Handauflegen jede Migräne zu heilen versteht. Ein anderes, vollkommen stumm, kann über viereinhalb Minuten den Atem anhalten. Ein drittes heizt allein mit seinem Blick ein Glas Wasser auf, können Sie sich das vorstellen?»

»Unglaublich! Aber wieso eigentlich immer nur Jungen? Was ist mit den Mädchen?»

Lady Aster seufzte und hob die Hände.

»Sie haben recht, mein Freund. Man müßte natürlich auch mit Mädchen arbeiten. Leider hat mir die Erfahrung gezeigt, daß die heutige Gesellschaft moralisch nicht bereit ist, die der weiblichen Natur innewohnenden Talente in ihrer oftmals sehr besonderen Beschaffenheit auf gebührende Weise anzunehmen. Wir leben in einer Epoche der Männer, das muß man berücksichtigen. In einer Gesellschaft, in der die Männer das Sagen haben, stößt die begabte, außergewöhnliche Frau auf Mißtrauen und Feindseligkeit. Und ich möchte nicht, daß meine Schützlinge in ihr Unglück laufen.«

»Aber wie ist Ihr System denn aufgebaut? Wie zum Beispiel werden die Kinder, na, sagen wir, sortiert?» fragte Fandorin mit lebhafter Neugier.

»Ach, interessiert Sie das?» freute sich die Baronesse. »Dann gehen wir am besten ins Schulhaus hinüber, da sehen Sie es mit eigenen Augen.«

Mit einer für ihr Alter erstaunlichen Behendigkeit war sie

aufgesprungen – bereit zu einer Führung durch das Haus, wie es schien.

Fandorin verbeugte sich, und Mylady geleitete ihren jungen Gast zunächst wieder den Korridor entlang und durch die lange Galerie zum Haupthaus.

Unterwegs erzählte sie: »Das hiesige Institut ist ganz neu, erst vor drei Monaten eröffnet, und wir stehen mit unserer Arbeit noch am Anfang. Meine Leute haben die Jungen aus den Waisenhäusern und manchmal direkt von der Straße geholt, einhundertzwanzig insgesamt, zwischen vier und zwölf Jahren. Bei noch älteren Kindern läßt sich kaum mehr etwas ausrichten, die Persönlichkeit ist schon fertig geformt. Zunächst hat man die Jungen in Altersklassen aufgeteilt, jede hat ihren eigenen Lehrer, der sich mit dem jeweiligen Alter besonders gut auskennt. Ihm obliegt es, sich die Kinder genau anzuschauen und ihnen nach und nach bestimmte einfache Aufgaben zu stellen. Diese Aufgaben sind spielerischer Art, doch läßt sich mit ihrer Hilfe gut erkennen, welche grundsätzlichen Anlagen vorhanden sind. In der Anfangsphase ist erst einmal herauszufinden, wo sich bei jedem Kind die Begabungen konzentrieren – im Körper, im Kopf oder in der Intuition. Anschließend werden die Kinder schon nicht mehr nach dem Alter, sondern nach Profilen sortiert: Rationalisten, Künstler, Handwerker, Führer, Sportler und so weiter. Allmählich engt sich das Profil immer weiter ein, so daß die älteren Jungen nicht selten individuell ausgebildet werden. Ich arbeite seit vierzig Jahren mit Kindern, und Sie können sich nicht vorstellen, was meine Schützlinge schon alles geleistet haben – auf den allerverschiedensten Gebieten.«

»Das ist grandios, Mylady!« Fandorin ließ seiner Begeisterung freien Lauf. »Aber wo nehmen Sie die vielen geschickten Pädagogen her?«

»Ich bezahle meine Lehrer sehr gut, denn die Pädagogik ist nun einmal die wichtigste aller Wissenschaften«, sagte die Baronesse aus tiefster Überzeugung. »Außerdem äußern viele meiner ehemaligen Schüler den Wunsch, als Erzieher am Asternat zu bleiben. Was nur natürlich ist, denn das Asternat ist wie eine große Familie, die einzige, die sie je hatten.«

Sie betraten einen großen Pausenraum, von dem aus die Türen zu den Klassenzimmern abgingen.

»In welches soll ich Sie führen?« überlegte Lady Aster. »Vielleicht ins Physikzimmer. Da gibt gerade mein verehrter Doktor Blank eine Demonstrationsstunde. Er ist Absolvent des Zürcher Asternats und ein genialer Physiker. Ich konnte ihn nach Moskau locken, indem ich ihm ein Labor für Versuche an der Elektrizität eingerichtet habe. Dafür muß er den Kindern allerlei physikalische Kunststückchen vorführen, um das Interesse an dieser Wissenschaft zu wecken.«

Die Baronesse klopfte an eine der Türen, und sie warfen einen Blick in die Klasse. An die fünfzehn Jungen saßen in den Bänken, Elf- oder Zwölfjährige, in blauen Uniformen mit einem goldenen »A« auf den Kragen. Alle schauten sie mit angehaltenem Atem zu, wie ein mürrisch dreinblickender junger Mann mit wucherndem Bart, speckigem Jackett und nicht ganz frischem Hemd eine Art gläsernes Rad drehte, welches fauchte und blaue Funken sprühte.

»Ich bin stark beschäftigt, Mylady! Später, später!« rief Doktor Blank auf deutsch und in unwirschem Ton, dann wandte er sich sofort wieder den Kindern zu, denen er in gebrochenem Russisch seine Erklärungen gab: »Gleich, meine Herren, ihr sehen echten kleinen Regenbogen! Name: Blankscher Regenbogen, Raduga Blanka. Meine Ausdenkung, als ich klein war wie ihr.«

Zwischen diesem seltsamen Rad und dem mit allerlei physikalischem Gerät vollgestellten Tisch spannte sich urplötzlich ein kleiner, erstaunlich heller Regenbogen, und die Jungen riefen begeistert oh und ah.

»Ein bißchen verrückt ist er, aber ein echtes Genie!« raunte Lady Aster Fandorin zu.

Im selben Moment erscholl von nebenan ein lauter, kindlicher Schrei.

»Mein Gott!« Mylady griff sich ans Herz. »Das kam aus dem Turnsaal. Schnell!«

Sie stürzte auf den Korridor, Fandorin ihr nach. Sie liefen in den Nachbarraum, einen lichten, leer wirkenden Saal, dessen Fußboden fast vollständig mit Ledermatten ausgelegt war und an dessen Wänden sich diverse Gerätschaften zur Körperertüchtigung reihten: Sprossenwände, Ringe, dicke Seile und Trampolins; Rapiere und Fechtmasken lagerten neben Boxhandschuhen und Gewichten. Ein Schwarm Sieben- oder Achtjähriger drängte sich um eine der Matten. Fandorin schob ein paar Kinder beiseite und sah einen Knaben dort liegen, schmerzverkrümmt; ein Mann im Turntrikot, um die Dreißig, mit feuerrotem, lockigem Haar, grünen Augen und einem energischen, mit Sommersprossen übersäten Gesicht, beugte sich über ihn.

»Na, komm, mein Lieber«, sprach er auf Russisch, mit nur leichtem Akzent. »Zeig her das Beinchen, hab keine Angst. Ich tu dir nicht weh. Sei mal tapfer, bist doch ein Mann ... *Fell from the rings, Mylady*«, erklärte er der Baronesse. »*Weak hands. I am afraid, the ankle is broken. Would you please tell Mr. Izyumoff?*«

Die Lady nickte wortlos und verließ, Fandorin mit sich ziehend, schnell den Saal.

»Ich hole den Doktor«, sagte sie hastig. »Solche Ge-

schichten kommen vor – es sind eben Jungen. Das war übrigens Gerald Cunningham, meine rechte Hand. Absolvent des Londoner Aternats. Ein glänzender Pädagoge. Er leitet die gesamte russische Niederlassung. In sechs Monaten hat er Ihre schwere Sprache gelernt, was mir überhaupt nicht gelingen will. Erst vorigen Herbst hat Gerald das Aternat in Petersburg aufgemacht, und nun ist er für ein Weilchen hier und hilft, die Sache in Gang zu bringen. Ohne ihn wäre ich aufgeschmissen.«

Vor der Tür mit der Aufschrift »*Arzt*« blieb sie stehen.

»Verzeihen Sie, Sir, wir müssen unser Gespräch erst einmal unterbrechen. Alles übrige ein andermal, ja? Kommen Sie morgen wieder, dann reden wir weiter. Sie hatten doch ein Anliegen, nicht wahr?«

»Nichts Wichtiges, Mylady« sagte Fandorin und wurde schon wieder rot. »Ich denke, das können wir wirklich ... ein andermal. Ich wünsche Ihnen viel Erfolg bei Ihrem edlen Unterfangen.«

Er verbeugte sich ungeschickt und schritt eilig von dannen. Erast Fandorin schämte sich sehr.

»Na, was ist, haben wir die Übeltäterin auf frischer Tat ertappt?« wurde der zerknirschte Fandorin von seinem Vorgesetzten fröhlich empfangen, der über irgendwelchen schwierigen Diagrammen saß. Die Vorhänge im Kabinett waren zugezogen, die Schreibtischlampe brannte, draußen dunkelte es schon. »Lassen Sie mich raten. Von einem Mr. Kokorin haben Mylady noch nie etwas gehört, von Miss Beshezkaja gleich gar nicht, und die Nachricht von dem Selbstmord hat sie außerordentlich betroffen gemacht. Hab ich recht?«

Fandorin seufzte nur.

»Ich kenne die Dame von Petersburg her. Ihren Antrag auf pädagogische Betätigung in Rußland hatten wir in der Dritten Abteilung auf dem Tisch. Hat Sie Ihnen von den genialen Schwachköpfen vorgeschwärmt? Egal. Zur Sache. Setzen Sie sich!« Der Chef winkte ihn an den Tisch. »Sie haben eine spannende Nacht vor sich!«

Fandorin spürte ein angenehmes Kribbeln in der Brust – wie jedesmal, wenn er mit dem Herrn Staatsrat zu tun hatte.

»Sie nehmen Surow ins Visier. Gesehen haben Sie ihn ja schon, können sich also ein ungefähres Bild von ihm machen. Sich dem Grafen zu nähern ist einfach, man braucht keine Empfehlungen. Er betreibt in seinem Haus eine Art Spielhölle, um Konspiration schert er sich wenig. Es herrscht so ein Husarengardeton, aber natürlich lungert da alles mögliche Gesindel herum. Ein gleiches Haus unterhielt Surow in Petersburg. Nachdem die Polizei ihm dort ihre Aufwartung machte, hat er sich nach Moskau verzogen. Er tut und läßt, was er will, beim Regiment gilt er als beurlaubt, schon das dritte Jahr. Ihre Aufgabe ist folgende: Versuchen Sie in seine Nähe zu kommen, erforschen Sie seine Umgebung. Womöglich taucht plötzlich Ihr weißäugiger Bekannter dort auf? Aber bitte keine Eigenmächtigkeiten, gegen so einen hätte man als einzelner keine Chance. Im übrigen ist es unwahrscheinlich, daß Sie ihn dort treffen. Möglicherweise interessiert sich der Graf für Sie, er ist Ihnen ja bei der Beshezkaja begegnet, und die läßt ihn augenscheinlich nicht kalt. Handeln Sie je nach Situation. Aber lassen Sie sich zu nichts hinreißen! Mit diesem Herrn ist nicht zu spaßen. Er betrügt beim Spiel, »mauschelt«, wie man in diesen Kreisen zu sagen pflegt, und wenn ihn einer dabei erwischt, sucht er sein Heil im Skandal. Ein gutes Dutzend Duelle hat er schon auf dem Kerbholz – und das sind nur die, von denen man weiß. Je-

mandem ohne Duell den Schädel einzuschlagen, bringt er genauso fertig. Zur Messe in Nishni Nowgorod 1872 zum Beispiel hat er sich mit dem Kaufmann Swistschow beim Kartenspiel in die Wolle gekriegt und den Rauschbart kurzerhand aus dem Fenster geschmissen. Erster Stock. Der Kaufmann hat sich alle Knochen gebrochen, einen Monat gelegen und nur gewinselt. Und der Graf ist ungeschoren davongekommen. Er hat einflußreiche Verwandte an den nötigen Stellen sitzen. Was ist das?« fragte Brilling auf seine überrumpelnde Art und legte einen Satz Spielkarten auf den Tisch.

»Spielkarten«, sagte Fandorin und wunderte sich.

»Spielen Sie?«

»Überhaupt nicht. Papa war dagegen, daß ich Karten auch nur in die Hand nehme. Er habe genug gespielt – für sich, mich und drei Fandorinsche Generationen im voraus, meinte er immer.«

»Schade.« Brilling schaute bekümmert drein. »Dann haben Sie beim Grafen eigentlich nichts zu suchen. Aber gut, nehmen Sie einen Zettel und schreiben Sie mit ...«

Nach einer Viertelstunde konnte Fandorin ohne Stocken die Farben benennen und erkennen, welche Karte höher und welche niedriger war, nur die Bilder brachte er noch durcheinander – er vergaß immer, ob die Dame dem Buben über war oder umgekehrt.

»Sie sind ein hoffnungsloser Fall«, resümierte Brilling. »Aber das ist nicht weiter schlimm. Preference und ähnliche intelligente Spiele werden beim Grafen sowieso nicht gespielt. Dort kann es gar nicht primitiv genug sein, Hauptsache, es geht schnell, und die Einsätze sind hoch. Meine Detektive sagen, er spiele am liebsten Stoß, noch dazu die einfache Variante. Ich erkläre die Regeln. Der, der die Karten ausgibt,

heißt Banquier. Der daneben Sitzende ist der Pointeur. Vor beiden liegt ein Satz Karten. Der Pointeur entnimmt seinem Stapel eine Karte – sagen wir, eine Neun. Er legt sie verdeckt vor sich hin, Schwarte nach oben.«

»Schwarte heißt das Muster auf der Rückseite?« fragte Fandorin.

»Genau. Jetzt setzt der Pointeur eine Summe – sagen wir, zehn Rubel. Der Banquier fängt an zu werfen, das heißt, er deckt die oberste Karte auf und legt sie nach rechts, das ist die Stirn. Die nächste legt er links daneben, zu ihr sagt man Orakel.«

Stirn – re. Orakel – li. schrieb Fandorin gewissenhaft in sein Notizbüchlein.

»Jetzt deckt der Pointeur seine Neun auf. Ist die Stirn zufällig auch eine Neun, gleich welcher Farbe, streicht der Banquier den Einsatz ein. Dazu sagt man: er sticht die Neun. Es bedeutet, die Bank, das heißt der Einsatz, um den gespielt wird, erhöht sich. Ist hingegen im Orakel eine Neun, dann gewinnt der Pointeur, er findet die Neun.«

»Und wenn in beiden keine Neun ist?«

»Wenn in beiden keine Neun ist, legt der Banquier das nächste Paar Karten aus. Und immer so weiter, bis eine Neun kommt. Das ist das ganze Spiel. Absolut simpel, aber man kann sich um Kopf und Kragen spielen, besonders wenn man als Pointeur den Einsatz ständig verdoppelt. Darum schreiben Sie sich hinter die Ohren, Fandorin: Wenn Sie spielen, dann nur als Banquier. Das ist einfach: Sie legen eine Karte nach rechts und eine nach links, wieder eine nach rechts und wieder eine nach links. Mehr als den ursprünglichen Einsatz kann der Banquier nicht verlieren. Seien Sie nie Pointeur, und falls doch, weil das Los Sie getroffen hat, dann halten Sie den Einsatz niedrig. Beim Stoß gibt es nie mehr als fünf Runden,

danach geht der Rest der Bank an den Banquier. An der Kasse liegen zweihundert Rubel zum Verspielen für Sie bereit.«

»So viel?« ächzte Fandorin.

»Das ist nicht viel, sondern wenig, Sie werden sehen. Versuchen Sie, mit dieser Summe auszukommen. Sollten Sie schneller bankrott sein, müssen Sie auch nicht gleich gehen, sondern können sich noch eine Weile dort herumdrücken. Nur ja keinen Verdacht erregen, ist das klar? Und so werden Sie jeden Abend spielen, bis wir ein Ergebnis haben. Zu wissen, daß Surow nicht in den Fall verwickelt ist, wäre auch ein Ergebnis. Dann hätten wir einen Verdächtigen weniger.«

Fandorin murmelte etwas vor sich hin, schielte auf seinen Spickzettel.

»Herz, das sind die roten und nicht die schwarzen Herzen, ja?«

»Ja. Manchmal sagt man auch einfach Rot oder auf gut französisch Cœur. Gehen Sie übrigens noch in der Kleiderkammer vorbei, Ihr Maßanzug ist schon fertig. Bis morgen mittag wird die Garderobe für alle Lebenslagen komplett sein. Marsch, Marsch, Fandorin, ich hab auch ohne Sie genug zu tun. Von Surow kommen Sie direkt wieder her. Egal, um welche Zeit. Ich übernachtete heute hier im Amt.«

Brilling steckte die Nase wieder in seine Papiere.

ACHTES KAPITEL,
*in welchem im unpassenden Moment
ein Pique Bube auftaucht*

In dem verräucherten Salon wurde an sechs grünen Lombertischen gespielt – an manchen in Viererrunde, an anderen zu zweien. Um die Tische drängten sich Zuschauer: weniger an denen, wo mit geringem Einsatz gespielt wurde, als da, wo der Einsatz in die Höhe geschossen war. Speisen und Getränke wurden beim Grafen nicht gereicht, wer wollte, konnte nach nebenan ins Gästezimmer gehen und einen Lakaien ins Wirtshaus schicken, was aber höchstens geschah, um Champagner herbeizuschaffen, wenn einer besonderes Glück im Spiel hatte. Von allen Seiten tönten Rufe, die für einen Nicht-Spieler kaum begreiflich waren.

»*Je coupe!*«

»*Je passe.*«

»Zweiter Abzug.«

»*Retournez la carte!*«

»Abgeworfen, meine Herren!«

»Dame erstochen!« – und so weiter, und so fort.

Den größten Auflauf gab es um einen Tisch, wo ein Spiel Mann gegen Mann im Gang war. Der Gastgeber persönlich hielt die Bank, als Pointeur agierte ein verschwitzter Herr im modisch auf Taille geschnittenen Rock. Ihm war das Glück sichtlich nicht hold: Er biß sich auf die Lippen, erieferte sich, während der Graf die Kaltblütigkeit in Person war, süßlich unter seinem schwarzen Schnurrbärtchen hervorlächelte und am gebogenen türkischen Tschibuk saugte.

Behende legten die kräftigen, gepflegten, mit blitzenden Ringen geschmückten Finger die Karten aus: eine nach rechts, eine nach links.

Unter den Zuschauenden befand sich, dezent am Rande stehend, ein schwarzhaariger junger Mann mit geröteter, einem Spieler ansonsten kaum ähnlicher Physiognomie. Wer den Blick dafür hatte, sah, daß der Bursche aus gutem Hause stammte, sich zum ersten Mal an den Spieltisch verirrt hatte und noch sehr scheu war. Geschniegelte Herren mit Pomade in den Haaren hatten ihn schon ein paarmal locken wollen, »eine Karte zu riskieren«, waren jedoch enttäuscht worden: Der Junge setzte nie mehr als fünf Rubel und zeigte auch nicht die geringste Lust »festzukleben«. Der gestandene Spielmeister Gromow, den jeder Glücksspieler in Moskau kannte, hatte den Jungen zu ködern versucht, indem er ihm einen Hunderter vorschoß, doch das Geld war umsonst angelegt: Kein Glühen in den Augen des rotbäckigen Jünglings, kein Händezittern. Mit diesem Neuzugang ließ sich wohl nichts anfangen, er blieb ein ausgemachter »Kiebitz«.

Dabei hatte Fandorin (denn um ihn handelte es sich natürlich) geglaubt, als unsichtbarer Schemen durch den Saal zu wandeln und keinerlei Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Eingbracht hatte diese Gangart allerdings bislang nicht viel. Einmal hatte er mitbekommen, wie ein durchaus ehrbar anzusehender Herr einen halben Goldimperial vom Tisch stibitzte und anschließend voll Würde den Rückzug antrat. Zwei niedere Offiziere stritten halblaut miteinander im Korridor, Fandorin verstand nicht, worum es ging: Ein Dragonerleutnant versicherte, er sei doch kein Schnapphahn, daß er vor Freunden den schwarzen Jungen zinke, während der Husarenkornett ihn einen Mauschler nannte.

Surow, dessen Nähe Fandorin in Abständen suchte, fühlte

sich in dieser Gesellschaft augenscheinlich wie ein Fisch im Wasser, und nicht irgendein Fisch: Er war der Hecht im Karpfenteich. Ein Wort von ihm genügte, um einen aufkommenden Streit im Keim zu ersticken, und einmal eilten auf einen Wink von ihm zwei propere Lakaien herzu, nahmen einen Krakeeler, der sich partout nicht beruhigen wollte, in ihre Mitte und beförderten ihn schnurstracks vor die Tür. Fandorin war sich sicher, daß der Graf ihn nicht erkannte, auch wenn er seinen flinken, bösen Blick ein paarmal auf sich gespürt hatte.

»Die fünfte, mein Wertester«, verkündete Surow – eine Mitteilung, die den Pointeur bis zum Äußersten zu erregen schien.

»Zwei Ohren für den Esel!«, rief er mit bebender Stimme und knickte zwei Ecken seiner Karte um. Ein Raunen ging durch die Umstehenden, der schwitzende Herr strich sich eine Strähne aus der Stirn und warf einen ganzen Haufen regenbogenbunter Scheine auf den Tisch.

»Was heißt das, zwei Ohren für den Esel?« erkundigte sich Fandorin verlegen bei dem rotnasigen Alten, der ihm der Harmloseste unter den Anwesenden zu sein schien.

»Es bedeutet den vierfachen Einsatz«, erläuterte der Nachbar bereitwillig. »Hiermit begehrt unser Freund in der letzten Runde volle Revanche.«

Der Graf stieß ungerührt ein Wölkchen Pfeifenrauch aus und deckte rechts einen König, links eine Sechs auf.

Der Pointeur offenbarte ein Herz As.

Surow nickte knapp und warf als nächstes ein Kreuz As rechts, einen Herz König links.

Fandorin hörte neben sich ein begeistertes Wispern: »Ein Spieler vor dem Herrn!«

Der schwitzende Herr bot einen jämmerlichen Anblick.

Er schaute dem Häuflein Banknoten nach, wie es hinter den gräflichen Ellbogen wanderte, und fragte kleinlaut: »Vielleicht ließe sich ein kleiner Kredit ermöglichen?«

»Abgelehnt«, erwiderte Surow träge. »Wer will, wer hat noch nicht, meine Herren?«

Plötzlich blieb sein Blick an Fandorin hängen.

»Wir kennen uns doch, nicht wahr?« fragte der Gastgeber mit einem unguten Lächeln. »Herr Fedorin, wenn ich nicht irre?«

»Fandorin«, korrigierte dieser und wurde dummerweise schon wieder rot.

»Pardon. Was lorgnieren Sie hier in einem fort herum? Wir sind doch nicht im Theater. Wenn Sie schon da sind, müssen Sie spielen. Ich darf bitten!« Er wies auf den frei gewordenen Stuhl gegenüber.

»Beide Blatt selbst auswählen!« wisperte der gütige Alte ihm ins Ohr.

Fandorin nahm Platz und folgte dem Rat, indem er forsch verkündete: »Wenn Euer Erlaucht gestatten, nehme ich das Recht des Neulings in Anspruch und halte die Bank. Und zwar mit dem Blatt und ... dem da.« Bei diesen Worten wählte er aus dem Stapel versiegelter Kartenspiele auf dem Tablett die zwei zuunterst liegenden.

Surows Lächeln wurde noch anzüglicher.

»Warum nicht, Herr Neuling, Bedingung akzeptiert, nur unter einem Vorbehalt: Wenn ich die Bank sprengte, laufen Sie mir nicht davon. Dann steht mir noch ein Spielchen in der Vorhand zu. Also, dann wollen wir mal. Ihr Einsatz?«

Fandorin zauderte. So schnell die Kühnheit über ihn gekommen war, so schnell hatte sie ihn wieder verlassen.

»Hundert Rubel?« bot er zaghaft an.

»Soll das ein Scherz sein? Sie sind hier nicht im Wirtshaus.«

»Gut, dann dreihundert.« Erast Fandorin legte alle seine Rubel auf den Tisch – einschließlich jener hundert, die er zuvor gewonnen hatte.

»*Le jeu n'en vaut pas la chandelle*«, meinte der Graf achselzuckend. »Aber fürs erste mag's angehen.«

Er zog eine Karte aus seinem Stapel und warf lässig drei Hundertrubelscheine darauf.

»*Va banque*.«

Stirn nach rechts! erinnerte sich Fandorin, deckte eine Dame mit roten Herzchen auf und legte sie akkurat zur Rechten vor sich hin, zur Linken folgte eine Pique Sieben.

Ippolit Surow drehte seine Karte mit zwei Fingern um und runzelte ein wenig die Stirn. Es war eine Karo Dame.

»Flotter Einstieg, Herr Neuling!« Er pfiff durch die Zähne. »Kratzt sich mit einer Dame ein.«

Fandorin mischte ungeschickt sein Blatt.

»*Va banque*«, sagte der Graf in albernem Ton und warf sechs Banknoten auf den Tisch. »Wagen ist besser als wägen!«

Wie hieß doch gleich die linke Karte? Fandorin kam nicht darauf. Rechts die Stirn und links, verdammt noch mal ... Wie peinlich. Wenn ihn nun plötzlich einer fragte? Er konnte doch unmöglich seinen Spickzettel hervorholen.

»Bravo!« lärmte unterdessen die Runde. »*C'est un jeu intéressant*, Graf, finden Sie nicht?«

Fandorin sah, daß er erneut gewonnen hatte.

»Hören Sie auf herumzufranzöseln, wenn ich bitten darf! Was ist das für eine dämliche Angewohnheit, die russische Sprache mit französischen Phrasen auszustopfen?« Surow warf dem Sprecher von eben einen gereizten Blick zu, obwohl man wußte, daß er selbst ab und an seine Rede mit französischen Wendungen spickte. »Spielen Sie endlich aus, Fan-

dorin, spielen Sie. Das Glück ist keine Mähre, die man vom Schwanz aufzäumt. *Va banque.*«

Rechts: aha, ein Bube. Die Stirn. Links: eine Acht, und nennt sich ...

Surow deckte eine Zehn auf. Fandorin stach sie im vierten Abzug.

Der Tisch war mittlerweile dicht umdrängt, und Fandorins Erfolge wurden gebührend gewürdigt.

»Fandorin, Fandorin«, murmelte Surow zerstreut und trommelte mit den Fingern auf seinem Kartenstapel herum. Schließlich zog er eine Karte. Dann zählte er zweitausendvierhundert Rubel ab.

Die Pique Sechs fiel gleich beim ersten Abzug in die Stirn.

»Fandorin! Was ist das eigentlich für ein Name!« rief der Graf, der langsam in Rage geriet. »Irgend so ein falscher Grieche, was? Fandoraki, Fandoropulo!«

»Wieso Grieche?« Fandorin war beleidigt; in seinem Gedächtnis klangen noch die Spottrufe übermütiger Mitschüler nach, die seinem altertümlichen Namen galten (sein Spitzname am Gymnasium war Fandango gewesen). »Unsere Sippe ist so russisch wie die Ihre, Graf, die Fandorins haben schon am Hofe des Zaren Alexej gedient.«

»Und ob!« bekräftigte Fandorins Gönner, der rotnasige Alte von vorhin. »Unter Katharina der Großen hat es auch einen Fandorin gegeben, er hat hochinteressante Memoiren hinterlassen.«

»Memoiren kann sich wer sparen!« reimte Surow düster, während er Geldscheine zu einem richtigen kleinen Hügel zusammenschob. »*Va banque!* Spielen Sie aus, Teufel noch mal!«

»*Le dernier coup, messieurs!*« rief es aus der Menge.

Alles starrte lüstern auf die zwei gleich hohen Haufen aus

zerknülltem Papiergeld, die auf dem Tisch lagen: einer vor dem Banquier, der andere vor dem Pointeur.

In vollkommener Stille riß Fandorin zwei neue Blätter auf und grübelte immer noch an derselben Frage: Homunkel? Tabernakel?

Rechts ein As, links ein As. Surow hatte einen König anzubieten. Rechts eine Dame, links eine Zehn. Rechts ein Bube, links eine Dame (Fandorin wußte schon wieder nicht mehr, was von beiden höher war). Rechts eine Sieben, links eine Sechs.

»Blast mir nicht in den Nacken!« brüllte der Graf erbost, man rückte ein Stück zurück.

Rechts eine Acht, links eine Neun. Rechts ein König, links eine Zehn. Ein König!

Die Runde johlte. Ippolit Surow saß da wie versteinert.

Orakel! durchfuhr es Fandorin, und er lächelte froh in sich hinein. Die Karte links hieß Orakel. Ein komischer Name.

Da beugte sich Surow jäh über den Tisch, seine stahlharten Finger krallten sich in Fandorins Lippen und zogen sie in die Länge.

»Hier wird nicht gegrinst! Wer kassiert, hat sich gefälligst zivil und anständig zu benehmen« zischte der Graf, völlig außer sich, und war nun ganz dicht vor ihm. Seine blutunterlaufenen Augen waren furchtbar anzusehen. Im nächsten Moment stieß er Fandorin vor das Kinn, ließ sich gegen die Lehne seines Stuhls zurückfallen und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Graf, das geht zu weit!« rief einer der Offiziere.

»Ich denke, ich weiß, was ich tue«, stieß Surow durch die zusammengebissenen Zähne, während er kein Auge von Fandorin ließ. »Wenn hier einer ist, der sich beleidigt fühlt, soll er es sagen, ich stehe zur Verfügung.«

Nun herrschte wahre Totenstille.

In Fandorins Ohren rauschte es gräßlich, und er hatte nur eine Angst: jetzt zu kneifen. Das heißt, es gab noch eine – daß ihm die Stimme zittern und seinen Zustand verraten könnte.

»Sie sind ein ehrloser Gauner. Sie wollen Ihre Schuld nicht bezahlen, das ist alles«, sagte Fandorin, und seine Stimme zitterte tatsächlich, doch es war ihm schon egal. »Ich fordere Sie hiermit zum Duell.«

»Sie mimen vor Publikum den großen Helden, hab ich recht?« sagte Surow und verzog den Mund. »Dann wollen wir doch mal sehen, wie Sie sich im Angesicht der Mündung benehmen. Zwanzig Schritt, mit Barriere. Wer zuerst schießt, ist mir gleich, aber anschließend tritt er vor zur Barriere. Na, keine Angst?«

Und ob! dachte Erast Petrowitsch Fandorin. Der trifft aus zwanzig Schritt einen Fünfer, hat Achtyrzew erzählt. Meine Stirn ist größer als ein Fünfer. Und erst mein Bauch. In Fandorin krampfte sich etwas zusammen. Noch nie hatte er eine Duellpistole in der Hand gehabt. Ein einziges Mal hatte ihn Xaveri Gruschin auf den polizeilichen Schießstand mitgenommen und einen Colt ausprobieren lassen. Das war etwas ganz anderes. Der hier erschoss ihn, ohne mit der Wimper zu zucken. Und er kam gleich zur Sache, da war kein Durchmogeln. Zeugen gab es jede Menge. Streit beim Kartenspiel, das kam alle Tage vor. Der Graf würde einen Monat auf der Hauptwache sitzen und dann wie immer, dank der einflußreichen Verwandtschaft, freikommen. Fandorin hatte niemanden. Man würde den Kollegienregistrator in einen Brettersarg legen und verscharren, keiner würde zur Beerdigung kommen, mit Ausnahme von Gruschin und Agrafena Kondratjewna. Und Lisanka würde in der Zeitung

davon lesen und denken: Schade, das war ein netter Polizist, und so jung noch. Aber wahrscheinlich würde sie es gar nicht lesen, von Emma Pfuhl bekam sie gewiß keine Zeitungen in die Hand. Und der Chef würde vermutlich sagen: Ich hab an diesen Idioten geglaubt, und er tappt in die Falle wie ein blindes Huhn. Läßt sich auf ein Duell ein, diesen adligen Firlefanz. Und würde womöglich ausspucken.

»Jetzt sagen Sie wohl nichts mehr?« fragte Surow mit grausamem Grinsen. »Ist Ihnen die Lust am Schießen vergangen?«

Aber Fandorin war eben die rettende Idee gekommen. Man mußte zu dem Duell ja nicht sofort antreten, es reichte morgen früh. Zum Chef zu rennen und zu petzen wäre natürlich schäbig und unwürdig. Aber hatte Brilling nicht erwähnt, noch andere Detektive auf Surow angesetzt zu haben? Dann war es sehr gut möglich, daß einer von Brillings Leuten im Raum war. Er durfte die Herausforderung annehmen, seine Ehre wahren, und wenn anderntags im Morgengrauen die Polizei hier auftauchen und den Grafen Surow wegen Betreibens einer Lasterhöhle in Arrest nehmen würde, traf Fandorin keine Schuld. Er durfte ahnungslos sein – Brilling wußte auch ohne ihn, was zu tun war.

Die Rettung lag sozusagen auf der Hand. Doch plötzlich gewann Fandorins Stimme ein Eigenleben, sie entzog sich der Kontrolle ihres Besitzers, verkündete etwas Ungeheuerliches, und – o Wunder! – sie zitterte nicht einmal dabei: »Nein, durchaus nicht. Aber warum die Entscheidung auf morgen verschieben? Besser, sie fällt hier und gleich. Ich habe gehört, Sie tun den ganzen Tag nichts anderes, als auf Fünfer zu schießen, exakt auf zwanzig Schritt?«

Surow errötete heftig.

»Dann sollten wir beide uns auf etwas anderes verlegen – sofern Sie den Mut dazu haben.«

Schön, wie ihm Achtyrzews Geschichte jetzt zupaß kam! Er mußte sich überhaupt nichts aus den Fingern saugen. Alles war schon fix und fertig ausgedacht.

»Wir lassen die Karten entscheiden. Wen es trifft, der geht auf den Hof und erschießt sich. Ohne alle Barrieren. So gibt es hinterher nur ein Minimum an Scherereien. Jemand hat verspielt und sich eine Kugel in den Kopf geschossen – völlig normal. Und die anwesenden Herrschaften geloben ihr Schweigen. Das tun Sie doch, meine Herren?«

Eine Diskussion entstand, die Meinungen waren geteilt: Die einen zeigten sich sofort bereit, das verlangte Ehrenwort zu geben, andere schlugen vor, den Streit zu vergessen und friedlich miteinander anzustoßen. »Der ist doch noch ein halbes Kind!« kam der Einwand eines Majors mit üppigem Schnauzbart, was Fandorin nur noch trotziger werden ließ.

»Was ist, Graf?« rief er mit verzweifelterm Aplomb und riß endgültig alle Brücken hinter sich ein. »Einen Fünfer zu treffen ist doch nicht leichter als in die eigene Stirn? Fürchten Sie, daneben zu schießen?«

Surow schwieg, gespannt blickte er den dreisten Herausforderer an, er schien im Geiste etwas abzuwägen.

»Gut«, sprach er schließlich mit überraschender Kaltblütigkeit, »von mir aus. Die Bedingungen sind akzeptiert. Jean!«

Ein eifriger Lakai kam auf den Grafen zugeeilt.

»Einen Revolver, ein frisches Blatt und eine Flasche Champagner«, wies er ihn an, dann raunte er ihm noch etwas ins Ohr.

Nach zwei Minuten kehrte Jean mit einem Tablett zurück. Er mußte sich zum Tisch durchdrängen, um den nun ausnahmslos alle Besucher des Salons versammelt waren.

Mit einer routinierten, blitzschnellen Handbewegung

kippte Surow den Lauf des Lefauchaux-Revolvers nach vorn, und man sah, daß alle zwölf Patronen im Magazin steckten.

»Hier ist das Blatt.« Seine Finger rissen die unversehrte Verpackung auf. »Diesmal bin ich in der Vorhand.« Er lachte, schien bei bester Laune zu sein. »Die Regeln sind einfach: Wer als erster eine schwarze Karte zieht, gibt sich die Kugel. Einverstanden?«

Fandorin nickte. Ihm schwante bereits, daß man ihn betrog, gehörig hinters Licht führte, er war ein toter Mann – noch sicherer als auf zwanzig Schritt Entfernung. Der schlaue Surow hatte ihn glatt ausgespielt. Wie sollte so ein Fuchs nicht die nötige Karte ziehen, noch dazu aus einem eigenen Blatt! Der besaß doch wohl ein ganzes Depot gezinkter Spielkarten!

Unterdessen hatte Surow, nach theatralischer Bekreuzigung, die oberste Karte aufgedeckt. Es war die Karo Dame.

»Die liebe Venus!« Der Graf lächelte überlegen. »Die rettet mich immer wieder. Sie sind dran, Fandorin!«

Zu protestieren oder zu feilschen ging gegen Fandorins Stolz. Ein anderes Blatt zu fordern, war es zu spät. Und die Sache hinauszuzögern war nur peinlich.

Fandorin streckte die Hand aus und deckte einen Pique Buben auf.

NEUNTES KAPITEL,

in welchem sich für Fandorin gute Karriereaussichten auf tun

»... und Freund Momos. Der Kasper!« kommentierte Surow und sog genüsslich an seiner Pfeife. »Aber der kann Ihnen auch nicht mehr helfen. Noch ein Schlückchen Champagner für den guten Mut – oder gleich auf den Hof?«

Mit hochrotem Gesicht saß Fandorin da. Groll schnürte ihm die Kehle zu – nicht auf den Grafen, sondern auf sich selbst, den vollkommenen Idioten, der er war. Der nicht zu leben verdiente.

»Ich mach's gleich hier«, stieß er grimmig hervor, wenigstens wollte er den Hausherrn zuletzt noch etwas piesacken. »Ihr flinker Johann kann ja anschließend aufwischen. Und verschonen Sie mich mit dem Champagner – mir brummt der Schädel davon.«

In solcher Wut, jeden Gedanken vermeidend, packte Fandorin den schweren Revolver, spannte den Hahn, zögerte einen Moment, wohin er schießen sollte – ach, egal! –, schob sich den Lauf in den Mund, zählte still: drei, zwei, eins – und betätigte den Abzug so heftig, daß er sich die Zunge schmerzhaft einklemmte. Ein Schuß war übrigens nicht losgegangen – es gab nur ein trockenes Klicken. Irritiert drückte Fandorin noch einmal ab – es klickte wieder, nur daß das Metall diesmal unangenehm gegen den Zahn schrammte.

»Nicht schlecht für den Anfang!« ließ Surow sich hören, nahm ihm die Waffe aus der Hand und klopfte ihm auf die Schulter. »Tapferes Bürschchen! Macht Anstalten, sich ohne

Brimborium und Hysterie übern Haufen zu schießen. Da wächst eine feine Generation heran, was, meine Herren? Jean, gieß Champagner ein, ich möchte mit Herrn Fandorin Brüderschaft trinken.«

Erast Fandorin, von einer seltsamen Willenlosigkeit ergriffen, tat, was ihm geheißen. Matt schlürfte er die perlende Flüssigkeit in sich hinein, matt tauschte er den Bruderkuß mit dem Grafen, den er von nun an Ippolit nennen sollte. Alles ringsum lärmte und lachte, doch vermochte Fandorin die Stimmen nicht auseinanderzuhalten. Der Champagner stieg ihm prickelnd in die Nase, die Augen füllten sich mit Tränen.

»Was sagst du zu meinem Jean?« Der Graf kicherte. »Ruck, zuck hat er die Patronen aus dem Magazin geholt. Das nenn ich fingerfertig, oder etwa nicht, sag doch mal?«

»Fingerfertig«, stimmte Fandorin teilnahmslos zu.

»Kann man wohl sagen. Wie heißt du eigentlich mit Vornamen?«

»Erast.«

»Na, dann komm, Erast von Rotterdam, laß uns auf einen Cognac in mein Arbeitszimmer gehen, ich hab die Nase voll von diesen Visagen.«

»Erasmus«, korrigierte Fandorin mechanisch.

»Was?«

»Erasmus, nicht Erast.«

»Entschuldigung, ich hatte mich verhört. Gehen wir, Erasmus.«

Gehorsam stand Fandorin auf und folgte dem Gastgeber. Sie gingen durch eine Flucht von Räumen ohne Licht und landeten in einem runden Zimmer, wo bemerkenswerte Unordnung herrschte: Jede Menge Tabakspfeifen und leere Flaschen lagen umher, auf dem Tisch erblickte er ein Paar bildschöne silberne Sporen und in einer Ecke gar einen über-

trieben schicken englischen Sattel. Was daran ein Arbeitszimmer sein sollte, war Fandorin schleierhaft – es gab weder Bücher, noch Schreibutensilien zu entdecken.

»Hübsches Sattelchen, was?« prahlte Surow. »Hab ich gestern bei einer Wette gewonnen.«

Er goß Branntwein aus einer bauchigen Flasche in zwei Gläser, setzte sich neben Fandorin und sagte in plötzlich sehr ernstem, ja, innigem Ton: »Verzeih mir Rindvieh den dummen Scherz. Erasmus, ich langweile mich. Eine Menge Leute kommen zu mir, nur keine Menschen. Ich bin achtundzwanzig, Fandorin, und fühle mich wie sechzig. Vor allem morgens, nach dem Aufwachen. Abends und nachts, da geht es noch – da drehe ich auf, spiele den Hanswurst. Aber das ist widerlich. Früher fand ich es nicht übel, heute widert es mich immer mehr an. Ob du's glaubst oder nicht, vorhin, als wir alles auf eine Karte setzten, da kam mir der Gedanke: Eigentlich sollte man sich wirklich erschießen. Es war plötzlich richtig verlockend ... Warum sagst du nichts? Komm, Fandorin, sei mir nicht böse. Ich wäre sehr froh, wenn du mir die Sache nicht nachträgst. Was kann ich tun, damit du mir vergibst, Erasmus, sag?«

Und da antwortete Fandorin mit etwas knarrender, doch vernehmlicher Stimme: »Erzähl mir von ihr. Von der Beshezkaja.«

Surow warf sich eine lockige Strähne aus der Stirn.

»Ach, stimmt ja. Du gehörst zur Schleppe.«

»Zur was?«

»Das ist so mein Wort dafür. Amalia ist die Königin, sie braucht eine Schleppe, aus Männern. Je länger, desto besser. Hör auf meinen Rat und schlag sie dir aus dem Kopf, sonst gehst du unter. Vergiß sie.«

»Das kann ich nicht«, antwortete Fandorin aufrichtig.

»Du bist noch ein junger Dachs, Amalia zieht dich unweigerlich in den Strudel, das hat sie schon mit vielen getan. Vielleicht hat sie gerade darum einen Narren an mir gefressen, weil ich nicht darauf aus war, mich in ihren Strudel ziehen zu lassen. Kein Bedarf, ich hab meinen eigenen. Der ist nicht so tief wie ihrer, aber für mich langt er allemal.«

»Liebst du sie?« Fandorin kühlte sein Mütchen mit einer dreisten Frage.

»Ich fürchte sie!« Surow grinste trübselig. »Mehr, als daß ich sie liebe. Und im Grunde ist es überhaupt gar keine Liebe. Hast du schon mal Opium geraucht?«

Fandorin schüttelte den Kopf.

»Wer es einmal probiert hat, kommt sein Leben lang nicht davon los. Genauso ist es mit ihr. Sie läßt mir einfach keine Ruhe! Dabei sehe ich, daß sie mich verachtet, ich bin ihr keinen Heller wert, auch wenn sie irgend etwas an mir zu finden scheint. Zu meinem Unglück! Wenn du wüßtest, wie froh ich bin, daß sie fort ist, bei Gott! Ich hatte schon daran gedacht, sie umzubringen, die Hexe. Sie eigenhändig zu erwürgen, damit die Qual ein Ende hat. Und das hat sie sehr genau gespürt. Sie ist klug, mein Lieber! Es gefiel ihr an mir, es war für sie wie ein Spiel mit dem Feuer: Mal bläst sie hinein, es zu schüren, mal pustet sie es aus, immer auf der Hut, daß kein Brand ausbricht, der ihr gefährlich werden könnte. Wozu soll sie mich sonst nötig gehabt haben?«

Neiderfüllt konstatierte Fandorin, daß Ippolit Surow irrte: Sein hübscher Wirrkopf war durchaus der Liebe wert. So einer konnte sich gewiß vor Frauen kaum retten. Daß manche ein solches Glück hatten! Doch gehörte diese Erwägung nicht zur Sache. Und in dieser Sache waren noch einige Fragen offen.

»Wer ist sie, woher kommt sie?«

»Das weiß ich nicht. Über sich selbst schweigt sie sich aus. Ich weiß nur so viel, daß sie irgendwo in der Fremde aufgewachsen ist. Anscheinend in der Schweiz, in irgendeinem Pensionat.«

»Und wo ist sie jetzt?« fragte Fandorin, ohne eine Auskunft von Wert zu erhoffen.

Surow aber zögerte so sichtlich mit einer Antwort, daß Fandorin hellwach wurde.

»Pressiert wohl sehr?« brummte der Graf, und eine hämi-sche Grimasse entstellte für einen Moment sein schönes, launisches Gesicht.

»Ja!«

»Na, schön. Wenn es die Motte zur Kerze zieht, verbrennt sie früher oder später sowieso.«

Surow wühlte in dem Berg von Spielkarten, zerknüllten Taschentüchern und Rechnungen auf seinem Tisch.

»Wo hab ich ihn zum Teufel noch mal? Ah, ich weiß ...«

Er öffnete eine kleine japanische Schatulle – lackiert, mit einem Schmetterling aus Perlmutter auf dem Deckel. »Da hast du ihn! Kam mit der städtischen Post.«

Mit bebenden Fingern nahm Fandorin das schmale Kuvert entgegen, auf dem in flüssiger, fliehender Handschrift stand:

An Seine Durchlaucht den Grafen Ippolit Surow, Jakowo-Apostolski-Gasse, im Hause desselben.

Dem Stempel nach zu urteilen, war der Brief am 16. Mai abgeschickt worden – der Tag, an dem die Beshezkaja verschwunden war.

In dem Kuvert steckte ein Blatt mit kurzer Notiz auf französisch, ohne Unterschrift: *Mußte abreisen, ohne Gelegenheit zum Abschied. Schreib mir nach London, Gray Street, Hotel Winter Queen, für Miss Olsen. Ich warte. Wage es ja nicht, mich zu vergessen.*

»Und ich wage es doch!« fuhr Surow hitzig auf, um gleich darauf in sich zusammenzusinken. »Jedenfalls will ich es versuchen. Nimm ihn mit, Erasmus. Tu damit, was du magst. Wo willst du hin?«

»Ich gehe«, sagte Fandorin, während er das Kuvert in seine Tasche steckte. »Es eilt.«

»O je!« Der Graf nickte mitleidig. »Dann troll dich, flieg schnell hin zum Feuer. Es ist dein Leben, nicht meines.«

Auf dem Hof wurde Fandorin von Jean eingeholt, der ein Päckchen in der Hand hielt.

»Hier, mein Herr, Sie haben es vergessen.«

»Was ist das?« fragte Fandorin, sich unwillig umdrehend.

»Sie machen mir Spaß. Ihr Gewinn natürlich. Seine Durchlaucht befahlen, ihn nachzutragen und auszuhändigen.«

Fandorin hatte einen wundersamen Traum.

Er saß in seiner Schulbank im Klassenzimmer des Gouvernementsgymnasiums. Träume dieser Art, meist aufregend und unbehaglich, hatte er nicht selten: Plötzlich war er wieder der Gymnasiast, der in der Physik- oder Algebrastunde an die Tafel gerufen worden war und »schwamm«. Diesmal aber war es nicht nur prekär, sondern richtig zum Fürchten. Und Fandorin begriff nicht, wieso. Er stand ja nicht an der Tafel, er saß auf seinem Platz, die Mitschüler um sich: Iwan Brilling, Achtyrzew, außerdem ein reizender Knabe mit hoher, blasser Stirn und herausfordernden braunen Augen (Fandorin wußte, daß es Kokorin war), zwei Mädchen in weißen Schürzen und noch einer, der mit dem Rücken zu ihm saß. Der war es, vor dem Fandorin sich fürchtete, er bemühte sich, ihn zu übersehen, drehte den Hals statt dessen immerfort nach den Mädchen, von denen die eine schwarz, die andere blond war. Brav die schmalen Hände vor

sich gelegt, saßen sie in ihrer Bank. Jetzt sah er: Es waren Amalia und Lisanka. Erstere sandte einen sengenden Blick aus ihren schwarzen Augen, streckte die Zunge heraus; Lisanka hingegen lächelte verschämt und senkte die dichten Wimpern. Nun erst sah Fandorin Lady Aster an der Tafel stehen, den Zeigestock in der Hand, und alles war klar: Hier praktizierte man die neueste englische Erziehungsmethode, bei der Jungen und Mädchen gemeinsam unterrichtet wurden. Und das ging sehr gut. Doch als hätte Lady Aster diesen Gedanken gehört, lächelte sie bitter und sagte: »Nein, von wegen Koedukation, ihr seid meine Waisenklasse. Ihr alle seid arme Waisenkinder, und ich muß euch auf den rechten Weg führen.« – »Aber erlauben Sie, Mylady«, widersprach Fandorin, »ich weiß aus sicherer Quelle, daß Lisanka keine Waise ist, sie ist die Tochter eines Wirklichen Geheimrats.« – »*Oh, my sweet boy*«, sagte die Lady und wurde noch trauriger dabei, »sie ist ein unschuldiges Opfer, und das ist dasselbe wie ein Waisenkind.« Der furchterregende Jemand, welcher vor ihm saß, wandte sich nun langsam um, starrte ihn mit glasig weißen Augen an und flüsterte: »Ich, Asasel, bin auch ein Waisenkind!« Er zwinkerte verschwörerisch, dann fügte er – da hört sich doch alles auf! – mit Brillings Stimme hinzu: »Und darum, junger Freund, muß ich Sie töten, was ich zutiefst bedauere ... He, Fandorin, was sitzen Sie da wie ein Ölgötze! Fandorin!«

Jemand rüttelte den alptraumgeplagten Kollegienregistrator an der Schulter. »Wachen Sie auf, der Morgen ist da!«

Fandorin zuckte zusammen, fuhr hoch, wandte den Kopf: Er befand sich im Kabinett des Chefs, mußte, am Tisch sitzend, eingeschlafen sein. Die Vorhänge waren zurückgezogen, freundliches Morgenlicht drang herein, neben ihm stand Brilling in merkwürdigem Aufzug, als Spießbürger

verkleidet: Kaftan mit Aufschlag, Schirmmütze und dreckige Ziehharmonikastiefel.

»Ist Ihnen das Warten zu lang geworden?« fragte der Chef auf seine übermütige Art. »Entschuldigen Sie die Maskerade, ich komme eben von einer dringenden Nachtpartie. Genug große Augen gemacht, waschen Sie sich erst mal! Abmarsch!«

Während Fandorin sich waschen ging, kamen ihm die Ereignisse der letzten Nacht allmählich wieder zu Bewußtsein: auch, wie er zuletzt Surows Haus verlassen, Hals über Kopf das Weite gesucht, eine wartende Droschke bestiegen und dem dösenden Kutscher befohlen hatte, in die Mjasnizkaja zu fahren. Er konnte es kaum erwarten, dem Chef seinen Erfolg zu melden, doch als er eintraf, war Brilling nicht da. Als erstes hatte Fandorin einem dringenden Bedürfnis nachgegeben, sich dann ins Kabinett gesetzt, gewartet und nicht gemerkt, wie der Schlaf ihn übermannte.

Als er ins Kabinett zurückkam, saß Brilling schon wieder in seinem hellen Sommeranzug am Tisch und trank Tee mit Zitrone. Ein zweites Glas im silbernen Untersatz dampfte an der gegenüberliegenden Seite des Tisches; Kringel und Brötchen lagen auf einem Tablett.

»Frühstücken wir erst mal«, schlug der Chef vor, »und erzählen uns was. Zwar bin ich über Ihre nächtlichen Abenteuer im großen ganzen unterrichtet, aber ein paar Fragen hätte ich noch.«

»Wieso unterrichtet?« fragte Fandorin voller Enttäuschung, da er sich auf den Bericht gefreut und, nun ja, mit der Absicht getragen hatte, ein paar Details zu verschweigen.

»Einer meiner Detektive ist bei Surow zugegen gewesen. Ich bin schon seit einer Stunde zurück, habe es nur nicht übers Herz gebracht, Sie zu wecken. Da konnte ich in aller

Ruhe den Rapport lesen. Eine spannende Lektüre. Vor lauter Spannung bin ich nicht dazu gekommen, mich umzuziehen.«

Er klopfte mit der flachen Hand auf einige dicht beschriebene Zettel.

»Kein übler Detektiv, nur leider furchtbar blumig in seiner Ausdrucksweise. Er hält sich für einen angehenden Literaten, schreibt Zeitungskolumnen unter dem Pseudonym Maximus Argus und träumt von einer Karriere als Zensor. Hören Sie zu, das interessiert Sie bestimmt. Wo haben wir die Stelle? Ah, hier.

Beschreibung des Objekts. Name: Erasmus von Dorn oder von Doren (dem Hören nach). Alter: kaum über Zwanzig. Porträt in Worten: zwei Arschin, acht Werschok groß; magerer Körperbau; Haare glatt, schwarz; Bart: keiner, wohl noch vor der ersten Rasur; Augen hellblau, engstehend, zu den Winkeln hin etwas geschlitzt; Haut reinweiß; Nase schmal, gerade; Ohren anliegend, klein, mit kurzen Läppchen. Besonderes Kennzeichen: anhaltende Wangenröte. Persönlicher Gesamteindruck: typischer Vertreter der verderbten und zügellosen Jeunesse dorée mit ausgeprägtem Hang zur Aufschneiderei. Im Anschluß an die oben dargestellten Geschehnisse entfernte sich die Person gemeinsam mit dem Spieler in das Arbeitszimmer des letzteren. Die Unterredung währte zweiundzwanzig Minuten. Gesprochen wurde leise, mit Pausen. Durch die Tür war so gut wie nichts zu verstehen, nur das Wort Opium vernahm ich deutlich, und von einem Feuer war die Rede. Ich hielt es für geraten, von Doren weiter zu observieren, wurde jedoch offenbar von ihm enttarnt, denn er hängte mich äußerst geschickt ab und entkam in einer Droschke. Ich schlage vor ... Na, das weitere ist nicht so interessant.« Gespannt blickte der Chef Fandorin an. »Was brachte denn die Opiumdiskussion für

Ergebnisse? Spannen Sie mich nicht auf die Folter, ich brenne vor Neugier.«

Fandorin gab den Inhalt des Gesprächs in knappen Worten wieder und zeigte den Brief. Brilling hörte konzentriert zu, stellte ein paar präzisierende Fragen und schwieg dann, den Blick aus dem Fenster gerichtet. Das Schweigen währte lange, annähernd eine Minute. Fandorin saß und rührte sich nicht, er mochte den Denkprozeß nicht stören, obwohl auch er ein paar Vermutungen in petto hatte.

»Ich bin sehr zufrieden mit Ihnen, Fandorin«, begann der Chef, als er wieder zum Leben erwacht war. »Sie haben ausgezeichnete Ergebnisse vorzuweisen. Erstens steht nun vollkommen außer Frage, daß Surow mit dem Mord nichts zu tun hat und von Ihrer Tätigkeit nichts ahnt. Sonst hätte er Ihnen wohl kaum Amalias Adresse gegeben. Damit können wir Version drei begraben. Zweitens sind Sie ein gutes Stück bei der Bearbeitung der Version Beshezkaja vorangekommen. Wir wissen jetzt, wo wir die Dame zu suchen haben. Bravo. Ich beabsichtige nunmehr, alle verfügbaren Detektive einschließlich Ihrer Person auf Version vier zu konzentrieren, die mir als die wesentliche erscheint.« Er wies mit dem Finger zur Tafel, wo im vierten Kreidekreis die Buchstaben NO standen.

»Wie bitte?« Fandorin glaubte sich verhöhnt zu haben. »Erlauben Sie, Chef, aber ...«

»Vorige Nacht bin ich auf eine sehr verheißungsvolle Spur gestoßen, die zu einem Landhaus vor den Toren Moskaus führt«, teilte Brilling mit unverhohlener Befriedigung mit. Über den Dreck an seinen Stiefeln mußte man sich nun nicht mehr wundern. »Dort versammeln sich die Revolutionäre, und zwar die von der extrem gefährlichen Sorte. Achtyrzew scheint mit ihnen in Verbindung gestanden zu haben. Hier

müssen wir aktiv werden. Dazu benötige ich sämtliche Leute. Und die Version Beshezkaja scheint mir aussichtslos zu sein. Jedenfalls eilt es damit nicht. Wir schicken den Engländern eine diplomatische Anfrage, bitten sie, diese Miss Olsen bis zur Klärung des Sachverhalts festzusetzen, das dürfte reichen.«

»Aber das wäre doch das Falscheste, was man tun kann!« rief Fandorin, er rief es so vehement, daß Brillling verdutzt war.

»Wieso?«

»Sehen Sie denn nicht, wie alles zusammenpaßt?« Fandorin sprach sehr schnell, weil er Angst hatte, unterbrochen zu werden. »Von den Nihilisten weiß ich nichts, das kann alles gut sein und ist bestimmt von großer Wichtigkeit, aber das andere ist auch von Wichtigkeit, von staatstragender Wichtigkeit! Sehen Sie doch, Chef, welches Bild sich ergibt. Die Beshezkaja ist in London untergetaucht – Punkt eins.« Fandorin merkte nicht, wie er Brillings Ausdrucksweise übernahm. »Ihr Butler ist Engländer, ein äußerst verdächtiger noch dazu, der mordet garantiert, ohne mit der Wimper zu zucken – Punkt zwei. Der Weißäugige, der Achtyrzew erstochen hat, sprach mit Akzent, könnte gut ebenfalls ein Engländer sein – Punkt drei. Lady Aster *ist* Engländerin, wenn auch eine sehr ehrenwerte Person, und Kokorins Hinterlassenschaft ist ihr zugefallen, da kann man sagen, was man will – Punkt vier! Es ist doch sonnenklar, daß die Beshezkaja ihre Verehrer in Schwulitäten gebracht hat, damit sie ihr Testament zugunsten der Engländerin aufsetzen!«

»Stopp, stopp!« Brillling zog die Stirn in Falten. »Worauf wollen Sie hinaus? Spionage?«

»Aber natürlich!« Fandorin schlug die Hände zusammen. »Englische Intrigen! Sie wissen doch selbst, wie es um unser

Verhältnis zu England momentan steht. Ich will Lady Aster nichts Übles nachsagen, sie hat davon gewiß keine Ahnung, aber ihr Institut läßt sich gut als Deckmantel gebrauchen, als trojanisches Pferd, um in Rußland Fuß zu fassen!«

»Oha.« Der Chef lächelte ironisch. »Königin Victoria und ihr Herr Disraeli sind natürlich unzufrieden mit den Goldausbeuten in Afrika und den indischen Diamanten, da brauchen sie unbedingt noch die Tuchfabrik eines Peter Kokorin und Achtyrzews dreitausend Desjatinen in Nikolenka.«

Jetzt spielte Fandorin seinen großen Trumpf aus: »Es geht nicht so sehr um die Fabrik, nicht einmal um das Geld! Erinnern Sie sich an die Liste der Besitztümer? Ich habe auch nicht gleich darauf achtgegeben. Kokorin besaß unter anderem eine Werft in Libau, dort läßt die Kriegsmarine ihre Schiffe bauen – ich habe mich erkundigt.«

»Ach ja, wann denn?«

»Während ich auf Sie gewartet habe. Telegrafische Anfrage an das Heeres- und Marineministerium. Dort gibt es auch einen Nachtdienst.«

»Soso. Und weiter?«

»Achtyrzew gehörte außer dem Landgut, den Häusern und dem Geld ein Erdölvorkommen in Baku, das hatte er von der Tante geerbt. In der Zeitung war zu lesen, wie sehr die Engländer davon träumen, an kaspisches Öl heranzukommen. Und so hätten sie es – auf ganz legitime Weise! Die Sache war tadellos eingefädelt: entweder das Werk in Libau, oder das Öl – eines von beiden mußte den Engländern zufallen! Sie müssen es natürlich am besten wissen, Chef«, erieferte sich Fandorin, »aber ich für mein Teil mag nicht davon ablassen. Ich werde all ihren Anweisungen Folge leisten, aber nach Dienstschluß gehe ich dieser Spur nach. Und werde unter Garantie fündig!«

Der Chef sah wieder aus dem Fenster. Diesmal schwieg er noch länger als zuvor. Fandorin zappelte vor Nervosität, doch hatte er genug Charakter, um sich zu zügeln.

Endlich seufzte Brilling und begann zu sprechen – langsam und stockend, er mußte wohl noch etwas zu Ende denken.

»Wahrscheinlich ist das alles Unsinn. Edgar Allan Poe, Eugene Sue. Pure Zufälligkeiten. Aber in einem mögen Sie recht haben: Die Anfrage an die Engländer lassen wir lieber sein. Auch nicht über unseren Residenten an der Londoner Botschaft. Sollten Sie mit Ihren Vermutungen fehlgehen – und das tun Sie bestimmt –, dann stellten wir uns als Horn-ochsen bloß. Und angenommen, Sie behielten recht, könnte die Botschaft ohnehin nichts ausrichten – die Engländer würden die Beshezkaja verstecken oder uns irgend etwas vormachen. Außerdem sind unseren Gesandten die Hände gebunden – sie stehen viel zu sehr in der Öffentlichkeit ... Also gut!« Brilling hieb energisch mit der Faust durch die Luft. »Ich könnte Sie zwar auch hier ganz gut gebrauchen, Fandorin, aber des Menschen Wille ist sein Himmelreich, wie der Volksmund sagt. Ich habe in Ihrer Akte gelesen, daß Sie außer Deutsch und Französisch auch ganz gut Englisch können. Fahren Sie mit Gott nach London zu Ihrer *Femme fatale*! Instruktionen dränge ich Ihnen keine auf, vertraue ganz auf Ihre Intuition. Ich gebe Ihnen einen Mann von der Botschaft an die Seite, Pyshow mit Namen. Er tut dort als einfacher Schriftführer Dienst, so wie Sie hier, ist aber mit anderen Dingen befaßt. Beim Außenministerium wird er als Gouvernementssekretär geführt, bei uns hat er einen noch höheren Rang. Ein vielseitig begabter Mann. Fahren Sie am besten gleich nach Ihrer Ankunft zu ihm. Er ist sehr findig. Im übrigen bin ich mir sicher, daß die Reise umsonst ist. Aber schließlich haben Sie sich das Recht auf einen Irrtum

verdient. Schauen Sie sich Europa an. Exkursion auf Staatskosten! Wobei Sie derzeit, vermute ich, ganz gut bei Kasse sind?« Der Chef schielte nach dem Bündel, das herrenlos auf einem Stuhl herumlag.

Noch ganz perplex von dem, was er eben gehört hatte, fuhr Fandorin zusammen.

»Ach ja, Pardon, das ist mein Gewinn. Neuntausendsechshundert Rubel, ist nachgezählt. Ich wollte es im Kontor abliefern, aber es war zu.«

»Ach, hören Sie auf!« Brilling winkte ab. »Sind Sie bei Trost? Was soll denn der Kontorist Ihrer Meinung nach in sein Kassenbuch schreiben? *Eingang Spielgewinn Kollegienregistrator Fandorin*? Apropos, warten Sie mal. So einen kleinen Registratur auf Dienstreise ins Ausland zu schicken macht keinen seriösen Eindruck.«

Er setzte sich an den Tisch, tauchte die Feder ins Tintenfaß und fing, sich selbst diktierend, zu schreiben an:

»Also. Blitztelegramm. An Fürst Michail Alexandrowitsch Kortschakow, persönlich. Abschrift an Generaladjutant Lawrenti Arkadjewitsch Misinow. Euer Hochwohlgeboren, im Interesse Ihnen bekannter Angelegenheit sowie in Anerkennung hervorragender Verdienste bitte ich den Kollegienregistrator Erast Petrowitsch Fandorin extra ordinem und in Außerachtlassung des Dienstalters zum ... ach, was soll's, am besten gleich zum Titularrat. Ist auch kein sonstwie hohes Tier, aber immerhin ... zum Titularrat zu befördern. Ferner bitte ich, Fandorin zeitweise in das Amt des diplomatischen Kuriers erster Kategorie beim Außenministerium zu erheben. Damit Sie nicht unnötig an der Grenze aufgehalten werden!« erläuterte Brilling. »So. Datum, Unterschrift. Übrigens werden Sie tatsächlich gleich ein bißchen diplomatische Post befördern: Berlin, Wien, Paris, liegt alles am Weg. Der Konspiration

halber, damit keiner Verdacht schöpft. Irgendwelche Einwände?« Brillings Augen blitzten schelmisch.

»Nein, nein«, stammelte Fandorin, der Mühe hatte, den sich überschlagenden Ereignissen mit den Gedanken zu folgen.

»Und dann reisen Sie von Paris aus inkognito weiter nach London. Wie hieß das Hotel gleich noch mal?«

ZEHNTE KAPITEL,
in welchem es um ein blaues Portefeuille geht

Am frühen Abend des 28. Juni (also dem 16. des in Rußland gültigen Kalenders) hielt vor dem Hotel »Winter Queen«, an der Gray Street gelegen, eine Mietkutsche. Der Kutscher in Zylinder und weißen Handschuhen sprang vom Bock, klappte ein Trittbrett herunter und öffnete, sich verbeugend, den schwarzlackierten Schlag mit der Aufschrift:

DUNSTER & DUNSTER
SINCE 1848.
LONDON REGAL TOURS

Erst streckte sich ein saffianlederner, mit Silbernägeln beschlagener Straßenschuh aus der Tür, dann folgte mit einem behenden Sprung der junge Gentleman in seiner ganzen Pracht: mit üppigem Schnauzer, der zur zarten Physiognomie so gar nicht passen wollte, federgeschmücktem Tirolerhut und weiter Alpenpelerine. Der junge Mann schaute sich um, und da er nichts als eine stille, unauffällige kleine Straße zu sehen bekam, blieb sein aufgeregter Blick schnell an dem Hotelgebäude hängen: ein vierstöckiger, recht unansehnlicher Bau im georgianischen Stil, der sichtlich schon bessere Zeiten gekannt hatte.

Der junge Gentleman zögerte noch. Dann sprach er zu sich selbst auf russisch: »Ach, was soll's.«

Nach dieser rätselhaften Formel lief er die Stufen hinauf und betrat das Vestibül.

Buchstäblich eine Sekunde später trat aus dem gegenüberliegenden Pub ein Mann im schwarzen Regenmantel und begann, die hohe Mütze mit dem glänzenden Schild tief in die Augen gezogen, vor der Hoteltür auf und ab zu spazieren.

Doch entging dieser bemerkenswerte Umstand der Aufmerksamkeit des Ankömmlings, da er bereits vor dem Treisen stand und das ausdruckslose Bildnis einer mittelalterlichen Dame mit prächtigem Jabot betrachtete – das mußte die »Winterkönigin« sein. Der dösende Portier begrüßte den Fremden mit Gleichmut; als er jedoch sah, daß der Boy, obwohl er nur den Reisesack hereingetragen hatte, einen ganzen Shilling erhielt, grüßte er noch einmal und sehr viel freundlicher, wobei er den Gast nun nicht mehr mit *Sir*, sondern mit *Your Honour* ansprach.

Der junge Herr wollte wissen, ob Zimmer frei seien, und verlangte das beste, das zu haben war, mit heißem Wasser und Zeitungen; dann trug er sich unter dem Namen Erasmus von Dorn, ansässig in Helsingfors, in das Gästebuch ein. Der Portier bekam für nichts und wieder nichts einen halben Sovereign und nannte den verrückten Ausländer von nun an *Your Lordship*.

Indes hatte »Herr von Dorn« mit ernsthaften Zweifeln zu kämpfen. Daß die stilvolle Amalia Kasimirowna in diesem drittklassigen Hotel abgestiegen sein sollte ließ sich schwer vorstellen. Hier stimmte offensichtlich etwas nicht.

In seiner Verlegenheit traute er sich gar, den vor ihm katzbuckelnden Portier zu fragen, ob es denn in London noch ein weiteres Hotel dieses Namens gebe, worauf ihm hochheilig versichert wurde, es gebe weder ein solches, noch habe es je eins gegeben, wenn man freilich von jenem »Winter Queen« absah, welches sich zuvor an diesem Ort befunden habe und vor mehr als hundert Jahren bis auf die Grundmauern abgebrannt sei.

Sollte denn alles umsonst gewesen sein: die zwölfwältige Rundreise durch Europa, der angeklebte Schnauzbart, die edle Equipage, gemietet in Waterloo Station anstelle einer gewöhnlichen Droschke, und schließlich der verausgabte halbe Sovereign?

Na, das Bakschisch wirst du mir zumindest noch abdie-
nen, mein Freund! dachte Fandorin (belassen wir es, seines
Inkognitos ungeachtet, bei diesem Namen).

»Sagen Sie, Teuerster, Sie beherbergen nicht zufällig eine
gewisse Miss Olsen?« fragte er mit gespielter Beiläufigkeit
und stützte den Ellbogen lässig auf den Tresen.

Die Antwort, wiewohl durchaus zu erwarten gewesen,
versetzte Fandorins Herzen einen Stich.

»Nein, Mylord, eine Lady dieses Namens wohnt bei uns
nicht und hat nie hier gewohnt.«

Und da er die Bestürzung in den Augen des Gastes ge-
wahrte, ließ der Portier noch eine kleine Kunstpause ver-
streichen, ehe er diskret verkündete: »Wobei mir der Name,
den Durchlaucht zu erwähnen beliebten, nicht ganz unbe-
kannt ist.«

Fandorin schwankte kurz, ehe er eine weitere Goldmünze
aus der Rocktasche angelte.

»Reden Sie.«

Der Portier beugte sich nach vorn und hüllte Fandorin in
eine Wolke von billigem Kölnischwasser, während er ihm zu-
flüsterte: »Wir belieben Post zu empfangen, die an den Na-
men dieser Person gerichtet ist. Allabendlich um zehn Uhr
kommt ein Mr. Morbid, dem Anschein nach ein Diener oder
Haushofmeister, und holt die Briefe ab.«

»So ein Riese mit großen blonden Koteletten, der den Ein-
druck macht, als hätte er noch kein einziges Mal im Leben ge-
lacht?« kam Fandorins Frage wie aus der Pistole geschossen.

»Jawohl, Mylord, das ist er.«

»Treffen denn öfters Briefe ein?«

»Beinahe täglich, Mylord, und mitunter gleich mehrere. Heute zum Beispiel«, der Portier sah vielsagend zu einem Schrank mit vielen Fächern hinüber, »kamen ganze drei.«

Die Andeutung wurde verstanden.

»Ich würde gern einen Blick auf die Umschläge werfen – nur so, aus reiner Neugier«, bemerkte Fandorin und klopfte mit dem nächstfälligen halben Sovereign auf den Tresen.

Die Augen des Portiers funkelten in fiebrigem Glanz: Hier ging etwas Unerhörtes, schwer zu Fassendes vor, das nichtsdestoweniger äußerst willkommen war.

»Es ist strengstens verboten, müssen Sie wissen, Mylord, aber ... Wenn es nur darum geht, einen Blick auf die Umschläge ...«

Gierig griff Fandorin nach den Briefen, doch er wurde enttäuscht: Die Umschläge waren ohne Absender. Den dritten Obolus hatte er wohl umsonst berappt. Zwar hatte der Chef einen jeglichen Aufwand sanktioniert, sofern er »der Vernunft angemessen und der Sache dienlich« sei ... Was sagten übrigens die Stempel?

Die Stempel machten Fandorin nachdenklich: Ein Brief war in Stuttgart aufgegeben, der zweite in Washington, der dritte gar in Rio de Janeiro. Immerhin!

»Läßt Miss Olsen seit längerem ihre Korrespondenz hier eingehen?« fragte Fandorin, während er in Gedanken überschlug, wieviel Zeit so ein Brief brauchte, über den Ozean zu schwimmen. Und zuvor mußte dafür gesorgt sein, daß die hiesige Adresse nach Brasilien gelangte! Ein merkwürdiges Verfahren. Dabei konnte die Beshezkaja höchstens drei Wochen in England sein.

Die Antwort überraschte ihn.

»Seit längerem, Mylord. Als ich hier meinen Dienst antrat, was jetzt vier Jahre her ist, kamen die Briefe schon.«

»Wie bitte? Bringen Sie da nichts durcheinander?«

»Wenn ich es Ihnen sage, Mylord. Mr. Morbid ist wohl erst seit kurzem in Miss Olsens Diensten, seit Anfang des Sommers. Vor ihm war es ein Mr. Moebius, der die Post holen kam, und noch davor ein Mr. ... hm, sorry, ich habe vergessen, wie der Mann hieß. Ein recht unauffälliger Gentleman, und redselig war er auch nicht.«

Gar zu gern hätte Fandorin in die Briefe hineingeschaut. Forschend blickte er seinem Informanten ins Gesicht. Nein, der würde wohl nicht dorthalten. Aber der frischgebackene Titularrat und diplomatische Kurier erster Kategorie hatte eine bessere Idee.

»Jeden Abend um zehn, sagten Sie, kommt dieser Mr. Morbid?«

»Auf die Minute, Mylord.«

Fandorin legte noch einen viertel Sovereign auf den Tresen, beugte sich darüber und flüsterte dem Glückspilz von Portier etwas in das geneigte Ohr.

Die Zeit, die bis um zehn verblieb, wurde auf die allerproduktivste Weise genutzt.

Als erstes ölte und lud Fandorin seinen kurierdienstlichen Colt. Dann begab er sich in das Badezimmer und füllte, bei wechselweisem Betätigen des Warm- und des Kaltwasserhebels, die Wanne, was ungefähr fünfzehn Minuten in Anspruch nahm. Eine halbe Stunde ließ er es sich wohl sein, dann war das Wasser kalt, und der Plan für das weitere Vorgehen stand endgültig fest.

Nachdem er sich den Schnauzbart wieder angeklebt und sein Spiegelbild mit einigem Wohlgefallen betrachtet hatte,

schlüpfte Fandorin in das Kostüm des unauffälligen Engländers: schwarze Melone, schwarzes Jackett, schwarze Hose, schwarze Krawatte. In Moskau hätte man ihn vermutlich für einen Sargträger gehalten – hier in London durfte er hoffen, sich auf diese Weise unsichtbar zu machen. Und nachts kam der Aufzug erst recht gelegen: Ließ man das Hemd vorn hinter den Revers verschwinden und schlug die Manschetten zurück, so löste man sich in den Fängen der Nacht buchstäblich auf – was für den gefaßten Plan sehr vonnöten war. Blieben noch anderthalb Stunden für einen Spaziergang, um die nähere Umgebung kennenzulernen. Erast Fandorin bog von der Gray Street in eine größere Straße ein, wo es von Equipagen wimmelte, und fand sich kurze Zeit später vor dem berühmten Old-Vic-Theatre wieder, das im Stadtführer ausführlich beschrieben war. Er lief ein Stück weiter und sah vor sich – wie seltsam! – die bekannten Umrisse von Waterloo Station; die Kutsche hatte gute vierzig Minuten gebraucht, ihn von hier ins »Winter Queen« zu befördern, wofür der Kutscher, dieser Schuft, ihm fünf Shilling abknöpfte. Schließlich tauchte, in der Abenddämmerung ungemütlich grau, die Themse vor ihm auf. Fandorin schauerte, als er in ihre trüben Fluten blickte, ihn überkam eine böse Vorahnung. Überhaupt fühlte er sich unbehaglich in dieser fremden Stadt. Die Passanten schauten an ihm vorbei, nicht einer blickte ihm ins Gesicht, was in Moskau – sagen Sie selbst! – ein Ding der Unmöglichkeit wäre. Zugleich wurde Fandorin das merkwürdige Gefühl nicht los, als bohrte sich ein böser Blick in seinen Rücken. Ein paarmal drehte er sich um, und einmal war ihm tatsächlich, als sähe er eine schwarzgewandete Gestalt hinter eine der Theatersäulen huschen. Von da an riß Fandorin sich zusammen, verfluchte seine übertriebene Ängstlichkeit und wandte den

Blick kein weiteres Mal zurück. Immer diese verdammten Nerven! Er zweifelte sogar, ob er mit der Verwirklichung seines Planes nicht besser bis zum nächsten Abend warten sollte. Dann hätte er am Morgen noch die Botschaft aufsuchen und jenen geheimnisvollen Schriftführer Pyshow treffen können, den der Chef ihm empfohlen hatte. Doch allzuviel bange Vorsicht war peinlich und Zeit ohnehin keine zu verlieren, beinahe drei Wochen waren ins Land gegangen – für Bagatellen.

Die Europareise war weniger angenehm verlaufen, als Fandorin im ersten Überschwang erwartet hatte. Das ganze jenseits des Grenzpunkts Wirballen gelegene Territorium deprimierte ihn auf Grund seiner gravierenden Unähnlichkeit mit den schlichten heimatlichen Weiten. Fandorin hatte aus dem Zugfenster geblickt und darauf gewartet, daß die adretten Dörfchen und Spielzeugstädtchen aufhörten und eine *normale* Landschaft anfinke, doch je weiter der Zug sich von der russischen Grenze entfernte, um so schneeweißter wurden die Häuser und um so pittoresker die Städte. Fandorin schnürte es die Brust immer enger, loszuflennen erlaubte er sich jedoch nicht. Letzten Endes, so sagte er sich, ist nicht alles Gold, was glänzt; die Schwermut ließ sich von diesem Gedanken nicht verdrängen.

Später gewöhnte er sich schon ein bißchen an das, was er zu sehen bekam, ja, es schien ihm bereits, als wäre Moskau gar nicht so viel schmutziger als Berlin und der Kreml samt den goldenen Kirchenkuppeln etwas, wovon die Deutschen nur träumen konnten. Andere Mißlichkeiten beschäftigten ihn nun weit mehr: Der Militärattaché der russischen Botschaft, dem Fandorin ein versiegeltes Paket ausgehändigt hatte, hieß ihn die Reise einstweilen unterbrechen und auf eine Geheimkorrespondenz warten,

die nach Wien weiterzubefördern war. Das Warten währte eine ganze Woche, und Fandorin war es längst leid, im Schatten Unter den Linden dahinzuschlendern und sich an den wohlgenährten Schwänen der Berliner Parkanlagen zu freuen.

Gleiches widerfuhr ihm in Wien, nur daß er diesmal fünf Tage auf ein für den Pariser Militärattaché bestimmtes Paket zu warten hatte. Fandorin wurde nervös bei dem Gedanken, »Miss Olsen« könnte in der Zwischenzeit das Hotel verlassen, ohne noch länger auf eine Botschaft ihres Ippolit zu warten, denn dann wäre sie wohl auf immer und ewig verschollen. Seine Nervosität zu bekämpfen, saß er viel in Kaffeehäusern herum, verspeiste Unmengen von Mandeltorte und trank literweise Creme-Soda dazu.

Dafür ergriff er in Paris sogleich die Initiative: Für ganze fünf Minuten ließ er sich in der russischen Vertretung sehen, drückte dem bevollmächtigten Oberst die Dokumente in die Hand und tat dabei unmißverständlich kund, daß er in besonderer Mission unterwegs und zu keiner Stunde Aufenthalt befugt sei. Für die fruchtlose Zeitverschwendung der letzten Wochen strafte er sich selbst, indem er darauf verzichtete, Paris zu besichtigen, und nur mit dem Fiacre die neuen, unlängst von Baron Haussmann geschlagenen Boulevardschneisen Richtung Gare du Nord fuhr. Auf dem Rückweg würde dafür immer noch Zeit sein.

Um Viertel vor zehn saß Fandorin, hinter einer zu Zwecken der Observation mit einem Löchlein versehenen Ausgabe der »Times« versteckt, im Vestibül des »Winter Queen«. Auf der Straße stand die vorsorglich gemietete Droschke bereit. Der Portier hielt sich an die Instruktionen und schaute demonstrativ nicht in die Richtung, wo der so gar nicht

sommerlich gekleidete Hotelgast mit der Zeitung saß; er gab sich sogar Mühe, ihm den Rücken zuzukehren.

Drei Minuten nach zehn schellte das Glöckchen, die Tür ging auf, und ein Hüne von Mann in grauer Livree betrat das Vestibül. Er war es: »John Karlytsch«! Fandorins Auge saugte sich an dem Zeitungsblatt fest, das über den Ball des Prinzen von Wales berichtete.

Verstohlen ging der Blick des Portiers jetzt nach dem zur un rechten Zeit in seine Lektüre vertieften Mr. von Dorn herüber, noch dazu ließ dieser Gauner die buschigen Brauen auf und nieder tanzen, was das Objekt glücklicherweise nicht bemerkte beziehungsweise zu bemerken geflissentlich vermied.

Die Droschke war nicht umsonst bestellt. Es zeigte sich, daß der Lakai nicht zu Fuß, sondern mit einem sogenannten »Egoisten« gekommen war, einem jener Einspanner, die nur einer einzigen Person Platz boten; gezogen wurde er von einem stämmigen Rappen. Auch der einsetzende Nieselregen kam gerade recht, denn so klappte John Karlytsch das lederne Verdeck nach oben und hätte nun, selbst wenn er darauf aus gewesen wäre, den Verfolger gar nicht bemerken können.

Der Befehl, dem Mann in der grauen Livree zu folgen, erstaunte den Kutscher nicht im geringsten; er knallte mit seiner langen Peitsche, und der Plan trat in seine erste Phase.

Es war bereits dunkel. Die Straßenlaternen brannten, doch Fandorin, ortsunkundig, verlor in den immer gleich aussehenden steinernen Karrees dieser fremden, beängstigend verschwiegene Stadt sehr bald die Orientierung. Nach einiger Zeit wurden die Häuser spärlicher und niedriger, Bäume hoben sich schemenhaft aus der Dunkelheit ab, und nach einer weiteren Viertelstunde begannen von Gärten umgebene Villen sich entlang der Straße zu reihen. Vor einer blieb der

»Egoist« stehen, ein riesiger Schatten löste sich von ihm, John Karlytsch öffnete das Gittertor. Fandorin lehnte sich aus der Droschke und sah den Einspänner auf das umzäunte Gelände fahren, wonach das Tor wieder geschlossen wurde.

Der gewitzte Kutscher brachte sein Pferd ohne Aufforderung zum Stehen, wandte sich um und fragte:

»Möchten Sie, daß die Polizei von dieser Fahrt etwas erfährt, Sir?«

»Hier haben Sie eine Krone, tun Sie, was Sie für richtig halten!« erwiderte Fandorin, da er beschlossen hatte, den Mann nicht warten zu lassen – der schien ihm zu pfiffig. Ohnehin war unklar, wann die Rückfahrt anstand. Vor ihm lag nichts als Ungewißheit.

Sich über den Zaun zu schwingen fiel ihm nicht schwer. In seiner Schulzeit hatte Fandorin ganz andere Zäune bezwungen.

Der Garten erwies sich als wenig einladend – er war voll schrecklicher Schatten und stachliger Gehölze. Zwischen den Bäumen schimmerten die Umrisse eines zweistöckigen Gebäudes mit gewölbtem Dach. Darauf bedacht, so leise wie möglich aufzutreten, kämpfte Fandorin sich zu den letzten Büschen vor (Fliederduft, vermutlich eine englische Sorte). Von hier begann er mit der Aufklärung.

Das Haus durfte mit Fug und Recht eine Villa genannt werden. Am Portal brannte eine Laterne. Mehrere Fenster im Parterre waren hell erleuchtet, dort wohnten vermutlich die Bediensteten. Interessanter kam ihm das schwach leuchtende Fenster im ersten Stock vor – doch wie hinaufgelangen? Daß unweit davon das Fallrohr der Dachrinne verlief, schien günstig; zudem war die Hauswand von rankendem Pflanzenwuchs überzogen, der recht guten Halt versprach.

Die Gewohnheiten einer nicht sehr fernen Jugend schienen sich einmal mehr bezahlt zu machen.

Als schwarzer Schatten huschte Fandorin zur Hauswand hinüber und rüttelte an dem Fallrohr. Es schien stabil, klappte nicht. Die existentielle Erfordernis, jedes Poltern zu vermeiden, ließ den Aufstieg gemächlicher vorangehen, als Fandorin es sich gewünscht hätte. Endlich ertastete der Fuß einen Sims, der glücklicherweise um das gesamte Stockwerk herumlief. Aus Vorsicht krallte Fandorin die Finger in das Gerank aus Efeu, wildem Wein und irgendwelchen Lianen (der Teufel wußte, wie diese schlangenartigen Triebe in Wirklichkeit hießen), ehe er begann, sich in winzigen Schritten auf das ersehnte Fenster zuzubewegen.

Zunächst war er bitter enttäuscht: In dem Zimmer war niemand. Das Licht einer Lampe mit rosa Schirm fiel auf einen gediegenen Schreibtisch, wo irgendwelche Papiere lagen; in der Ecke schien ein Bett zu stehen. Unklar, ob das ein Arbeitszimmer war oder ein Schlafgemach. Fandorin harrete an die fünf Minuten aus, in denen nichts weiter passierte, als daß sich ein fetter Nachtfalter auf den Lampenschirm setzte und mit den pelzigen Flügeln zuckte. blieb Fandorin etwas anderes, als zurückzukriechen? Oder sollte er riskieren, ins Innere einzudringen? Sacht drückte er gegen die Fensterschenkel, sie gaben sofort nach. Fandorin zauderte. Zieh sich des Wankelmuts, der Feigheit. Und mußte im nächsten Moment feststellen, daß es gut gewesen war abzuwarten: Denn nun ging die Tür auf, und zwei Personen traten ein – eine Frau und ein Mann.

Beim Anblick der Frau mußte Fandorin an sich halten, um nicht in ein Freudengeheul auszubrechen: die Beshezka! Das schwarze Haar glatt zurückgekämmt und mit einem roten Band zusammengebunden, gehüllt in ein spitzenbesetz-

tes Nachtgewand, über das sie einen Zigeunerschal mit Blütenmuster geworfen hatte, stand sie da in ihrer ganzen blendenden Schönheit. Oh, einer solchen Frau durften alle Übeltaten vergeben sein!

Den Mann, dessen Gesicht im Dunklen blieb (der Größe nach zu urteilen, mußte es Mr. Morbid sein), fragte Amalia Beshezkaja in gepflegtem Englisch (eine Spionin, bestimmt war sie eine Spionin!): »Und er ist es ganz gewiß?«

»Ja, Ma'am. Es gibt nicht die geringsten Zweifel.«

»Woher die Gewißheit? Haben Sie ihn denn gesehen?«

»Das nicht, Ma'am. Heute hat Franz dort Wache gehalten. Er hat berichtet, das Bürschchen sei gegen sieben eingetroffen. Die Beschreibung stimmt haargenau überein, sogar mit dem Schnauzbart haben Sie recht behalten.«

Die Beshezkaja lachte schallend.

»Man darf ihn trotzdem nicht unterschätzen, John. Ein geborenes Glückskind – ich kenne diesen Menschentyp gut, er ist unberechenbar und sehr gefährlich.«

Fandorin hüpfte das Herz im Leib. War da etwa von ihm die Rede? Nein, das konnte nicht sein.

»Halb so wild, Ma'am. Sie brauchen es nur anzuordnen, dann fahren Franz und ich hin und erledigen das. Zimmer Nummer fünfzehn, zweiter Stock.«

Exakt: Zimmer Nummer fünfzehn, zweiter Stock. Dort wohnte er. Wie hatten sie das herausbekommen? Wer hatte es ihnen gesteckt? Mit einem Ruck riß Fandorin sich den schmähhichen und unnützen Bart von der Lippe, verbiß sich den Schmerz.

Amalia Beshezkaja – oder wie immer ihr wirklicher Name lautete – verzog das Gesicht, ihre Stimme wurde schneidend:

»Unterstehen Sie sich! Ich bin selbst schuld, also bringe ich das auch selbst wieder in Ordnung. Wenn man schon

einmal im Leben einem Mann traut ... Ich frage mich nur, warum sie uns aus der Botschaft nicht vorgewarnt haben, daß er kommt.«

Fandorin spitzte die Ohren. Sie haben also ihre Leute in der Botschaft! Na prima! Brillling wollte es nicht glauben. Und wer ist es? Sag schon, sag!

Doch die Beshezkaja wechselte das Thema.

»Waren Briefe da?«

»Drei auf einmal, Ma'am.« Mit einer Verbeugung überreichte ihr der Lakai die Umschläge.

»Gut, John, Sie können schlafen gehen. Für heute brauche ich Sie nicht mehr.« Sie unterdrückte ein Gähnen.

Als sich die Tür hinter Mr. Morbid geschlossen hatte, warf Amalia die Briefe achtlos auf den Schreibtisch und trat zum Fenster. Fandorin fuhr zurück hinter den Mauervorsprung, sein Herz klopfte wie rasend. Blicklos starrte die Beshezkaja mit ihren großen Augen in die tröpfelnde Finsternis (wäre nicht die Scheibe gewesen, hätte er ihr Gesicht mit der Hand berühren können) und murmelte versonnen, nunmehr auf russisch: »Mein Gott, wie öde. Da hockt man hier und versauert ...«

Als nächstes tat sie etwas Seltsames: Sie trat zu einem frivol geformten, einen Amor darstellenden Wandleuchter und drückte dem minderjährigen Liebesgott auf den bronzenen Bauchnabel. Der daneben hängende Stich (irgendein Jagdstück) rückte lautlos zur Seite und gab den Blick auf ein kupfernes Türchen mit rundem Knauf frei. Amalias nackter, schmaler Arm fuhr aus dem bauschigen Ärmel, sie drehte den Knauf ein paarmal hin und her, und das Türchen öffnete sich mit einem singenden Ton. Fandorin preßte die Nase an die Scheibe, um nur ja nichts Entscheidendes zu verpassen.

Die Beshezkaja, in diesem Augenblick mehr denn je einer

ägyptischen Königin gleichend, beugte sich graziös nach vorn, nahm etwas aus dem Safe heraus und drehte sich um. In den Händen hielt sie ein blausamtenes Portefeuille.

Sie setzte sich an den Schreibtisch, entnahm dem Portefeuille einen großen gelben Umschlag und diesem ein Blatt Papier, das dicht mit kleiner Schrift beschrieben war. Dann öffnete sie mit dem Messer die eingetroffenen Briefe und übertrug etwas daraus auf ihr Blatt. Hierfür brauchte sie höchstens zwei Minuten. Nachdem alle Papiere wieder in der Mappe verstaut waren, rauchte die Beshezkaja eine ihrer Maisstrohzigaretten an, tat ein paar tiefe Züge und schaute gedankenvoll ins Leere.

Fandorin war der Arm eingeschlafen, mit dem er sich an den Schlingpflanzen festhielt, der Knauf des Colts drückte ihm in die Seite, die unbequem verrenkten Füße begannen gleichfalls zu schmerzen. Lange Zeit würde er in dieser Lage nicht mehr zubringen können.

Endlich hatte Kleopatra ein Erbarmen, drückte ihre Zigarette aus, erhob sich und verschwand in der gegenüberliegenden, kaum erleuchteten Zimmerecke, wo sich eine recht niedrige Tür befand, die nun auf- und wieder zuging; bald darauf war fließendes Wasser zu hören. Dort hinten mußte das Badezimmer sein.

Auf dem Schreibtisch lag und lockte das blaue Portefeuille. Frauen benötigen, wie man weiß, einige Zeit für ihre Abendtoilette. Fandorin stieß einen Fensterflügel auf, stützte ein Knie auf die Fensterbank und stand im nächsten Moment im Zimmer. Den Blick immer wieder auf die Badtür gerichtet, wo das Wasser unverändert gleichmäßig rauschte, begann er das Portefeuille auszuweiden.

Ein dickes Bündel Briefe befand sich dann, außerdem der gelbe Umschlag. Auf ihm stand eine Adresse:

*M. Nickolas M. Croog, Poste restante, l'Hôtel des postes,
S.-Pétersbourg, Russie*

Das war schon einmal nicht schlecht. In dem Umschlag steckten mehrere Blätter mit Tabellen, die auf englisch ausgefüllt waren, die fliehenden Buchstaben kannte Fandorin gut. In der ersten Spalte standen irgendwelche Nummern, in der zweiten die Namen diverser Länder, in der dritten Amtsbezeichnungen oder Ränge, Spalte vier enthielt Datumsangaben, nicht anders Spalte fünf: Junitage in aufsteigender Folge. Die drei letzten Eintragungen – an der frischen Tinte sah man, daß es die eben vorgenommenen waren – ließen sich so:

N° 1053F	Brasilien	Chef der kaiserlichen Leibwache	abgesandt 30. Mai	eingegangen 28. Juni 1876
N° 852F	Vereinigte Staaten von Nordamerika	Stellvertretender Senatsausschuß- Vorsitzender	abgesandt 10. Juni	eingegangen 28. Juni 1876
N° 354F	Deutschland	Amtsgerichts- präsident	abgesandt 25. Juni	eingegangen 28. Juni 1876

Aha! Die heute im Hotel für Miss Olsen eingegangenen Briefe stammten aus Rio de Janeiro, Washington und Stuttgart. Fandorin wühlte in dem Briefbündel und suchte den brasilianischen heraus. Er enthielt einen Briefbogen ohne Anrede und Unterschrift, mit einer einzigen Zeile:

30. Mai, Chef der kaiserlichen Leibwache, N° 1053F.

Die Beshezkaja übertrug also den Inhalt der Briefe, die sie erhielt, in Tabellen, die sie dann einem Monsieur oder eher Mister Nickolas Croog in Petersburg sandte. Zu welchem Zweck? Wieso Petersburg? Was hatte das alles zu bedeuten?

Die Fragen überstürzten sich, eine drängte sich vor die andere, nach Antworten zu sinnen blieb jedoch keine Zeit – im Bad hatte das Wasser zu rauschen aufgehört. Fandorin stopfte Briefe und Blätter hastig zurück in ihr Behältnis. Den Rückweg zum Fenster anzutreten schaffte er nicht mehr. Eine schmale weiße Gestalt erschien im Türrahmen und erstarrte.

Fandorin zog den Revolver aus dem Gürtel und befahl mit halb pfeifender, halb zischender Stimme: »Frau Beshezkaja – ein Ton, und ich schieße! Gehen Sie zum Tisch und setzen Sie sich! Schnell!«

Schweigend kam sie näher, fixierte ihn wie gebannt mit ihren funkelnden, bodenlosen Augen, setzte sich vor den Schreibtisch.

»Das haben Sie wohl nicht erwartet?« erkundigte sich Fandorin höhnisch. »Sie hielten mich für einen Dummkopf, nicht wahr?«

Amalia Beshezkaja schwieg, ihr Blick war aufmerksam und ein wenig erstaunt, so als sähe sie Fandorin zum ersten Mal.

»Was bedeuten diese Listen?« fragte er und fuchtelte mit dem Colt. »Was spielt Brasilien für eine Rolle? Wer verbirgt sich hinter den Nummern? Los, antworten Sie!«

»Sie haben sich rausgemacht«, gab die Beshezkaja mit unerwartet leiser, nachdenklicher Stimme von sich. »Ein richtiger Mann.«

Sie ließ den Arm sinken, und das Nachtgewand glitt ihr von der runden Schulter, die so weiß war, daß Fandorin schlucken mußte.

»Ein verwegener, streitsüchtiger Dummkopf«, sagte sie, immer noch so leise, und schaute ihm in die Augen. »Und sehr, sehr schön.«

»Wenn Sie glauben, Sie könnten mich in Versuchung füh-

ren, dann vertun Sie Ihre Zeit«, stieß er errötend hervor. »Ich bin nicht der Depp, für den Sie mich halten.«

»Sie sind ein armer Junge, der nicht einmal ahnt, worauf er sich eingelassen hat«, entgegnete Amalia kummervoll. »Ein armer, hübscher Junge. Und ich werde Sie nun nicht mehr retten können.«

»Denken Sie gefälligst an Ihre eigene Rettung!« Fandorin mühte sich, die verfluchte Schulter zu übersehen, die sich unterdessen noch mehr entblößt hatte. Konnte es eine so strahlend weiße Haut geben, so weiß wie Milch und Schnee?

Die Beshezkaja war aufgesprungen, Fandorin prallte zurück und hielt den Colt vor sich.

»Sitzenbleiben!«

»Keine Angst, mein Dummerchen. Diese hübschen roten Wangen! Darf man die anfassen?«

Sie streckte die Hand aus und berührte ihn mit den Fingern leicht im Gesicht.

»Ganz heiß! ... Was soll ich nur mit Ihnen machen?«

Ihre andere Hand legte sich auf seine Finger, die krampfhaft den Revolver hielten. Ihre matten Augen zwinkerten kein einziges Mal, und sie waren so nah, daß Fandorin darin zwei kleine rosa Lampen sehen konnte. Eine unbegreifliche Passivität nahm von ihm Besitz. Er erinnerte sich, daß Ippolit Surow ihn gewarnt hatte, von einer Motte hatte er gesprochen, doch die Erinnerung war so abstrakt, als beträfe sie ihn nicht.

Dann ging alles sehr schnell. Mit der Linken schob die Beshezkaja den Colt zur Seite, mit der Rechten packte sie Fandorin beim Kragen und riß ihn zu sich heran, zugleich hieb sie ihre Stirn gegen seine Nase. Von dem scharfen Schmerz wurde Fandorin schwarz vor Augen, aber er hätte ohnehin nichts mehr sehen können, denn die Lampe flog krachend zu Boden,

und ägyptische Finsternis zog ein. Vom nachfolgenden Stoß – mit dem Knie in den Bauch – knickte der junge Mann ein, seine Finger krümmten sich, das Zimmer wurde von einem Blitz erhellt, ein Schuß ertönte. Amalia japste nach Luft, ein kurzer Schrei, eher ein Greinen – und niemand schlug mehr auf Fandorin ein, niemand preßte ihm das Handgelenk. Er hörte einen Körper fallen. In seinen Ohren dröhnte es, Blut lief ihm in zwei Rinnsalen das Kinn herunter, Tränen entströmten seinen Augen, und in der Tiefe des Bauches geschah etwas, das ihm keine andere Wahl lassen wollte, als sich zusammenzurollen und zu warten, stöhnend, bis dieser unerträgliche Schmerz vorüberging. Das aber war ihm nicht vergönnt – von unten hörte er laute Stimmen, polternde Schritte.

Fandorin riß das Portefeuille vom Tisch und warf es aus dem Fenster, erklimmte den Fensterstock und kletterte nach draußen, wobei er beinahe abgestürzt wäre, da eine Hand immer noch die Pistole hielt. Er wußte später nicht mehr, wie er das Fallrohr hinuntergekommen war, hatte Angst, das Portefeuille im Dunkeln nicht wiederzufinden, doch es lag gut sichtbar auf dem weißen Kies. Fandorin raffte es an sich und stürzte quer durch die Büsche davon, seine Gedanken rasten. Feiner diplomatischer Kurier ... Erschießt eine Frau ... Mein Gott, was mach ich jetzt, was mach ich jetzt ... Aber sie ist selber schuld ... Ich wollte doch gar nicht ... Wohin jetzt ... Die Polizei wird mich suchen ... Oder die anderen ... Ein Mörder ... In die Botschaft auf keinen Fall ... Das Land verlassen, so schnell es geht ... Geht nicht ... Die suchen die Bahnhöfe ab, die Häfen ... Für das Portefeuille kriechen die in jedes Loch ... Abtauchen ... Mein Gott, Herr Brillling, was tun, was tun?

Im Laufen blickte Fandorin um sich, und was er nun sah, brachte ihn zum Stolpern, beinahe wäre er hingeschlagen.

Im Gebüsch stand reglos eine schwarze Gestalt im langen Mantel, das Gesicht im Mondlicht fahl, zur Maske erstarrt, ein seltsam bekanntes Gesicht – Graf Surow!

Das war zuviel. Fandorin jaulte auf, warf sich mit letzter Kraft über den Zaun, tat erst einen Sprung nach rechts, dann einen nach links – von welcher Seite war er mit dieser verdammten Droschke gekommen? Egal! Er rannte einfach auf und davon.

ELFTES KAPITEL,
in welchem eine sehr lange Nacht geschildert wird

Auf der Isle of Dogs, in den engen Gassen hinter den Millwall Docks, bricht die Nacht schnell herein. Ehe man sich versieht, ist das Grau der Dämmerung ins Braune gekippt, und von den seltenen Straßenlaternen brennt jede zweite. Es ist schmutzig und trist, von der Themse weht es feucht, die Müllgruben stinken. Und keine Menschenseele in den Gassen; allenfalls im Umkreis einiger obskurer Pubs und billiger Absteiger pulsiert ein ungutes, gefährliches Leben.

In den Zimmern des »Ferry Road« kampieren ausgemusterte Matrosen, kleine Hochstapler und alternde Hafendirnen. Wer sechs Pence pro Tag übrig hat, darf über ein eigenes Zimmer mit Bett verfügen und muß keines Fremden Nase in seinen Angelegenheiten dulden. Bedingung ist jedoch, daß Fat Hugh, der Hausherr, jedes ramponierte Möbel, Prügeleien und nächtliches Krakeelen mit einem Shilling Strafgeld ahndet, und wer den nicht zahlen will, fliegt raus. Fat Hugh sitzt von früh bis spät in seinem kleinen Kontor am Eingang. Es ist ein strategischer Platz: Man sieht, wer kommt und geht, wer etwas hereinträgt oder hinauszutragen die Absicht hat. Bei dem gemischten Publikum muß man auf alles gefaßt sein.

Zum Beispiel dieser französische Kunstmaler mit den verfilzten roten Haaren, der da gerade am Hotelier vorbei in sein Eckzimmer huscht. Geld scheint dieser Froschfresser zu haben – anstandslos hat er eine Woche im voraus bezahlt,

säuft nicht, hockt in seinem Zimmer, den Riegel vorgeschoben, es ist überhaupt das erste Mal, daß er das Haus verlassen hat, seit er hier wohnt. Hugh hat natürlich die Gelegenheit genutzt, bei ihm reinzuschauen, und raten Sie mal, was es da zu sehen gab? Nichts. Keine Farben, keine Bilder. Schöner Kunstmaler. Wohl eher ein Mörder, wer weiß – würde er sonst die Augen immerzu hinter dieser Sonnenbrille verbergen müssen? Sollte man dem Constable einen Wink geben? Die Miete für die Woche war ja im Kasten ...

Unterdessen hatte der rothaarige Kunstmaler, nicht ahnend, welch gefährliche Richtung Fat Hughs Gedanken eben einschlugen, die Tür hinter sich abgeschlossen – und er benahm sich in der Tat höchst verdächtig. Als erstes zog er sorgfältig die Vorhänge zu. Sodann legte er seine Einkäufe auf den Tisch: Weißbrot, Käse, eine Flasche Porter. Nun nahm er den Revolver aus dem Gürtel und schob ihn unter das Kopfkissen. Damit war die Abrüstung des sonderbaren Franzosen aber noch nicht abgeschlossen: Er zog eine Deringer aus dem Stiefelschaft – jenes Einzelschuß-Taschenpistölchen, das mit Vorliebe von Damen und politischen Attentätern verwandt wird – und legte die einem Spielzeug ähnelnde Waffe neben der Porterflasche ab. Aus dem Ärmel zauberte er ein schlankes, kurzes Stilett hervor und stieß es in den Brotlaib. Erst dann zündete er die Kerze an und nahm die dunkle Brille ab, rieb sich müde die Augen. Er schaute zum Fenster, ob die Gardinen sich nicht etwa verschoben hatten, riß die rothaarige Perücke vom Kopf und war nun kein anderer als Erast Petrowitsch Fandorin.

Die Abendmahlzeit dauerte keine fünf Minuten – augenscheinlich hatte unser Titularrat und gesuchter Mörder Dringenderes zu erledigen. Er fegte die Krümel vom Tisch, rieb sich die Finger an dem langen Malerkittel sauber und ging

zum verschlissenen Sessel, der in der Ecke stand; dort tastete er die Ritzen des Polsters ab und beförderte das kleine blaue Portefeuille ans Licht. Fandorin konnte es nicht erwarten, die Arbeit fortzusetzen, die ihn seit dem Morgen in Atem hielt und bereits zu einer sehr wichtigen Entdeckung geführt hatte.

Nach den tragischen Ereignissen der vergangenen Nacht war Fandorin notgedrungen noch einmal im Hotel gewesen, um wenigstens Geld und Paß zu holen. Nun aber sollten sein feiner Freund Ippolit, dieser Schuft und Verräter, und dessen Schergen getrost die Ablegestellen und Bahnhöfe nach einem Herrn Erasmus von Dorn absuchen. Wer interessierte sich für einen armen französischen Kunstmaler, der in der letzten Kloake des Londoner Elendsviertels hauste? Wenn man es also riskierte und einen Ausflug zur Post unternahm, mußte man einen besonderen Grund dazu haben.

Dieser Surow! Seine Rolle in der Geschichte war nicht ganz klar – jedenfalls unheilvoll. Durchtrieben waren Seine Durchlaucht, und wie! Der brave, ach so offenerzige Husar vollführte raffinierte Winkelzüge. Wie geschickt er ihm die Adresse zugeschoben hatte, wie wohlberechnet! Kurzum: ein Spieler vor dem Herrn. Er wußte genau, der tumbe Gründling würde anbeißen, den Köder schlucken, mitsamt dem Haken. Oder nein, Seine Durchlaucht hatten es mit dem Bild von der Motte allegorisiert: Fröhlich war die Motte auf das Feuer zugeflattert. Und wäre ums Haar darin verbrannt. Wer so blöd war, dem geschah es recht. Es verstand sich doch von selbst, daß die Beshezskaja und Ippolit in der Sache einen gemeinsamen Faden spannen. Nur ein romantischer Hornochse, wie der Titularrat einer war (den man im übrigen unter Umgehung anderer, weit verdienterer

Personen in diesen Rang befördert hatte), konnte ernsthaft an eine in kastilischer Manier glühende Leidenschaft glauben! Und hatte auch noch Iwan Brilling den Kopf wirrzurenden versucht. Wie peinlich! Hoho! Hübsch hatte Graf Surow salbadert: »Ich fürchte und ich liebe Sie! Ich bring' die Hexe um, mit eigenen Händen!« Seinen Spaß hatte er an dem dummen Grünschnabel. Und wie ausgefeilt er wieder gearbeitet hatte, nicht weniger präzise als neulich an dem Duell! Die Rechnung war einfach, und sie war aufgegangen: Er durfte in der Nähe des »Winter Queen« Posten beziehen und in aller Ruhe darauf warten, daß die dumme Motte Erasmus angeflattert kam. Das hier war nicht Moskauer Pflaster, da konnten einem weder Detektive noch Gendarmen gefährlich werden, da durfte man einen Erast Fandorin mit nackten Händen greifen. Und fertig war der Braten. Ob Surow nicht auch noch die Rolle jenes Franz spielte, den der Butler erwähnt hatte? Oh, was für ein gemeines Ränkespiel. Wer mochte der Drahtzieher sein: Surow oder die Beshezkaja? Wahrscheinlich doch sie. Fandorin fröstelte, als er an das nächtliche Geschehen zurückdachte, an den klagenden Schrei, mit dem die getroffene Amalia zusammengebrochen war. Vielleicht war sie nicht tot, nur verwundet? Aber die bittere Kälte im Herzen sagte ihm, daß sie tot war, die wunderbare Königin, tot, und Fandorin würde leben müssen mit dieser schweren Bürde bis ans Ende seiner Tage.

Es konnte freilich sein, daß dieses Ende bereits nahte. Surow wußte, wer den Mord begangen hatte, er hatte es mitangesehen. Wahrscheinlich jagte man ihn schon, in ganz London, ganz England. Aber warum hatte Surow ihn letzte Nacht überhaupt laufen gelassen? Hatte der Revolver in Fandorins Hand ihn so sehr erschreckt? Fragen über Fragen.

Noch um einiges rätselhafter war der Inhalt des Porte-

feuilles. Lange konnte sich Fandorin überhaupt nicht zusammenreimen, was die geheimnisvolle Liste aussagte. Das Nachzählen ergab, daß genauso viele Einträge in den Tabellen wie Briefe vorhanden waren, und alle Angaben stimmten überein. Nur das jeweilige Eingangsdatum war von der Beshezkaja ergänzt worden.

Es gab insgesamt fünfundvierzig Einträge. Der früheste datierte vom 1. Juni, die letzten drei waren in Fandorins Gegenwart vorgenommen worden. Die in den Briefen angegebenen Registriernummern unterschieden sich deutlich: N° 47F (Königreich Belgien, Ministerialdirektor, eingegangen am 15. Juni) war die niedrigste, N° 2347F (Italien, Dragonerleutnant, eingegangen am 9. Juni) die höchste. Aufgegeben waren die Briefe in neun verschiedenen Ländern. England und Frankreich kamen am häufigsten vor, Rußland tauchte nur ein einziges Mal auf (N° 994F, Wirklicher Staatsrat, eingegangen am 26. Juni, der Stempel auf dem Umschlag gab den 7. Juni an. Doch Vorsicht! Man durfte sich von den verschiedenen Kalendern nicht ins Bockshorn jagen lassen: Der 7. Juni war nach europäischer Rechnung der 19. Also hatte der Brief eine Woche gebraucht.) Die angegebenen Ämter und Ränge waren meist respektabel: Generäle, höhere Offiziere, ein Admiral, ein Senator, sogar ein portugiesischer Minister; doch auch niedrigere Chargen waren darunter, etwa ein Leutnant aus Italien, ein Untersuchungsrichter aus Frankreich und ein Hauptmann der Grenzwache aus Österreich-Ungarn.

Zu vermuten stand, daß die Beshezkaja als Vermittlerin fungierte, Schaltstelle, lebender Briefkasten sozusagen, ihr oblag es, die eingehenden Informationen zu registrieren und weiterzuleiten – offensichtlich an einen Mr. Nickolas Croog in Petersburg. Man durfte ferner annehmen, daß die

Weiterleitung monatlich erfolgte. Fraglos schien auch, daß vor der Beshezkaja eine andere Person die Rolle der Miss Olsen innegehabt hatte, was der Hotelpartier nicht wissen konnte.

Damit hatte sich das, was fraglos und offensichtlich war, allerdings schon erschöpft, weshalb es dringend geboten schien, auf die deduktive Methode zurückzugreifen. Ach, wäre der Chef in der Nähe gewesen, er hätte die möglichen Versionen aus dem Hut gezaubert, und alles hätte sich wie von selbst gefügt. Doch der Chef war weit weg, und die Schlußfolgerung, die sich seinem Schüler aufdrängte, hieß: Brilling hatte recht, tausendmal recht. Sie hatten es mit einer verzweigten Geheimorganisation zu tun, deren Glieder in vielen Ländern agierten – Punkt eins. Königin Victoria und ihr Mr. Disraeli waren wohl nicht in die Angelegenheit verstrickt – Punkt zwei. (Wozu wurden die Berichte sonst nach Petersburg geschickt?) Was – Punkt drei – die englischen Spione anging, so saß Fandorin mitten in der Tinte, man konnte die Nihilisten hier geradezu riechen. Und die Fäden führten – Punkt vier – nirgendwo anders hin als nach Rußland, wo bekanntlich die schrecklichsten und gnadenlosesten Nihilisten ihr Unwesen trieben. Darunter ein tückischer Werwolf namens Surow.

So mochte der Chef mit seinen Vermutungen recht haben – dennoch hatte Fandorin seine Spesen nicht ganz umsonst verausgabt. Bestimmt hatte Brilling nicht im bösesten aller Träume vorausgesehen, gegen welch mächtige Hydra er angetreten war. Keine studentischen Hitzköpfe, keine hysterischen Freifräulein mit ihren Bömbchen und Pistölchen, hier operierte ein ganzer Geheimorden, dem Minister, Generäle, Prokuroren und obendrein ein Wirklicher Petersburger Staatsrat angehörten!

In diesem Moment (es war schon weit nach Mittag) wurde Fandorin von einer Erleuchtung heimgesucht. Wirklicher Staatsrat und Nihilist – das wollte einfach nicht zusammenpassen. Was den Chef der Leibwache des brasilianischen Kaisers anging, so ließ sich manches vorstellen, Fandorin war nie in Brasilien gewesen und hatte keine Ahnung von den dortigen Zuständen. Aber einen russischen Staatsdiener im Generalsrang mit einer Bombe in der Tasche – hier weigerte sich Fandorins Einbildungskraft entschieden. Einen Wirklichen Staatsrat kannte er von Angesicht: Fjodor Trifonowitsch Sewrjugin, Direktor des Gymnasiums, das er knappe sieben Jahre besucht hatte. Der und ein Terrorist? Nonsens!

Und plötzlich stockte Erast Fandorin der Atem. Natürlich! Die aufgeführten noblen Herrschaften waren keine Terroristen, sondern Opfer derselben! Nihilisten aller Länder, jeder mit einer Nummer chiffriert, meldeten dem revolutionären Zentralstab die verübten terroristischen Anschläge!

Obwohl ... Nein. Im Juni war kein portugiesischer Minister umgebracht worden, das hätten die Zeitungen in jedem Fall gemeldet. Gut, dann ging es eben um potentielle Opfer, so war es! Die »Nummern« (ihre Namen fehlten aus Gründen der Konspiration) holten sich bei der Zentrale die Erlaubnis für den nächsten Terroranschlag ein.

Nun paßte eines zum anderen. Nun kam Licht in die Sache. Hatte Brilling nicht eine Spur erwähnt, die von Achtyrzew zu einem Landhaus bei Moskau führte? Fandorin, von seinen eigenen Spionagephantasien in Anspruch genommen, hatte damals nicht richtig hingehört.

Stopp. Was hatte ein Dragonerleutnant auf der Liste zu suchen? So ein kleiner Fisch? Ganz einfach! gab sich Fandorin sogleich selbst die Antwort. Wahrscheinlich war denen der arme, namenlose Italiener zur Unzeit über den Weg

gelaufen. Wie seinerzeit dem weißäugigen Übeltäter ein junger Kollegienregistrator von der Moskauer Kriminalpolizei.

Und was nun? Er saß untätig hier herum, derweil so viele ehrbare Leute in tödlicher Gefahr waren! Am meisten tat ihm der unbekannte Petersburger Generalmajor leid. Bestimmt ein untadeliger Mann, nicht mehr jung an Jahren, mit vielen Verdiensten, die Kinder womöglich noch klein ... Dabei sah es ganz so aus, als schickten diese Carbonari Monat für Monat ihre todbringenden Büttel aus. Kein Tag ohne Blutvergießen in ganz Europa! Und die Fäden liefen in Petersburg zusammen. Die Worte des Chefs fielen ihm ein: »Hier steht Rußlands Schicksal auf dem Spiel.« O weh, Herr Brilling, o weh, lieber Herr Staatsrat, nicht nur Rußlands Schicksal, das Schicksal der gesamten Weltzivilisation.

Schriftführer Pyshow mußte informiert werden. Diskret, damit kein Denunziant in der Botschaft Wind bekam. Nur wie? Denunziant konnte ein jeder sein, und für Fandorin war es gefährlich, sich in der Nähe der Botschaft blicken zu lassen, selbst als rothaariger Franzose im Malerkittel. Trotzdem, er mußte es riskieren. Ein Schreiben mit der städtischen Post an den Gouvernementssekretär Pyshow, »zu eigenen Händen«. Kein überflüssiges Wort – nur den Absender und beste Grüße von Iwan Brilling. Der Empfänger war klug genug, sich das übrige zu denken. Und die Londoner Post hatte den Ruf, jeden Brief binnen zwei Stunden an den Adressaten zu bringen.

So also war Fandorin vorgegangen, und nun war es Abend, und er saß da und wartete auf ein dezentes Klopfen an der Tür.

Geklopft wurde indes nicht. Es kam anders.

Spät abends, schon nach Mitternacht, saß Fandorin immer noch in dem verschlissenen Sessel, in dem das blaue Porte-

feuille versteckt war, und döste. Die Kerze auf dem Tisch war fast niedergebrannt, in den Zimmerecken ballten sich bedrohliche Schatten, draußen rumorte ein nahendes Gewitter. Es war schwül, und er fühlte eine Beklemmung, als hockte jemand schwer und unsichtbar auf seiner Brust, drückte ihm die Luft ab. Fandorin schaukelte auf der verschwommenen Grenze zwischen Wachsein und Schlaf. Wichtige, zweckdienliche Gedankengänge verstrickten sich plötzlich auf unnütze, hanebüchene Weise, bis der junge Mann auffuhr und den Kopf schüttelte, um sich aus Morpheus Armen zu befreien.

Als er wieder einmal auf diese Art erwacht war, ging Sonderbares vor. Zunächst war ein unbegreifliches leises Schaben zu hören. Dann sah Fandorin (und wollte seinen Augen nicht trauen), daß der im Schloß steckende Schlüssel sich von selbst zu drehen begann. Mit einem widerwärtigen Knarren ging die Tür nach innen auf, und eine wunderliche Erscheinung stand auf der Schwelle: ein kleiner, schwächlicher Mann unbestimmbaren Alters mit rundem, glattrasiertem Gesicht und schmalen, von Strahlenkränzen winziger Falten umgebenen Augen.

Fandorin zuckte, riß die Deringer vom Tisch, da gurrte die Erscheinung mit ausgesprochen angenehmer, warmer Tenorstimme, freundlichem Lächeln und beifälligem Kopfnicken: »Hier bin ich schon, mein liebes Kind. Porfinus Martynowitsch aus dem Geschlecht der Pyshows, Sklave seines Herrn und Gouvernementssekretär. Auf den geringsten Wink zur Stelle. Wie der Wind auf Äolus' Geheiß.«

»Wie haben Sie die Tür aufbekommen?« zischte Fandorin erschrocken. »Ich weiß genau, daß ich den Schlüssel zweimal herumgedreht habe!«

»Dafür haben wir einen magnetischen Dietrich«, gab der

ersehnte Gast bereitwillig Auskunft und wies einen länglichen Vierkant vor, den er jedoch im nächsten Augenblick wieder in der Tasche verschwinden ließ. »Ein gar nützliches Ding. Hab ich einem hiesigen Langfinger abgeluchst. Bedauerlicherweise nötigt uns unser Handwerk, gräßliche Subjekte zu kontaktieren, den Bodensatz der Gesellschaft sozusagen. *Les véritables misérables*, das kann ich Ihnen sagen. Typen, wie Monsieur Hugo sie im Traum nicht gesehen hat. Nichtsdestoweniger handelt es sich um Menschenwesen, zu ihrer Seele sind Schleichwege offen. Gewissermaßen liebe ich sie sogar, diese Ausgeburten, und verleibe sie zu Teilen meiner Sammlung ein. Wie schon der Dichter sagte: Ein jeder lebt auf seine Weise, der Tod düpiert sie alle gleich. Oder mit alemannischer Zunge: Jedes Tierchen hat sein Pläsierchen.«

Allem Anschein nach war das sonderbare Männlein darin begabt, mühelos und ohne Pause über jedes beliebige Thema zu schwadronieren, während seine flinken Äuglein keine Zeit verloren: Im Nu hatten sie Fandorin und ebenso die spärliche Einrichtung seiner Kammer einer gründlichen Inspektion unterzogen.

»Ich bin Erast Petrowitsch Fandorin, im Auftrag von Iwan Brilling unterwegs. In äußerst dringender Angelegenheit!« sagte der junge Mann, was vollkommen überflüssig war, da ersteres in der Depesche gestanden hatte und letzteres sich denken ließ. »Leider bekam ich kein Kennwort übermittelt. Herr Brilling muß es vergessen haben.«

Flehend sah Fandorin Pyshow an, von ihm hing jetzt seine Rettung ab – der aber schlug nur die kleinen Hände zusammen: »Was soll mir denn ein Kennwort. Schnickschnack, Kinderkram. Fehlte noch, daß ein Russe einen Russen nicht erkennt. Ich für meinen Teil muß nur in Ihre blanken Augen

schauen« – bei diesen Worten rückte Pyshow dicht an ihn heran – »und sehe alles, was ich wissen muß: Ein Jüngling, rein und kühn, mit edlen Ambitionen, ein Patriot seines Vaterlands. Andere würden auch gar nicht genommen, hab ich recht?«

Fandorin runzelte die Stirn. Ihm schien, als machte der Gouvernementssekretär sich lustig über ihn, nähme ihn womöglich nicht für voll. Darum trug er das, was es zu sagen gab, knapp und in nüchternem Ton vor, bar jeder Emotionen. Hier zeigte sich, daß Pyshow nicht nur zum Salbadern, sondern auch zum Zuhören sichtlich Talent hatte: Er ließ sich auf der Bettkante nieder, faltete die kleinen Hände über dem Bauch, verengte die Schlitzseiner Augen noch mehr und erstarb in dieser Haltung – mit anderen Worten, er wurde ganz Ohr. Kein einziges Mal unterbrach er den Sprechenden, gab keinen Laut von sich. Nur manchmal, an den Schlüsselstellen des Berichtes, schienen Funken unter den geschlossenen Wimpern hervorzusprühen.

Seine Hypothese bezüglich der Briefe unterschlug Fandorin – die hob er sich für Brilling auf. Zuletzt sagte er: »Sie sehen, vor Ihnen steht ein Mörder wider Willen und auf der Flucht. Ich muß schleunigst auf das Festland hinüber, nach Moskau. Iwan Brilling erwartet mich.«

Pyshow schürzte die Lippen, lauerte, ob noch etwas kam, bevor er leise fragte: »Und was ist mit dem Portefeüllchen? Wollen wir es mit der Diplomatenpost expedieren? So wäre es gewiß am vernünftigsten. Der Teufel will es, und Sie werden gefaßt ... Diese Herren scheinen keinen Spaß zu verstehen, bestimmt werden Sie auch in Europa gesucht. Was den Kanal betrifft, mein Engel, da bringe ich Sie natürlich heil und sicher hinüber, das ist ein Kinderspiel. Sofern Sie ein schäbiges Fischerboot nicht verschmähen, können Sie mit

Gottes Hilfe schon morgen hinübergondeln. Im Segel der Windsbraut.«

Was will er nur immer mit seinem Wind? dachte Fandorin gereizt; er hatte, offen gestanden, herzlich wenig Lust, sich von dem Portefeuille zu trennen, das in seine Hände zu bekommen ihn so viel gekostet hatte. Pyshow, der das Zaudern seines Gegenübers nicht zu bemerken schien, fuhr fort: »Ich stecke die Nase nicht gern in Dinge, die mich nichts angehen. Da bin ich diskret und bescheiden. Und daß Sie mit manchem hinter dem Berg halten, sehe ich. Recht getan, mein Apfelbäckchen, Reden ist Silber, Schweigen ist Gold! Iwan Franzewitsch Brilling ist ein hohes Tier. Ein stolzer Adler, ließe sich sagen, inmitten von Drosseln, die, wenn's drauf ankommt, den Schnabel nicht halten können. Also, wie ist es?«

»Wie ist was?«

»Na, mit dem Portefeuille? Ich würde es allseits mit Siegellack balsamieren und einem aufgeweckten Kurier in die Hand geben, ruck, zuck ist der damit in Moskau, wie die berühmte fliegende Troika. Und ein chiffriertes Telegrammchen schickte ich obendrein: Nehmt in Empfang die edle Göttergabe.«

Beim Allmächtigen: Nicht um den Ruhm ging es Erast Fandorin, um Orden und Beförderungen schon gar nicht. Um der Sache willen hätte er Pyshow das Portefeuille liebend gern überlassen, per Kurier war es sicherer, keine Frage. Doch hatte ihm seine Phantasie schon so viele Male das Bild der triumphalen Rückkehr zum Chef vorgegaukelt, die effektvolle Aushändigung der kostbaren Mappe nebst fesselnder Erzählung der abenteuerlichen Umstände ihres Erlangens ... Sollte aus alledem nichts werden?

Das sah Fandorin nicht ein. Dazu fehlte es ihm an Größe. Und er sagte in entschlossenem Ton: »Das Portefeuille bleibt

an sicherem Ort verwahrt. Ich überbringe es selbst. Ich stehe mit meinem Kopf dafür ein. Nehmen Sie es mir nicht krumm, Porfinus Martynowitsch.«

»Schön, schön«, lenkte Pyshow ein, »ganz wie Sie wollen. Dann kann ich um so ruhiger schlafen. Was sollen mir fremde Geheimnisse, ich hab an meinen eigenen genug zu tragen. Ein sicherer Ort ist ein sicherer Ort.« Er erhob sich, sein Blick huschte über die kahlen Zimmerwände. »Dann legen Sie sich einstweilen noch ein bißchen aufs Ohr, mein Freund. Die Jugend braucht ihren Schlaf. Ich alter Knilch kann sowieso nicht mehr schlafen, werde mich also einstweilen um das Boot kümmern. Morgen, was sag ich, heute, noch vor Sonnenaufgang bin ich wieder bei Ihnen, geleite Sie zum Kai, Küßchen zum Abschied und drei Kreuze. Derweil ich armer Waisenknabe mein Brot fern der Heimat knabbere. Tja. Selbst der Hund von Afanassi geht in der Fremde ungern Gassi.«

An dieser Stelle merkte Pyshow wohl selbst, daß er gar zu viel Sirup an seine Rede goß, reuig hob er die Arme.

»Pardon, ich verplaudere mich. Man schmachtet in der Fremde nach der lebendigen russischen Rede und legt sich so allerlei Schlenkerchen zu. Unsere Klügler an der Botschaft ziehen es vor, französisch zu parlieren, man hat keinen, dem man sein russisches Herz ausschütten kann.«

Draußen vor dem Fenster krachte es bedenklich, es hatte wohl auch schon zu regnen begonnen. Pyshow wurde unruhig, rüstete zum Aufbruch.

»Ich muß. Ojojoi, von ferne dräuen Ungewitter ...«

In der Tür drehte er sich noch einmal um, ließ einen letzten, zärtlichen Blick über Fandorin gehen und verschwand, nicht ohne eine tiefe Verbeugung, in der Finsternis des Korridors.

Fandorin verriegelte die Tür und zog fröstelnd die Schultern hoch. In diesem Moment krachte ein Donnerschlag, man konnte meinen, direkt auf das Dach des »Ferry Road« herunter.

Dunkel und grausig ist die kärgliche Kammer, deren einziges Fenster auf den kahlen, gepflasterten Innenhof geht, wo kein Grashalm wächst. Dort draußen ist es naß, dort pfeifen Regen und Wind, doch zwischen den Wolkenfetzen am schwarzgrauen Himmel treibt der Mond. Ein gelber Strahl dringt durch den Spalt zwischen den Vorhängen herein in die Höhle, fährt mitten hindurch bis zum Bett, wo Fandorin, von einem Alptraum geplagt, in kaltem Schweiß sich wälzt. Vollständig angezogen liegt er da – Schuhe an den Füßen, Waffen zur Hand –, nur der Revolver lagert noch unter dem Kopfkissen.

Sein vom Mord bedrücktes Gewissen beschert dem armen Fandorin ein gräßliches Traumbild. Die tote Amalia beugt sich über sein Bett. Ihre Augen sind halb geschlossen, ein Tröpfchen Blut rinnt unter den Wimpern hervor, sie hält eine schwarze Rose in der bleichen Hand.

»Was hab ich dir getan?« beklagt sich die Tote bei ihm. »Ich war jung und schön, ich war unglücklich und einsam. Man hat mich in ein Netz gelockt, man hat mich betrogen und verführt. Der einzige, den ich liebte, hat mich verraten. Du hast eine schreckliche Sünde begangen, Erast, du hast die Schönheit getötet, dabei ist sie, die Schönheit, ein Wunder des Herrn. Du hast das Wunder des Herrn mit Füßen getreten. Warum nur, wozu?«

Der blutige Tropfen rinnt von ihrer Wange, fällt auf Fandorins Stirn, die Kälte läßt ihn erschauern, er reißt die Augen auf. Sieht, daß keine Amalia da ist, gottlob. Ein Traum, nichts

als ein böser Traum. Doch da! Schon wieder tropft es eiskalt auf seine Stirn.

Was ist das? dachte Fandorin, der von dem Schreck nun endgültig wach war, das Heulen des Windes hörte, das Rauschen des Regens, das Donnergrollen. Was tropfte da? Nichts Weltbewegendes. Regenwasser von der Decke. Beruhige dich, dummes Herz, sei endlich still.

Da aber war das Flüstern wieder! Leise, doch vernehmlich flüsterte es hinter der Tür: »Warum? Wozu?«

Und gleich noch einmal: »Warum? Wozu?«

Es ist das schuldbeladene Gewissen! sagte sich Fandorin. Es verursacht Halluzinationen. Von der widerwärtigen Angst, die an ihm klebte und durch alle Poren in sein Inneres drang, vermochte diese wohlweisliche Erklärung ihn allerdings nicht zu befreien.

Eine Weile schien alles still zu sein. Wetterleuchten flakkerte über die nackten grauen Wände, dann war es wieder dunkel.

Kaum eine Minute später klopfte es leise an das Fenster. Tock-tock. Und noch einmal: Tock-tock-tock.

Ganz ruhig! Das ist der Wind. Der Baum. Äste stoßen gegen die Scheibe. Das gibt es.

Tock-tock. Tock-tock-tock.

Der Baum? Was für ein Baum denn? Mit einem Ruck setzte Fandorin sich auf. Draußen auf dem Hof stand kein Baum, der Hof war kahl. Herrgott, was war das?

Der gelbe Spalt zwischen den Vorhängen wurde fahl und erlosch – wahrscheinlich war der Mond hinter Wolken verschwunden. Gleich darauf sah er ein Wackeln. Etwas Dunkles, Greuliches, Unbegreifliches bewegte sich.

Er mußte etwas tun, egal was. Nur nicht herumliegen und spüren, wie sich die Haarwurzeln sträuben. Nur nicht den Verstand verlieren.

Fandorin erhob sich, ging auf steifen Beinen zum Fenster hinüber, den Blick unverwandt auf jenes dunkle Etwas gerichtet. In dem Moment, da er die Gardinen beiseite schob, wurde der Himmel von einem Blitz erhellt – und Fandorin sah sich einem totenblassen Gesicht mit schwarzen Augenhöhlen gegenüber, das unmittelbar hinter der Scheibe hing. Eine Hand leuchtete auf – in einem Licht, das nicht von dieser Welt war. Mit gespreizten Fingern rutschte sie langsam die Scheibe entlang.

Fandorins Reaktion war dumm, kindisch. Er heulte auf, prallte zurück und stürzte zum Bett, warf sich, den Kopf unter den Händen vergraben, darauf nieder. Aufwachen! Bloß schnell aufwachen! Vater unser, der Du bist im Himmel, geheiligt werde Dein Name, Dein Reich komme ...

Das Klopfen hörte auf. Er riß das Gesicht vom Kissen, schielte ängstlich zum Fenster, wo nichts Furchterregendes mehr zu sehen war – Nacht, Regen, anhaltendes Wetterleuchten. Es waren Sinnestäuschungen gewesen. Ganz bestimmt Sinnestäuschungen.

Glücklicherweise entsann sich Fandorin nun der Regeln aus dem Brevier des indischen Brahmanen Chandra Johnson, die das richtige Atmen und das richtige Leben lehrten. Wie hatte es doch geheißen in dem weisen Buch:

Richtiges Atmen ist die Grundlage richtigen Lebens. Es stützt dich in schweren Minuten des Daseins, es verschafft dir Besinnung, Erleuchtung und Erlösung. Hast du Prana, die Essenz des Lebens, eingeatmet, so laß dir mit dem Ausatmen Zeit, bewahre sie in deinen Lungen. Je tiefer und gemessener dein Atem, um so größer wird deine Lebenskraft sein. Derjenige ist zur Erleuchtung gekommen, der Prana abends eingeatmet und bis zum ersten Morgengrauen nicht wieder ausgeatmet hat.

Bis zur Erleuchtung war es für Erast Fandorin gewiß noch ein gutes Stück Weg, doch hatten ihn die allmorgendlichen Übungen immerhin schon so weit gebracht, daß er die Luft bis zu einhundert Sekunden anhalten konnte. Zu diesem zuverlässigen Mittel griff er auch jetzt. Er sog die Lungen voll Luft und verharnte so, »verwandelte sich in einen Baum, einen Stein, einen Halm«. Und es half – das Herz klopfte wieder etwas regelmäßiger, das Entsetzen verflüchtigte sich. Bei hundert atmete Fandorin geräuschvoll aus, befriedigt vom Sieg des Geistes über den Aberglauben.

Und da ertönte ein Laut, dazu angetan, Zähneklappern hervorzurufen. Jemand kratzte an der Tür.

»Laß mich ein!« wisperte eine Stimme. »Sieh mich doch an. Mir ist kalt. Laß mich ein!«

Was zuviel ist, ist zuviel, empörte sich Fandorin, und nahm seinen letzten Stolz zusammen. Ich gehe jetzt hin, öffne die Tür und wache auf. Oder – oder ich sehe, daß ich nicht träume.

In zwei Sätzen war er bei der Tür, schob den Riegel zurück und riß sie auf. Mehr gab sein Anfall von Entschlossenheit nicht her.

Auf der Schwelle stand Amalia. Sie trug noch dasselbe weiße Spitzengewand wie gestern, mit einem verschwommenen Blutfleck auf der Brust. Das Haar war vom Regen naß und zerzaust. Am furchtbarsten aber war ihr Gesicht: Es leuchtete in einem Licht, das nicht von dieser Welt war, die Augen zum Stillstand gekommen, erloschen. Jetzt rückte ihre weiße, funkensprühende Hand auf Fandorins Gesicht zu und berührte seine Wange – ganz wie beim letzten Mal. Doch ging von den Fingern eine solche Eiseskälte aus, daß der arme Fandorin zurückfuhr, dem Wahnsinn nah.

»Wo ist das Portefeuille?« fragte das Gespenst in pfeifen-

dem Flüstern. »Wo ist mein Portefeuille? Die Seele habe ich dafür hingegeben.«

»Das kriegen Sie nicht!« brach es von Fandorins trockenen Lippen. Er fegte zum Sessel, in dessen Tiefen die gestohlene Mappe verborgen war, ließ sich auf das Polster fallen, versuchte den Sessel gar zu umklammern.

Das Gespenst trat zum Tisch. Es riß ein Streichholz an, entzündete die Kerze und rief, nun auf einmal in sonorem Ton: »*Your turn now! He's all yours!*«

Zwei Männer kamen ins Zimmer gestürmt: der baumlange Morbid (sein Kopf reichte bis an den Türbalken) und ein kleiner, flinker.

Fandorin war vor Schrecken starr, er zuckte nicht einmal, als der Butler ihm das Messer an die Kehle setzte, während der andere ihn geschickt abtastete und die Deringer im Stiefelschaft fand.

Morbid befahl ihm auf englisch, auch den Revolver zu suchen; der Kleine machte seine Sache gut, fand das Versteck unter dem Kissen auf Anhieb.

Währenddessen stand Amalia am Fenster und rieb sich Gesicht und Hände mit dem Taschentuch ab.

»Seid ihr soweit?« fragte sie ungeduldig. »Dieses Phosphorzeug ist ja so ekelhaft. Und dabei war die ganze Masquerade für die Katz. Sein Grips reicht nicht aus, das Portefeuille ordentlich zu verstecken. John, sehen Sie im Sessel nach.«

Dabei blickte sie Fandorin gar nicht mehr an – als hätte er sich plötzlich in einen leblosen Gegenstand verwandelt.

Mit Leichtigkeit riß Morbid ihn aus dem Sessel hoch, während er die Klinge weiter an seine Kehle gedrückt hielt; der Kleine schob die Hand in das Polster und zog das blaue Portefeuille hervor.

»Geben Sie her!« Die Beshezka trat zum Tisch und

prüfte den Inhalt. »Alles da. Er hat noch nichts weggeschickt. Na, Gott sei Dank. Franz, bringen Sie mir den Mantel, ich bin völlig durchgefroren.«

»Ist das das Ende der Vorstellung?« fragte Fandorin, der die Fassung wiedergewann, mit kippender Stimme. »Bravo! Sie sind eine vortreffliche Aktrice. Daß meine Kugel ihr Ziel verfehlt hat, tröstet mich. Um so ein Talent wäre es doch jammerschade gewesen.«

»Und vergessen Sie den Knebel nicht!« wies Amalia den Butler an, warf sich den von Franz gebrachten Mantel über die Schultern und verließ das Zimmer, ohne den beschämten Fandorin noch eines Blickes zu würdigen.

Der flinke Kleine (er also war es, der das Hotel observiert hatte, nicht Surow) holte ein Knäuel dünnen Strick aus der Tasche und band seinem Gefangenen die Arme fest an den Körper. Dann drückte er ihm mit zwei Fingern die Nase zu; als Fandorin die Luft knapp wurde und er den Mund aufriß, bekam er eine Kautschukbirne hineingestopft.

»Ordnung muß sein«, sagte Franz mit leichtem deutschen Akzent; das Ergebnis seiner Arbeit schien ihn zu befriedigen. »Jetzt noch den Sack.«

Er sprang auf den Flur hinaus und war im nächsten Augenblick zurück. Das letzte, was Fandorin sah, bevor man ihm das grobe Sackleinen über Kopf und Schultern bis zu den Knien zog, war John Morbids ungerührte, absolut steinerne Physiognomie. Daß die Welt sich ihm zuletzt von dieser nicht eben bezaubernden Seite zeigte, war bedauerlich, die staubige Finsternis im Sack war jedoch noch ärger.

»Warte, ich will außen noch einen Strick darumbinden«, rief die Stimme von Franz. »Die Fahrt ist zwar nicht weit, aber so ist es sicherer.«

»Wie soll er denn da rauskommen?« entgegnete Morbids

Baß. »Er braucht nur zu zucken, und ich ramme ihm das Messer in den Wanst.«

»Trotzdem besser so!« flötete Franz und zog einen Strick um den Sack – so straff, daß Fandorin Mühe bekam zu atmen.

»Auf geht's!« Der Butler stieß den Gefangenen vorwärts, und Fandorin tappte blind drauflos, ohne recht zu begreifen, warum sie ihm nicht gleich hier im Hotelzimmer den Garaus machten.

Zweimal stolperte er und wäre über die Schwelle des Hauses gestürzt, wenn Johns Pranken ihn nicht noch bei der Schulter gepackt hätten.

Es roch nach Regen. Pferde schnaubten.

»Wenn ihr beiden fertig seid, kommt ihr noch mal her und räumt auf«, ließ die Beshezka sich hören. »Wir fahren schon mal.«

»Keine Bange, Ma'am«, brummte der Butler. »Sie haben Ihre Arbeit getan, jetzt sind wir an der Reihe.«

Oh, wie gern hätte Fandorin Amalia noch ein gebührendes Wort mit auf den Weg gegeben, etwas ganz Besonderes, damit sie ihn nicht als feigen Tolpatsch im Gedächtnis behielte, sondern als Teufelskerl, heldenhaft gefallen im ungleichen Kampf gegen eine ganze Armee von Nihilisten. Der widerwärtige Knebel verwehrte ihm diese letzte Genugtuung.

Und damit nicht genug. Auf den Unglücksraben wartete eine weitere Erschütterung – auch wenn man hätte annehmen dürfen, daß ihn nach alledem nichts mehr erschüttern konnte.

»Amalia Kasimirowna, mein Herzchen«, drang ein samtener Tenor an Fandorins Ohr. Den kannte er. »Erlauben Sie einem alten Knilch wie mir, die Kutsche mit Ihnen zu teilen.

Es plaudert sich netter mit einem Dach überm Kopf, schauen Sie nur, wie ich triefe. Ihr Patrick könnte meine Droschke nehmen und hinter uns herfahren, Sie haben doch nichts dagegen, mein Täubchen?»

»Steigen Sie ein!« erwiderte die Beshezkaja trocken. »Nur bin ich nicht Ihr Herzchen, Pyshow, und Ihr Täubchen schon gar nicht.«

Fandorin brachte es nur zu einem dumpfen Winseln; sein Unglück herauszubrüllen war mit dem Knebel ganz unmöglich. Die ganze Welt hatte sich gegen ihn verschworen. Kein Herkules konnte einer solchen Übermacht von Bösewichten trotzen. Wo man hinsah, nichts als Verräter, arglistige Nattern. (Puh, jetzt drückte er sich schon genauso verquer aus wie Pyshow, dieses Scheusal!) Erst die Beshezkaja mit ihren Halsabschneidern, dann Surow und jetzt auch noch Pyshow – alles falsche Fünfinger, alles Feinde. Nein, in diesem Augenblick hatte Fandorin das Leben gründlich satt, so sehr war er von Abscheu erfüllt und von unendlicher Müdigkeit.

Im übrigen gab sich momentan niemand Mühe, ihm das Leben schmackhaft zu machen. Seine Begleitung schien diesbezüglich ganz andere Absichten zu hegen.

Der Gefangene wurde von kräftiger Hand gepackt und auf einen Sitz gedrückt. Links von ihm ließ der massige Morbid sich nieder, rechts Franz, das Fliegengewicht, der die Peitsche knallen ließ, worauf es Fandorin nach hinten in den Sitz riß.

»Wohin?« fragte der Butler.

»Pier sechs war gesagt. Da soll das Wasser tief und die Strömung günstig sein. Was meinst du?«

»Ich habe dazu keine Meinung. Von mir aus Pier sechs.«

Womit das Schicksal, das Fandorin drohte, zur Genüge

erhellet war. Man fuhr zu irgendeinem abgelegenen Hafenbecken, dort bekam er einen Stein an den Hals und einen Stoß von hinten, und dann durfte er auf dem Grund der Themse, zwischen rostigen Ankern und Flaschenscherben vor sich hin faulen. Titularrat Fandorin würde spurlos verschollen sein, denn tatsächlich hatte ihn nach dem Pariser Militärattaché niemand mehr zu Gesicht bekommen. Iwan Brilling mußte annehmen, daß sein Schützling irgendwo vom Weg abgekommen war, er würde die Wahrheit nie erfahren. Und niemand würde ahnen, in Moskau so wenig wie in Petersburg, welch miesen Gauner sie da in ihrem Geheimdienst sitzen hatten. Dem man schleunigst das Handwerk legen mußte!

Nun ja. Vielleicht bot sich dazu noch Gelegenheit.

Gefesselt, in diesen großen, staubigen Sack gesteckt, fühlte Fandorin sich doch unvergleichlich besser als zwanzig Minuten zuvor, als das phosphoreszierende Gespenst vor dem Fenster aufgetaucht war und der gräßliche Anblick ihm den Verstand gelähmt hatte.

Eine Chance zu entkommen gab es nämlich noch. Bei aller Fingerfertigkeit hatte es dieser Franz versäumt, den rechten Ärmel abzutasten. In diesem Ärmel steckte das Stilett, das nun Fandorins ganze Hoffnung war. Vorausgesetzt, er war geschickt genug, mit den Fingern an den Griff zu kommen. Was durchaus nicht einfach war, da der Arm am Oberschenkel festhing. Wie weit mochte es sein bis zu diesem Pier sechs? Ob er es bis dahin schaffte?

»Sitz endlich still!« fuhr Morbid den Gefangenen an und stieß ihm den Ellbogen in die Seite. Es war wohl der Schreck, der Fandorin aufheulen ließ.

»Alles Zappeln ist umsonst, mein Lieber!« kommentierte Franz philosophisch.

Eine Weile noch zuckte der Mann im Sack, kreischte einmal kurz auf und saß von da an still, hatte sich wohl mit seinem Schicksal abgefunden (genauer gesagt, hatte er sich an dem vermaledeiten Stilett, bevor er es zwischen die Finger bekam, schmerzhaft ins Handgelenk geschnitten).

»Wir sind da!« verkündete John und erhob sich ein wenig, um in die Runde zu spähen. »Kein Mensch zu sehen.«

»Wer sollte denn hier draußen, mitten in der Nacht, im Regen stehen?« fragte Franz achselzuckend. »Komm! Wir haben einen langen Heimweg vor uns.«

»Faß du ihn bei den Beinen.«

Sie packten das gefesselte Bündel und schleppten es zu einem hölzernen Bootssteg, der ein schnurgerades Stück weit über die schwarzen Fluten führte.

Fandorin hörte das Knarren der Bretter unter den Füßen und das plätschernde Wasser. Das Ende der Qualen stand bevor. Waren die Wasser der Themse erst einmal über seinem Kopf zusammengeschlagen, konnte er mit der Klinge herumfahren, den Sack aufschlitzen und klammheimlich unter dem Steg an die Oberfläche tauchen. Dort ließe es sich ausharren, bis die Männer fort waren, und er wäre frei und gerettet. All dies ging in seiner Vorstellung so einfach und glatt, daß eine innere Stimme unversehens Einspruch erhob: Nein, Erast, so geht es niemals zu im Leben, irgendeine Gemeinheit wird unter Garantie dazwischenkommen und den ganzen wunderschönen Plan zunichte machen.

O weh! greinte diese innere Stimme, die das Unglück schon gewährte. Die Gemeinheit ließ tatsächlich nicht auf sich warten – und sie nahte nicht von Seiten des greulichen Mr. Morbid, nein, sie kam von der guten Seele Franz.

»Moment noch, John«, sagte der, als die beiden das äußerste Ende des Piers erreicht und ihre Last auf den Planken

abgelegt hatten. »Einen lebendigen Menschen zu ersäufen, als wenn's ein Katzenjunges wär – gehört sich das? Ich möchte nicht in seiner Haut stecken, du etwa?«

»Nein.«

»Na bitte!« freute sich Franz. »Sag ich doch. Diese eklige Dreckbrühe schlucken – brrr! Das möcht man keinem wünschen. Komm, laß uns gnädiger verfahren: Du stichst ihn erst ab, damit er sich nicht unnötig quälen muß. Zack und fertig, was meinst du?«

Von soviel Menschenliebe wurde Fandorin schlecht. Doch der liebe, wunderbare Mr. Morbid hatte brummend etwas einzuwenden: »Fehlte noch, daß ich mein Messer mit Blut einsaue. Mir vielleicht noch den Ärmel besudele. Als hätten wir mit dem Grünschnabel nicht schon genug Scherereien gehabt. Nein, der krepirt so und so. Wenn dir nach einem Gnadenakt ist, kannst du ihn ja mit dem Strick erdrosseln, das ist doch deine Spezialität. Ich treibe derweil ein Stück Eisen für ihn auf.«

Morbids schwere Schritte entfernten sich, und Fandorin blieb mit dem Menschenfreund Franz allein zurück.

»Ich hätte den Sack nicht von außen verschnüren sollen«, dachte der laut nach. »So ist kein Strick mehr übrig.«

Fandorin gab ein aufmunterndes Brummen von sich: Macht doch nichts! sollte das heißen, nimm's nicht so schwer, ich werde schon irgendwie klarkommen.

»Armer Tropf!« seufzte Franz. »Stöhnt, daß es einem das Herz zerreißt. Komm, Junge, sei kein Hasenfuß. Onkel Franz opfert seinen Gürtel für dich.«

Schön näherten sich wieder Schritte.

»Hier hab ich ein Stück Schiene. Genau das Richtige«, rührte der Butler. »Schieb ihm das unter den Strick. Dann taucht er frühestens in einem Monat wieder auf.«

»Warte einen Moment, ich will ihm noch die Schlinge um den Hals ziehen!«

»Zum Teufel mit deinen Liebesbeweisen! Die Zeit rennt uns weg, bald wird es hell!«

»Tut mir leid, Freundchen«, sagte Franz mitleidig. »Du siehst, es soll nicht sein. Das hast du dir selbst zu verdanken«, fügte er auf deutsch noch hinzu.

Fandorin wurde wieder angehoben und durch die Luft geschwenkt.

»Asasel!« klang Franzens Stimme streng und feierlich; in der nächsten Sekunde klatschte der vermummte Körper in das jauchige Wasser.

Weder die Kälte noch die ölige Schwere des Wasserpanzers spürte Fandorin, während er mit dem Stilett die glitschige Schnur zerschnippte. Am schwierigsten war es, die rechte Hand freizubekommen, danach ging alles ganz schnell: Rrritsch! – und die Linke konnte der Rechten assistieren; rrratsch! – und der Sack war von unten bis oben aufgeschlitzt; nach einem letzten Schnitt sank das schwere Schienenstück in den weichen Modder.

Nun durfte er nur nicht zu früh auftauchen. Fandorin stieß sich mit den Füßen ab, streckte die Arme aus und tastete sich durch das sämige Dunkel. Irgendwo ganz in der Nähe mußten die Pfeiler sein, auf denen der Steg ruhte. Schon berührten die Finger das schlierige, algenbesetzte Holz. Nun also den Pfeiler aufwärts, langsam. Es durfte kein Platschen geben, keinen einzigen Laut.

Unter den Planken des Piers herrschte pechschwarze Nacht. Plötzlich aber schob sich aus den finsternen Tiefen lautlos ein heller, runder Fleck. Darin gleich noch einer, kleiner und wiederum schwarz: Das war Titularrat Fandorins aufgerissener Rachen, der gierig die Hafenluft in sich einsog.

Es stank nach Fäulnis und Kerosin. Der zauberhafte Geruch des Lebens.

Währenddessen wurde oben auf dem Steg eine träge Unterhaltung geführt. Fandorin in seinem Versteck konnte jedes Wort hören. Früher hatte es ihm so manches Mal Tränen der Rührung in die Augen getrieben bei der Vorstellung, mit welchen Worten Freund und Feind seiner gedenken würden (»ein Held ist vor der Zeit von uns gegangen ...«), was für Reden gehalten werden würden am offenen Grab. Im Grunde war seine ganze Jugend über derlei Träumereien hingegangen. Wie groß nun die Entrüstung des jungen Mannes, da er die Bagatellen derer mit anhören mußte, die die Ehre hatten, seine Mörder zu sein! Kein Wort über den, der da eben in den schwarzen Fluten versunken war – ein Mensch mit Herz und Verstand, von edler Gesinnung und hehrem Streben!

»Ooh ... Die Tour heute wird mir wohl wieder einen Rheumaanfall einbringen«, stöhnte Franz. »Wie mir diese Nässe an die Nieren geht! Was stehen wir eigentlich noch hier rum? Laß uns losfahren!«

»Noch nicht.«

»Hör mal, ich hab vor lauter Rennerei nicht mal zu Abend gegessen. Hoffentlich kriegen wir wenigstens was zu beißen, was meinst du? Oder denken die sich noch einen neuen Job für uns aus?«

»Darüber brauchen wir uns nicht den Kopf zu zerbrechen. Wir tun, was man uns sagt.«

»Wenigstens eine Scheibe Kalbsbraten möchte ich mir vorher zwischen die Kiemen schieben. Mir knurrt der Magen. Sag bloß, wir sollen unser Nest schon wieder aufgeben? Kaum hat man sich ein bißchen eingewöhnt ... Wozu das Ganze? Die Sache ist doch ausgestanden.«

»Sie wird schon wissen, wozu. Wenn sie es befohlen hat, wird es richtig sein.«

»Ist ja wahr. Sie irrt sich niemals. Ihr zuliebe würde ich alles tun – nicht mal den eigenen Vater würde ich verschonen. Wenn ich einen hätte. Sie hat mehr für uns beide getan als jede Mutter.«

»Und ob. Es reicht jetzt, wir können.«

Fandorin wartete, bis die Schritte verhallt waren, und zählte sicherheitshalber noch bis dreihundert, ehe er auf das Ufer zusteuerte.

Mit großer Mühe, ein paarmal abrutschend, erklimmte er die Uferbefestigung, die zwar nicht hoch, aber beinahe senkrecht war; hier sah er, daß der Morgen bereits graute. Der dem kalten Tod Entronnene zitterte heftig, ihm klapperten die Zähne, und zu alledem plagte ihn nun noch ein Schluckauf – er mußte etwas von dem schimmlichen Flußwasser geschluckt haben. Nichtsdestoweniger fand Erast Fandorin das Leben wunderschön. Mit einem liebevollen Blick bedachte er das graue Flußpanorama (vom anderen Ufer grüßten ein paar Lichter herüber), freute sich am soliden Anblick des flachen Lagerhauses, billigte das gemessene Schaukeln der Schleppdampfer und Barkassen, die sich längs der Hafenufermauer reihten. Ein friedliches Lächeln erleuchtete das nasse, von einem Teerstreifen quer über der Stirn gezeichnete Gesicht des von den Toten Auferstandenen. Fandorin reckte sich wohlighin – und erstarrte in dieser absurden Pose, denn von der Ecke des Lagerhauses hatte sich eine gedrungene Silhouette gelöst, die schaukelnd näher kam.

»Ach ihr Ausgeburten, ach, ihr Galgenstricke!« ließ die Silhouette noch aus großer, jedoch schnell dahinschmelzender Entfernung ein hohes, jammerndes Stimmchen hören. »Auf keinen ist Verlaß, auf alles muß man selbst ein Auge

haben. Was fängt ihr an ohne euren Pyshow, sagt? Ihr wäret hilflos wie blinde Welpen, jawohl!«

Vom Zorn des Gerechten ergriffen, stürzte Fandorin auf ihn zu. Dieser Verräter schien sich einzubilden, daß sein satanisches Doppelspiel unbemerkt geblieben war.

Nun aber sah Fandorin etwas Metallisches in der Hand des Gouvernementssekretärs Pyshow blitzen, er blieb stehen, wich im nächsten Moment zurück.

»Das ist vernünftig, mein Täubchen!« rief Pyshow, dessen geschmeidiger, katzenhafter Gang Fandorin jetzt auffiel. »Ich wußte doch, daß Ihr ein besonnenes Bürschlein seid. Seht Ihr, was ich hier habe?« Er schwenkte sein metallenes Utensil, und Fandorin konnte erkennen, daß es sich um eine doppelläufige Pistole von ungewöhnlich großem Kaliber handelte. »Ein garstiges Ding! Die Ganoven hierzulande nennen es Smasher. Hier vorn, wenn Ihr einmal herzuschauen beliebt, kommen zwei Treibladungen hinein – von der Art, wie sie die Petersburger Konvention von achtundsechzig verbietet. Aber was kümmert das die Verbrecher, mein lieber Fandorin, Bösewichter der übelsten Sorte! Was geht die eine Konvention der Menschenfreundlichkeit an! Und so ein Sprengkugelchen, wenn es ins Weiche trifft, rupft alles in klitzekleine Fetzen. Fleisch und Knochen und Sehne – ein einziges Ragout. So daß Ihr Euch doch besser nicht von der Stelle rühren solltet, mein Bester, sonst drücke ich vor Schreck noch ab, solch eine Roheit wäre unverzeihlich, sie reute mich bis in alle Ewigkeit. Och, wie das wohl weh tun mag, wenn man so was im Bauch stecken hat oder irgendwo dort unten ...«

Der Schluckauf kam wieder, nun nicht mehr von der Kälte, sondern von der Angst. Doch Fandorin war außer sich.

»Judas, verdammter!« brüllte er. »Hast dein Vaterland für

dreißig Silberlinge verkauft!« Die tückische Pistolenmündung ließ ihn aufs neue zurückweichen.

»Wie schon der große Dershawin schrieb: Unstetigkeit ist der Sterblichen Los. Ihr kränkt mich ganz zu Unrecht, mein Lieber. Nicht bei dreißig Schekel bin ich schwach geworden, das Sümmchen war um einiges üppiger, und man hat es mir fein ordentlich aufs Schweizer Bankkonto überwiesen – fürs Altenteil. Ist doch besser, als hinter Schloß und Riegel zu verschimmeln. Aber wo seid Ihr denn jetzt hingeraten? Dummerchen! Wer soll Euer Gekläff hier hören? Rennt gegen die Mauer – ist doch kein ganz Schlauer, haha ... Diese Mauer hat Hand und Fuß, mein Teuerster, das ist die Cheopspyramide. Da geht es nicht mit dem Kopf durch die Wand.«

Fandorin war bis an den äußersten Rand der Uferpromenade zurückgewichen und mußte stehenbleiben, fühlte den Fußknöchel gegen die flache Brüstung stoßen. Was diesem Pyshow zu gefallen schien.

»So ist es fein, so ist es ganz prima!« jubelte er und blieb, zehn Schritt von seinem Opfer entfernt, stehen. »Sonst hätte ich hinterher meine liebe Not gehabt, einen so gutgenährten Knaben zum Wasser zu schleifen. Keine Bange, mein Rubinchen! Pyshow versteht sein Handwerk. Peng und fertig. Aus dem roten Lärvchen wird ein rotes Breichen. Nicht wiederzuerkennen, selbst wenn da einer was aus dem Wasser fischen sollte. Und die arme Seele fleucht zu den Engelchen im Himmel. War ja noch keine Zeit zu sündigen, so jung und zart, wie sie ist.«

Mit diesen Worten hob er die Waffe, kniff das linke Auge zusammen und lächelte genüsslich. Er beeilte sich nicht zu schießen, schien sich an dem Moment zu berauschen. Fandorins verzweifelter Blick ging das verwaiste, vom Morgen-

grauen schwach erhellte Ufer entlang. Nein, da war niemand. Dies war nun wirklich das Ende. Halt, beim Lagerhaus rührte sich jetzt etwas, doch hinzuschauen blieb keine Zeit mehr. Krachend fiel der Schuß, gewaltiger als jeder Donner vom Himmel. Fandorin wankte und fiel mit markerschütterndem Schrei rücklings in den Fluß, aus dem er erst Minuten zuvor mit soviel Mühe herausgefunden hatte.

ZWÖLFTES KAPITEL,
*in welchem unser Held erfährt,
daß er einen Glorienschein um den Kopf hat*

Doch das Bewußtsein verließ den Erschossenen nicht, und merkwürdigerweise spürte er keinen Schmerz. Erast Fandorin, mit den Fäusten auf das Wasser trommelnd, verstand die Welt nicht mehr. Was war das? Lebte er noch, oder war er tot? Und wenn tot – warum diese Nässe?

Jetzt tauchte Surows Kopf oberhalb der Uferbegrenzung auf, was Fandorin nicht wunderte: Erstens hätte ihn im Moment überhaupt schwerlich etwas verwundern können, und zweitens sollten im Jenseits (falls es das war) noch ganz andere Dinge möglich sein.

»Erasmus! Lebst du noch? Hab ich dich blessiert?« brüllte Surows Kopf hysterisch. »Gib mir deine Hand.«

Fandorin streckte die Rechte aus dem Wasser und wurde mit einem einzigen, kräftigen Ruck aufs Trockene gezerrt. Das erste, was er sah, als er wieder auf den Füßen stand, war Pyshows kleine Gestalt, mit dem Gesicht nach unten liegend, die Hand mit der schweren Waffe von sich gestreckt. Zwischen den fettigen, falben Haaren im Nacken schimmerte ein schwarzglänzendes Loch, aus dem es dunkel hervorrann.

»Bist du verletzt?« fragte Surow besorgt, während er den nassen Fandorin drehte und betastete. »Ich verstehe nicht, wie das geschehen kann. *Une révolution dans la balistique*. Eigentlich ganz unmöglich.«

»Surow, sind Sie das?« röchelte Fandorin, dem allmählich schwante, daß er sich noch im Diesseits befand.

»Was heißt hier ›Sie‹ – ich dachte, wir hätten Brüderschaft getrunken?«

»Aber wie ... wieso denn?« Fandorin begann schon wieder zu schlottern. »Wieso wollen ausgerechnet Sie mich umlegen? Hat Ihnen Ihr Asasel eine Prämie dafür versprochen? Dann tun Sie es, schießen Sie endlich, verdammt noch mal! Ich hab Sie satt wie dicken Grützbrei!«

Letzteres war ihm unversehens herausgerutscht, kam wohl aus den Tiefen seiner Kinderstube. Und Fandorin wollte noch eins draufgeben, sich das Hemd auf der Brust aufreißen – hier bitteschön, schieß doch! –, aber Surow packte ihn bei den Schultern und rüttelte ihn grob.

»Hör auf zu spinnen, Fandorin! Grützbrei? Was für ein Asasel? Dich muß ich wohl erst mal zu Verstand bringen.« Und er verabreichte dem geplagten Fandorin zwei schallende Ohrfeigen. »Ich bin es, Mann, Ippolit Surow. Kein Wunder, wenn dir nach so vielen Mißgeschicken das Hirn ein bißchen weich geworden ist. Komm her, stütz dich auf mich.« Er legte dem jungen Mann den Arm um die Schultern. »Ich bring dich jetzt erst mal ins Hotel. Dort vorn ist mein Pferd angebunden, und der da« – er stieß mit dem Fuß gegen Pyshows leblosen Körper – »hat noch eine Droschke stehen. Damit sind wir schnell wie der Blitz. Wenn du dich ein bißchen aufgewärmt hast und einen Grog intus, kannst du mir erklären, was ihr hier für einen Zirkus veranstaltet.«

Rabiat stieß Fandorin den Grafen von sich.

»Nein, mein Freund, ich denke, du hast mir was zu erklären! Wo kommst du überhaupt, hick, her? Wieso verfolgt du mich? Steckst du mit denen unter einer Decke?«

Surow zwirbelte verlegen seinen schwarzen Schnurrbart.

»Das läßt sich nicht in zwei Worten sagen.«

»Na und? Ich habe, hick, Zeit! Und vorher rühre ich mich nicht vom Fleck!«

»Also gut. Hör zu.«

Das Folgende hatte Ippolit Surow zu berichten.

»Meinst du, ich habe dir Amalias Adresse nur so aus Spaß gegeben? O nein, Brüderchen, da steckte Psychologie dahinter. Du hast mir gefallen, mußt du wissen – und wie! Du hast so etwas ... Ein höheres Zeichen vielleicht, oder was weiß ich. Für solche wie dich hab ich ein Gespür. Es ist, als sähe ich um eure Köpfe einen Glorienschein, so ein zartes Leuchten. Ihr seid ein ganz besonderer Menschenschlag – wer den Nimbus hat, ist vom Schicksal ausersehen, ist gefeit vor aller Gefahr. Wozu ausersehen, weiß derjenige oft selber nicht. Jedenfalls, mit so einem duelliert man sich nicht, da zieht man den kürzeren. Mit so einem spielt man auch nicht Karten – man spielt sich um Kopf und Kragen, und wenn man noch so viele Kunststücke aus dem Ärmel zaubert. Als du mich beim Spiel abserviert hast und dann auch noch die Karten entscheiden lassen wolltest, wer von uns beiden sich die Kugel gibt, da hab ich den Glorienschein an dir entdeckt. Deinesgleichen trifft man nicht alle Tage. Bei uns im Bataillon, wie wir durch die Wüste Turkistans marschiert sind, gab es so einen Oberleutnant, der hieß Ulitsch. Der ist in jeden Hexenkessel marschiert und kam ungeschoren wieder raus, mit einem Lachen. Ob du's glaubst oder nicht, einmal, vor Chiwa, hab ich mit eigenen Augen gesehen, wie die Garde des Khans eine volle Salve auf ihn abgefeuert hat. Kein Kratzer! Bis er eines Tages übergorenen Kumys getrunken hat – das war's dann, da mußten wir den guten Ulitsch im Wüstensand verscharren. Aber wieso der liebe Gott in all den Schlachten so sorgsam die Hand über ihn gehalten hat, ist

mir ein Rätsel. Und so einer bist du, Fandorin, das kannst du mir glauben. Ich hab dich liebgewonnen, und zwar in dem Augenblick, da du ohne langes Federlesen die Pistole angesetzt und abgedrückt hast. Nur weißt du, Bruder Fandorin, mit der Liebe ist das so eine Sache. Wer mir unterlegen ist, den kann ich nicht lieben, und ist mir einer über, dann beneide ich ihn wahnsinnig. Und dich habe ich beneidet. Beneidet um deinen Glorienschein, dein überirdisches Glück. Sieh dich doch an: Schon wieder bist du im Wasser gewesen, ohne dich naß zu machen. Na, sagen wir, fast, haha ... mit heiler Haut davongekommen. Und dabei siehst du ganz unscheinbar aus, das reinste Kälbchen!«

Bis hierhin hatte Fandorin interessiert zugehört und vor Behagen sogar ein wenig Farbe ins Gesicht bekommen, auch das Zittern schien fürs erste vergangen; bei dem Wort Kälbchen jedoch verfinsterte sich seine Miene, und er hickste zweimal erbost.

»Sei doch nicht beleidigt, ich meine es nicht böse«, sagte Surow und klopfte ihm auf die Schulter. »Jedenfalls hab ich damals gedacht: Den schickt mir der Himmel. Bei so einem beißt Amalia unter Garantie an. Die schaut nur einmal hin und beißt an. Womit ich der teuflischen Verlockung ein für allemal entronnen wäre. Sie hätte mich in Ruhe gelassen, nicht länger gequält, an der Kette gehalten wie einen Tanzbären auf dem Basar. Soll sie doch den Frischling in ihr Fegfeuer ziehen, hab ich gedacht und dir gleich einen Faden in die Hand gegeben, wohl wissend, daß auch du nicht locker lassen würdest ... Zieh den Mantel über und nimm einen Schluck. Dich zerreißt es ja fast von dem Schluckauf.«

Während Fandorin zähneklappernd den großen Flachmann ansetzte, auf dessen Grund der Jamaika-Rum schwappte, warf Surow ihm seinen schicken schwarzen Mantel mit dem pur-

purnen Atlasfutter über die Schultern. Dann ging er geschäftig daran, Pyshows Leichnam zur Brüstung zu wälzen, darüber hinwegzuhieven und ins Wasser zu stoßen. Ein dumpfes Klatschen – und von dem unheiligen Gouvernementssekretär blieb nur die dunkle Pfütze auf dem Stein.

»Herr, schenke deinem Knecht ... Soundso die ewige Ruhe«, frömmelte Surow.

»Py-hi-Pyshow!« Erast Fandorin hickste wieder; das Zähneklappern hatte der Rum ausgetrieben. »Porfirius Martynowitsch Pyshow.«

»Merk ich mir sowieso nicht.« Surow zuckte unbekümmert die Schultern. »Zum Teufel mit ihm. Kleiner Dreckskerl, allem Anschein nach. Einem wehrlosen Menschen mit der Pistole zu kommen – igitt. Er wollte dich umbringen, Erasmus, ist dir das überhaupt klar? Und daß ich dir das Leben gerettet habe?«

»Ja doch. Erzähl schon weiter.«

»Weiter ging es bergab. Ich hab dir Amalias Adresse gegeben, und schon am nächsten Tag hat mich die Schwermut gepackt – aber was für eine, Gott bewahre. Ich hab gesoffen, bin zu den Huren gefahren, hab an die fünfzig Tausender auf dem Spieltisch gelassen. Half alles nichts. Weder schlafen noch essen konnte ich. Trinken ging noch. Und immerzu hab ich euch beide vor mir gesehen, wie ihr euch herzt und kost und Witze über mich reißt. Oder gar nicht mehr an mich denkt, was noch schlimmer war. Zehn Tage hab ich so herumgehangen und gemerkt: Gleich schnappe ich über. Kannst du dich an Jean erinnern, meinen Lakaien? Der liegt im Krankenhaus. Er hat nur einmal den Kopf bei mir hereingesteckt, sein Mißfallen zu äußern, da hab ich ihm das Nasenbein gebrochen und zwei Rippen dazu. Eine Schande, Bruder! Ich war wie im Fieber. Am elften Tag raffte ich mich

auf. Schluß jetzt, hab ich mir gesagt, ich fahre hin und bringe sie um, alle beide, anschließend steche ich mich selber ab. Schlimmer als jetzt kann es nicht mehr werden. Frag mich nicht, wie ich quer durch Europa gekommen bin, ich weiß es nicht. Ich hab gesoffen wie ein Wüstenkamel. Auf der Fahrt durch Deutschland muß ich irgendwie zwei Preußen aus dem Zug geschmissen haben, falls nicht, hab ich es nur geträumt. Erst in London bin ich wieder zur Besinnung gekommen. Und gleich zu dem Hotel. Keiner da – du nicht und sie nicht. Das Hotel war ein rechtes Loch, keines, wo Amalia zu logieren pflegt. Der Portier ein Ganove, spricht kein Wort Französisch, und alles, was ich auf englisch sagen kann, ist ›*a bottle of whisky*‹ und ›*move your ass*‹, das hat mir mal ein Unterleutnant zur See beigebracht: Her mit dem Whisky, aber schnell. Ich hab den Portier, diese englische Morchel, nach Miss Olsen gefragt, und er murmelt nur was in seinen Bart, schüttelt die Rübe und zeigt mit dem Daumen über die Schulter, als wie: Die ist abgereist, wer weiß wohin. Daraufhin hab ich meine Pferde erst mal in deine Richtung laufen lassen. ›Fandorin!‹, sag ich, ›Fandorin, *move your ass!*‹ Er guckt mich an mit runden Augen – nimm's mir nicht übel: Dein Name muß im Englischen irgendwie unanständig klingen. Jedenfalls war die Verständigung mit dem Heini zum Scheitern verurteilt. Was sollte ich anderes machen, als mich in dem Wanzenloch einzuquartieren. Jeden Tag das gleiche Spiel. Morgens zum Portier mit der Frage: Fandorin? Er verbeugt sich und antwortet: ›*Morning, Sir*‹. Ist noch nicht eingetroffen, hieß das wohl. Und ich bin in die Kneipe gegenüber gegangen, wo mein Beobachtungsposten war. Trauriges Lokal, nichts als trübselige Visagen um einen herum, aber mit ›*a bottle of whisky*‹ und ›*move your ass*‹ ging es einigermaßen. Der Kneipier hat mich erst nicht aus dem Auge ge-

lassen, aber dann hat er sich an mich gewöhnt, begrüßt mich jetzt wie einen Verwandten. Ich bin eine Belebung seines Geschäfts: Ständig kommen sie und wollen sehen, wie ich mir einen Harten nach dem anderen hinter die Binde gieße. Näher zu treten haben sie Angst, glotzen immer bloß von weitem. Ich hab ein paar Wörter dazugelernt: Dshinn – das ist Wacholder, Ramm – Rum! – und Brenn-die, was ein mieser Kognak ist. Ich hätte wohl noch bis zum Delirium dreimens auf meinem Beobachtungsposten gegessen, aber am vierten Tag, Allah sei Dank, bist du aufgetaucht. Wie der letzte Stutzer kamst du vorgefahren, in lackierter Kutsche, mit Schnauzer. Schade übrigens, daß du den abrasiert hast, damit sahst du properer aus. Hoi! war mein erster Gedanke, da spreizt das Hähnchen seine Federn! Und: Nun paß mal auf, deine Miss Olsen kannst du in den Wind schreiben. Aber du hast den Typen am Tresen ganz anders zum Singen gebracht, so daß ich mir dachte, ich bleibe besser noch in meinem Versteck hocken und warte, ob du mich auf ihre Fährte führst, dann sehen wir, welche Karte sticht. Ich bin dir auf der Straße nachgeschlichen wie ein Schnüffler von der Kriminalpolizei. Puh! Mein Verstand hatte sich völlig abgemeldet. Dann sah ich dich mit dem Kutscher verhandeln und traf Vorkehrungen – holte das Pferd aus dem Stall, umwickelte die Hufe, damit sie nicht so knallten, mit Handtüchern aus dem Hotel. Das tun die Tschetschenen, wenn sie zur Attacke rüsten. Nicht gerade mit Hotelhandtüchern, aber mit irgendwelchen Lappen, du weißt schon.«

Erast Fandorin erinnerte sich an die vorgestrige Nacht. Vor lauter Angst, daß Morbid ihm entwischen könnte, hatte er sich kein einziges Mal umgedreht, dabei waren ihm, wie sich nun zeigte, gleich zwei auf den Fersen gewesen.

»Als du bei ihr durchs Fenster geklettert bist, hab ich mich

gefühlt wie ein Vulkan kurz vorm Ausbruch. Ich hab mir die Hand blutig gebissen, da, schau her!«

Er hielt Fandorin seinen kräftigen, wohlgeformten Handteller unter die Nase, und tatsächlich sah man zwischen Daumen und Zeigefinger die Bißspur, einen idealen Halbmond.

»So, hab ich mir gesagt, das ist also jetzt der Ort, wo drei Seelen auf einmal abtreten: eine in den Himmel (da dachte ich an dich) und zwei auf geradem Weg in die Hölle. Ein Weilchen hast du dich vor dem Fenster rumgedrückt und deinen Mut zusammengenommen, bevor du eingestiegen bist. Eine Hoffnung hatte ich noch: daß sie dich vielleicht rausschmeißt. Sie läßt sich nämlich ungern überfallen, gibt lieber selbst die Kommandos. Ich stehe also da unten mit weichen Knien und warte. Plötzlich geht das Licht aus, ein Schuß – und sie schreit! Ach, denke ich, jetzt hat er sie erschossen, der Hitzkopf. Ausgetanzt und ausgetollt! Und plötzlich ist mir so weh ums Herz geworden, Bruder, so als wäre ich mutterseelenallein auf der Welt und wüßte nicht mehr, wozu ... Daß es eines Tages böse für sie enden würde, war mir klar, ich hatte ja selber vorgehabt, sie umzubringen, und trotzdem ... Du hast mich im Vorbeirennen gesehen, nicht wahr? Ich stand wie gelähmt, wie im Nebel, kam nicht auf die Idee, dich aufzuhalten. Was dann losging, spottet jeder Beschreibung, und es wurde immer verrückter. Zuerst einmal stellte sich raus, daß Amalia gar nicht tot war. Du mußt im Dunkeln danebengeschossen haben. Sie hat gekreischt und ihre Diener runtergeputzt, daß die Wände wackelten. Dann erteilte sie irgendwelche Befehle auf englisch, und ihre gehorsamen Diener sind gerannt, kreuz und quer durch den Garten geflitzt. Ich hab mich im Gebüsch verkrochen. Mit nichts als Chanvari im Kopf. Hab mich gefühlt wie der letzte Tölpel beim Preference-Spielen: Die an-

deren machen ihre Stiche, und ich bleib auf dem Abgeworfenen sitzen. So nicht, dachte ich, nicht mit mir! Zum Deppen hat sich Surow noch nie machen lassen. Im Garten dort steht so ein zugenageltes Portierhäuschen, wie zwei Hundehütten übereinander. Ich hab ein Brett abgerissen und mich heimlich dort reingesetzt. Stielaugen machen, Ohren spitzen, das kannte ich ja schon. Satyr, der Psyche nachstellend. Und was haben die für ein Tamtam veranstaltet! Wie ein Korpsstab vor der Generalinspektion. Die Diener sind in einem fort raus und rein gerannt, Amalia hörte nicht auf herumzuschreien, Postboten brachten Telegramme. Ich hab mich gefragt, was mein lieber Erasmus bloß angestellt hat. Dieser brave Junge! Was hast du ihr getan, he? Hast du die Lilie der Keuschheit auf ihrer Schulter erblickt? Nein, sie hat keine Lilie, weder auf der Schulter, noch anderswo. Was also? Komm schon, mir kannst du es sagen!«

Fandorin winkte ungeduldig ab – erzähl endlich weiter, mir steht nicht der Sinn nach derlei Unfug, sollte das heißen.

»Jedenfalls hast du in einen Ameisenhaufen gestochen. Dein Bekannter, Gott hab ihn selig« – Surow wies in Richtung des Flusses, wo Porfirius Pyshow seine letzte Ruhestätte gefunden hatte –, »kam im Laufe des Tages gleich zweimal angefahren. Das zweite Mal gegen Abend ...«

»Was denn, hast du etwa die ganze Nacht und den ganzen Tag in der Bude gehockt?« staunte Fandorin. »Ohne Essen und Trinken?«

»Ach, ohne Essen halte ich es aus, solange genug zu trinken da ist. Und dafür war gesorgt.« Er klopfte auf den Flachmann in seiner Tasche. »Natürlich mußte ich eine Rationierung einführen. Pro Stunde zwei Schluck. War nicht einfach. Aber gegen das, was ich im Kokandkrieg, bei der Belagerung von Machram aushalten mußte, ist das gar nichts, davon

erzähl ich dir später. Ein paarmal hab ich mich davon-geschlichen, um mir die Füße zu vertreten und mein Pferd zu besuchen. Es war am Zaun vom Nachbarn angebunden. Gras hab ich ihm gerupft, ein bißchen mit ihm geredet, daß es sich nicht so langweilt, und dann ging's zurück, auf Posten. Bei uns daheim hätten sie so ein herrenloses Pferd im Handumdrehen zur Seite geschafft, aber hier sind die Leute zu langsam im Kopf, die kommen nicht auf den Gedanken. An dem Abend hab ich meinen Falben ja dann noch gut ge-brauchen können. Als Gott-hab-ihn-selig (Surow nickte wieder zur Flußseite hin) zum zweiten Mal vorgefahren kam, da sammelten sich deine Häscher zum Feldzug. Ein Bild für die Götter: Vornweg wie weiland Bonaparte Amalia in ihrer Kutsche, zwei kräftige Burschen auf dem Bock. Ihr nach in der Droschke Gott-hab-ihn-selig. Dann die offene Kalesche mit den beiden Lakaian. Und auf Abstand, im Schutz der dunklen Nacht, ich auf meinem Falben – gerade wie Denis Dawydow, der dichtende Husar. Vier durch das Dunkel geisternde Handtücher!«

Surow kicherte, während er einen kurzen Blick auf den roten Streifen längs des Flusses warf, der die aufgehende Sonne ankündigte.

»Sie fuhren in ein Hinterfinsterhausen, schlimmer als die Ligowka in Petersburg: heruntergekommene Häuser, Lagerschuppen, Dreck. Hier wechselte Gott-hab-ihn-selig in Amalias Kutsche – wohl um Kriegsrat zu halten. Ich band mein Pferd in irgendeinem Torweg an und harrete der Dinge. Gott-hab-ihn-selig betrat ein Haus mit Aushängeschild, blieb dort eine halbe Stunde. Währenddessen wurde das Klima ungemütlich. Ein Donnerwetter brach vom Himmel, es schüttete wie aus Kannen. Ich wurde pitschnaß, harrete aber aus – die Neugier! Gott-hab-ihn-selig erschien wieder,

kroch zu Amalia in die Kutsche. Anscheinend ein weiteres Konzilium. Derweil regnete es mir in den Kragen, und der Flachmann war fast leer. Ich überlegte schon, ob ich ihnen einen Auftritt inszenieren sollte, eine Christuserscheinung, um die ganze Bande in die Flucht zu schlagen und Amalia zur Rechenschaft zu ziehen – da ging plötzlich der Kutschenschlag auf, und ich sah etwas, das nie wieder sehen zu müssen ich den lieben Gott von Herzen bitte.«

»Ein Gespenst«, vermutete Fandorin. »Ein leuchtendes?«

»Genau. Brrrr! Ich kriegte eine Gänsehaut. Daß es Amalia war, konnte ich nicht gleich glauben. Es wurde also wieder interessant. Erst ging sie in dasselbe Haus, kam zurück, lief auf den benachbarten Hof, dann verschwand sie noch mal hinter besagter Tür. Gefolgt von den Dienern. Kurze Zeit später geleiteten sie eine Art Sack auf Füßen aus dem Haus. Daß du es warst, den sie da geschnappt hatten, wurde mir erst später klar, vorläufig wäre mir das nicht im Traum eingefallen. Jetzt teilten sich die Truppen: Amalia und Gott-hab-ihn-selig nahmen die Kutsche, die Droschke fuhr leer hinterher, und die Kalesche mit den Dienern und dem Sack, also mit dir, rollte in die Gegenrichtung davon. Von mir aus, dachte ich, was geht mich der Sack an. Ich mußte Amalia retten, aus der schmutzigen Geschichte herausholen, in die sie sich eingelassen hatte. Ich also der Kutsche und der Droschke hinterher, auf leisen Hufen, tapp-tapp, tapp-tapp. Weit waren sie nicht gekommen, da hielten sie schon wieder. Ich saß ab, nahm die Stute bei der Kandare, damit sie bloß nicht wieherte. Gott-hab-ihn-selig kam aus der Kutsche gekrochen und sagte (die Nacht war so still, daß man es gut hören konnte): ›Nein, Herzchen, da schau ich lieber noch mal nach. Ich hab so ein dummes Gefühl. Dieser Knabe ist doch gar zu helle. Sollten Sie mich brauchen, wissen Sie ja,

wo ich zu finden bin.« Ich war natürlich erst mal in Rage, von wegen Herzchen – diese vertrocknete Pfefferschote! Und dann ging mir ein Licht auf. War da etwa von dem lieben Erasmus die Rede?«

Surow wiegte stolz den Kopf, sichtlich zufrieden mit seiner Findigkeit.

»Der Rest ist schnell erzählt. Der Droschkenkutscher ist auf den Bock von Amalias Kutsche gewechselt. Ich bin hinter Gott-hab-ihn-selig her. Da, hinter der Ecke stand ich und wollte unbedingt rauskriegen, welche Suppe du ihm versalzen hast. Aber ihr habt zu leise gesprochen, es war rein gar nichts zu verstehen. Ich hatte nicht vorgehabt zu schießen, für einen guten Schuß war es sowieso viel zu dunkel, aber dann sah ich, daß er dich umlegen wollte – das sah ich ihm von hinten an. Dafür hab ich ein Auge, Bruder. Und was sagst du zu dem Schuß? Hat es sich nicht gelohnt, daß Surow mit Fünfkopekenstücken trainiert? Aus vierzig Schritt exakt auf den Scheitel, und das bei dem Licht!«

»Vierzig, na ja, wer weiß«, sagte Erast zerstreut, er war mit den Gedanken ganz woanders.

»Glaubst du mir nicht?« ereiferte sich Surow. »Dann zähl nach!« Er war schon dabei, die Strecke abzuschreiten (die Schritte vielleicht etwas knapp bemessend), Fandorin hielt ihn zurück.

»Und was hast du nun vor?«

»Was schon! Erst machen wir wieder einen ordentlichen Menschen aus dir, du klärst mich auf, was ihr hier eigentlich treibt, und nach dem Frühstück fahre ich zu Amalia. Ich schieße sie über den Haufen, die falsche Schlange, oder ich entführe sie. Du sag mir nur, ob ich dich als Verbündeten oder als Nebenbuhler anzusehen habe?«

»Tja, also, die Sache steht so«, begann Fandorin, die Stirn

in Falten gelegt, und rieb sich müde die Augen. »Beistand benötige ich weiter keinen – Punkt eins. Erklären werde ich dir gar nichts – Punkt zwei. Amalia über den Haufen zu schießen wäre löblich, aber es könnte genausogut passieren, daß es dich erwischt – Punkt drei. Und den Nebenbuhler kannst du getrost vergessen – Punkt vier. Die Frau widert mich an.«

»Erschießen wäre wohl wirklich das Beste«, entgegnete Surow gedankenversunken. »Adieu, Erasmus. So Gott will, sehen wir uns wieder.«

Der auf die Erschütterungen der Nacht folgende Tag, so ereignisreich er war, kam Fandorin seltsam zerrissen vor – wie aus einzelnen, recht und schlecht miteinander verklebten Bruchstücken bestehend. Zwar schien es ihm so, als stellte er vernünftige Überlegungen an, faßte vernünftige Entschlüsse, handelte sogar – doch geschah all dies wie losgelöst von ihm und gleichsam außerhalb des Protokolls. Dieser letzte Tag im Juni prägte sich unserem Helden als ein Reigen greller Bilder ein, zwischen denen nichts als gährende Leere war.

Zum Beispiel dieser Morgen am Themse-Ufer, bei den Docks. Freundliches, sonniges Wetter, die Luft nach dem Gewitter noch frisch. Fandorin sitzt auf dem Blechdach eines flachen Lagerhauses, in Unterwäsche, die nassen Kleider und die Stiefel neben sich ausgebreitet. Der eine Stiefelschaft hat einen langen Riß. Auch Geldscheine und der aufgeschlagene Paß trocknen an der Sonne. Fandorin, dem Wasser glücklich entronnen, hängt seinen Gedanken nach. Verworrenen, abschweifenden Gedanken, die doch immer wieder zum selben hinführen.

Sie nehmen an, daß ich tot bin, aber ich lebe – Punkt eins. Sie nehmen an, daß nun keiner mehr Bescheid weiß, aber ich weiß Bescheid – Punkt zwei. Das Portefeuille bin ich los – Punkt drei. Glauben wird mir kein Mensch – Punkt vier. Am ehesten werde ich ins Irrenhaus eingeliefert – Punkt fünf.

Nein, so nicht. Noch mal von vorn. Sie wissen nicht, daß ich am Leben bin – Punkt eins. Sie werden nicht nach mir suchen – Punkt zwei. Bis Pyshow aus dem Wasser gefischt ist, wird einige Zeit vergehen – Punkt drei. Man könnte die Botschaft aufsuchen und eine chiffrierte Depesche an den Chef ...

Nein. Nie und nimmer in die Botschaft. Gut möglich, daß dort mehr als nur ein Judas sitzt. Dann bekäme Amalia Wind davon, und alles begänne von neuem. Diese ganze Geschichte darf überhaupt niemand erfahren. Außer dem Chef. Ein Telegramm ist hierfür ungeeignet. Der Empfänger müßte annehmen, daß Fandorin von so viel europäischen Eindrücken den Verstand verloren hat. Und ein Brief? Könnte gehen – nur braucht der bis Moskau viel zu lange.

Was tun? Was tun? Was tun?

Heute ist, nach europäischem Kalender, der letzte Junitag. Heute wird Amalia einen Strich unter ihre Junibuchhaltung ziehen und einen dicken Brief an Nickolas Croog in Petersburg schicken. Als erster wird wohl der Wirkliche Staatsrat sein Leben lassen – verdienstvoller Beamter, Vater dreier Kinder. Er wohnt ja auch dort in Petersburg, ihn hat man im Nu beim Kragen. Eigentlich ziemlich dämlich: daß da wer aus Petersburg nach London schreibt, und die Antwort kommt wieder aus Petersburg. Scheint man um der Konspiration willen in Kauf zu nehmen. Die Außenstellen der Geheimorganisation dürfen nicht wissen, wo sich der Zentralstab befindet. Oder wandert dieser Stab von einem europäischen

Land ins andere? Ist heute in Petersburg, morgen wer weiß wo? Oder womöglich existiert gar kein Stab, sondern nur eine einzelne Person? Dieser Croog vielleicht? Das wäre zu einfach. Aber man müßte verhindern, daß Croog den Brief bekommt.

Nur, läßt sich ein Brief aufhalten?

Nein. Schlicht unmöglich.

Stopp. Man muß diesen Brief nicht aufhalten, man muß ihm zuvorkommen! Wie viele Tage geht die Post von hier nach Petersburg?

Die nächste Szene spielt Stunden später im Büro des Amtsvorstehers für den Londoner Postbezirk Mitte-Ost. Der Direktor fühlt sich geehrt (immerhin hat Fandorin sich als russischer Fürst vorgestellt), titulierte ihn »Prince« und »Your Highness« und verhehlt nicht die Lust, die ihm das bereitet. Fandorin steht vor ihm im eleganten Einreihler und mit jenem dünnen Spazierstockchen, ohne das sich ein echter Prince einfach nicht denken läßt.

»Es tut mir außerordentlich leid, mein Prince, doch Sie werden Ihre Wette verlieren«, erklärt der Postdirektor dem begriffsstutzigen Russen nun schon zum dritten Mal. »Ihr Land gehört dem Weltpostverband an, welcher vorletztes Jahr ins Leben gerufen wurde und zweiundzwanzig Staaten mit mehr als dreihundertundfünfzig Millionen Einwohnern in sich vereint. Auf diesem Territorium gelten einheitliche Reglements und Tarife. Wenn ein Brief heute, am 30. Juni, in London als Eilpost abgeht, dann schaffen Sie es nicht, ihn zu überholen. Pünktlich in sechs Tagen, am Morgen des 6. Juli, wird er im Postamt von Sankt Petersburg anlangen. Das heißt, nicht am 6. sondern ... der wievielte ist das nach Ihrem Kalender?«

»Woher wollen Sie wissen, daß er am 6. anlangt und ich nicht?« äußert der »Fürst« seine Zweifel. »Er wird ja nicht durch die Luft fliegen!«

Mit gewichtiger Miene gibt der Direktor nähere Erläuterungen.

»Sie müssen wissen, Eure Hoheit, Briefe mit Eilpostaufdruck werden ohne den geringsten Aufschub zugestellt. Angenommen, Sie besteigen in Waterloo Station genau den Zug, der Ihren Eilbrief befördert. In Dover schaffen Sie es auf dieselbe Fähre. Und auch in Paris, Gare du Nord, treffen Sie rechtzeitig ein.«

»Na also! Wo ist das Problem?«

»Das Problem ist«, verkündet der Postdirektor feierlich, »daß die Schnelligkeit einer Eilpost einfach nicht zu überbieten ist! Nach Ankunft in Paris müssen Sie umsteigen in den Zug nach Berlin. Dafür müssen Sie eine Fahrkarte erwerben, denn Sie haben verabsäumt, sie vorzubestellen. Sie müssen erst einen Kutscher finden, der Sie von einem Bahnhof quer durch das Zentrum zum anderen fährt. Dort müssen Sie sich gedulden, denn der Berliner Zug fährt nur einmal täglich. Wir haben also Zeit, zu unserem Eilbrief zurückzukehren. Von Gare du Nord wird er in einer das Schienennetz nutzenden Sonderpostdraisine zum nächstbesten Zug transportiert, welcher in östlicher Richtung unterwegs ist. Es muß sich nicht um einen Personenzug handeln, es kann auch ein Güterzug mit Postwagen sein.«

»Aber ich könnte genauso verfahren«, widerspricht Fandorin in großer Erregung.

Der Verfechter des europäischen Postwesens kann sich eine gestrenge Antwort nicht versagen.

»Vielleicht wäre so etwas bei Ihnen in Rußland möglich, aber gewiß nicht in Europa. Na gut, der Franzose ließe sich

womöglich bestechen, aber spätestens beim Umsteigen nach Berlin würden Sie scheitern – die Post- und Eisenbahnbeamten in Deutschland sind berühmt für ihre Unbestechlichkeit.«

»Dann ist also alles futsch?« ruft Fandorin, der endlich zu begreifen scheint – glücklicherweise auf russisch.

»Wie bitte?«

»Ich meine, Sie halten die Wette für unwiderruflich verloren?« fragt der niedergeschlagene »Fürst« und findet damit zum Englischen zurück.

»Um wieviel Uhr, sagten Sie, ist der Brief abgegangen? Das heißt, nein, es spielt eigentlich keine Rolle. Selbst wenn Sie von hier aus direkt zum Bahnhof führen, Sie kämen zu spät.«

Die Worte des Engländers rufen bei dem russischen Aristokraten eine magische Wirkung hervor.

»Um wieviel Uhr, fragen Sie? Ja, das ist überhaupt die Frage! Wir haben doch noch Juni! Morbid holt die Briefe erst heute abend um zehn! Bis alles abgeschrieben ist ... Und chiffriert! Sie wird das Ganze doch nicht einfach unchiffriert verschicken! Sie muß es chiffrieren, was sonst! Also geht der Brief frühestens morgen ab! Und kommt nicht am sechsten an, sondern am siebten! Nach unserem Kalender am fünf-undzwanzigsten Juni. Ich habe einen Tag Vorsprung!«

»Mein Prince, ich verstehe leider kein Wort!«

Der Oberpostdirektor hebt die Arme. Fandorin aber ist schon draußen, die Tür fällt hinter ihm ins Schloß.

»*Your Highness, the stick!*« ruft es hinter ihm her, und: »*Oh, those russian boyars.*«

Schließlich der Abend dieses beschwerlichen, wie vernebelten und dennoch so wichtigen Tages. Die Fluten des Ärmelkanals. Über dem Meer der letzte, unverschämt rote Sonnenuntergang des Junimonats. Die »Duke of Gloucester«

nimmt Kurs auf Dunkerque. Am Bug steht Fandorin, waschechter Brite: Schirmmütze, kariertes Anzug, Schottenpele-rine. Er schaut angestrengt voraus, zur französischen Küste hinüber, der man sich nur quälend langsam nähert. Auf die Kreidefelsen von Dover blickt Fandorin kein einziges Mal zurück.

»Hoffentlich schickt sie ihn erst morgen ab«, flüstern seine Lippen. »Hoffentlich.«

DREIZEHNTES KAPITEL,
in welchem die Ereignisse des 25. Juni beschrieben sind

Die pralle Sommersonne füllte den Fußboden im Schaltersaal des Petersburger Hauptpostamtes mit goldenen Quadraten. Gegen Abend hatte eines davon, zum schlanken Rechteck gedehnt, den Schalter »Postlagernde Korrespondenzen« erreicht und den zugehörigen Tresen im Nu aufgeheizt. Die Luft wurde stickig und betäubend, auch das Summen einer Fliege war von einschläfernder Wirkung, deren sich der Postangestellte hinter dem Schalter nur mit Mühe erwehren konnte. Der Kundenstrom war gottlob versiegt. Noch ein halbes Stündchen, und die Pforten des Postamts würden schließen, dann war nur noch das Empfangsbuch zu übergeben, und ab nach Hause. Nachdem der Angestellte (wir dürfen ihn getrost beim Namen nennen: Kondrati Kondratjewitsch Schtukin, im siebenzehnten Dienstjahr, ehrenvoll vom gemeinen Briefträger zum regulären Postbeamten aufgestiegen) einer betagten Estin mit dem komischen Namen Pürvu ihr Päckchen aus Reval ausgehändigt hatte, schaute er nach, ob der Engländer noch dasaß. Er saß noch da und rührte sich nicht. Wirklich ein beharrliches Volk. Der Engländer war am frühen Morgen, gleich nach Öffnung des Amtes, aufgetaucht, hatte sich mit einer Zeitung neben dem Tresen niedergelassen und den ganzen Tag so versessen – ohne zu essen, ohne zu trinken und ohne, mit Verlaub, eine gewisse Örtlichkeit aufzusuchen. Ein tapferer Mann. Wahrscheinlich hatte ihn jemand hierherbestellt und war nicht gekommen – das konnte einem in diesem Land

tagtäglich passieren, aber der Brite, pünktlich und diszipliniert, wie er ist, kennt so etwas nicht. Näherte sich irgendwer, womöglich fremdländisch von Ansehen, dem Schalter, so zeigte sich der Engländer zum Äußersten gespannt, seine blauen Äuglein schienen sich geradezu auf die Nasenspitze vorzuwagen. Doch nie war es der Erwartete. Ein Russe hätte sich längst erbost, mit den Händen gefuchelt, vor den Umstehenden Klage geführt, der hier blieb fromm sitzen und steckte die Nase in seine »Times«.

Vielleicht wußte der Mann auch nicht, wohin. War direkt vom Bahnhof gekommen (dafür sprachen der karierte Reiseanzug und die Reisetasche!), in der Hoffnung, abgeholt zu werden. Und dann das. Da war guter Rat teuer. Vom Mittagsmahl zurückgekehrt, bekam Kondrati Schtukin Mitleid mit Albions Sproß, und er schickte Trifon, den Amtsdienner, zu ihm hin: ob er ihm vielleicht behilflich sein könne. Doch der Karierte schüttelte nur gereizt den Kopf und gab Trifon ein Zwanzigkopekenstück. Laß mich in Frieden, schien das zu heißen. Auch gut.

Derweil hatte sich ein gemeiner Mann vor dem Schalter aufgebaut, Kutscher dem Anschein nach, und wies einen zerknitterten Ausweis vor.

»Guckst du mal, Bester, ob für Krug was da ist, Krug, Nikola Mitrofanowitsch?«

»Woher zu gewärtigen?« fragte Kondrati Schtukin in strengem Ton und griff nach dem Ausweis.

»Von England her, aus der Stadt London«, kam die überraschende Antwort.

Erstaunlicherweise fand sich tatsächlich ein Brief aus London, freilich nicht unter »K«, sondern unter lateinisch »C«. Schau an, ein Mr. Nickolas Croog war gefragt. Was einem nicht alles vorkam an so einem Ausgabeschalter!

»Bist du das auch wirklich?« fragte Schtukin, nicht sonderlich im Zweifel, eher aus Neugier.

»Kannste Gift drauf nehmen«, gab der Kutscher einigermaßen grob zur Antwort, schob seine Pranke durch das Schalterfenster und grapschte nach dem dicken gelben Umschlag mit dem Eilpoststempel.

Kondrati Schtukin schob ihm das Empfangsbuch zu.

»Kannst du unterschreiben?«

»Besser als du!« Und der Flegel malte in die Spalte *Sendung erhalten* einen Krakel.

Schtukin schickte dem unangenehmen Kunden einen erzürnten Blick hinterdrein und spähte alsdann, schon aus Routine, zu dem Engländer hinüber – aber der war weg. Das Warten war ihm wohl nun doch zu dumm geworden.

Klopfenden Herzens stand Erast Fandorin auf der Straße und wartete, daß der Kutscher herauskam. Ein feiner Nickolas Croog! Die Sache wurde immer obskurer. Jedenfalls war die sechstägige Gewalttour quer durch Europa nicht vergeblich gewesen! Fandorin hatte den Brief eingeholt, überholt, abgepaßt! Jetzt hatte er dem Chef etwas vorzuweisen. Wenn ihm nur dieser Croog nicht durch die Lappen ging.

Am Prellstein döste der Kutscher, der für den ganzen Tag angemietet worden war. Leidend, halb bewußtlos von der erzwungenen Untätigkeit, ärgerte er sich sehr, daß er dem kauzigen Herrn nur ganze fünf Rubel abgeknöpft hatte – für derlei Märtyrerqualen wären auch sechs nicht zuviel gewesen.

Jetzt, als sein Fahrgast endlich auftauchte, kam Leben in den Kutscher, er nahm die Zügel auf – doch Fandorin blickte nicht einmal in seine Richtung.

Das Objekt trat heraus. Kam die Stufen herabgelaufen,

setzte die blaue Schirmmütze auf und lief auf eine in der Nähe stehende Kutsche zu. Fandorin folgte bedächtigen Schrittes. Vor der Kutsche blieb das Objekt stehen, nahm die Mütze wieder ab und überreichte mit einer Verbeugung den dicken, gelben Brief. Die Hand eines Mannes, in weißem Handschuh, streckte sich ihm aus der Kutsche entgegen und griff zu.

Auf einmal hatte Fandorin es sehr eilig, dem Unbekannten ins Gesicht zu sehen. Es gelang.

In der Kutsche saß, die Siegel auf dem Brief ins Licht haltend, ein rothaariger Herr mit stechend grünen Augen und zahllosen Sommersprossen im blassen Gesicht. Erast Fandorin erkannte ihn sofort. Natürlich, es war Mr. Gerald Cunningham in eigener Person – glänzender Pädagoge, Freund der Waisen und Lady Asters rechte Hand.

Den Kutscher hatte Fandorin also umsonst schmoren lassen. Mr. Cunninghams Adresse herauszubekommen konnte kein Problem sein. Zuvor jedoch gab es Dringenderes zu erledigen.

Kondrati Schtukin staunte nicht schlecht, als er den Engländer zurückkehren sah. Und diesmal in großer Eile. Er lief zur Telegrammaufnahme, steckte den Kopf durch das Schalterfenster und begann dem Kollegen Michail Nikolajewitsch zu diktieren – das mußte ja dringend sein. So daß auch Michail Nikolajewitsch ganz geschäftig und beflissen wurde, was nun wirklich nicht seine Art war.

Schtukin packte die Neugier. Er stand auf (keine Kundschaft, gottlob) und ging, wie um sich die Beine zu vertreten, auf die andere Seite der Halle hinüber, wo der Telegraphenapparat stand. Neben Michail Nikolajewitsch, der konzentriert die Taste betätigte, blieb er stehen, reckte sich

ein wenig und konnte die schnell hingekritzelten Zeilen lesen:

An Kriminalamt Moskau. Höchste Dringlichkeit. Herrn Staatsrat Brilling persönlich. Bin zurück. Erbitte sofortigen Kontakt. Verbleibe bis Rückantwort am Apparat. Fandorin

Schau einer an. So war das also. Schtukin betrachtete den »Engländer« mit neuen Augen. Ein Kriminalpolizist. Auf Verbrecherjagd. Na so was.

Der Detektiv war keine zehn Minuten in der Halle auf und ab gegangen, als ihm Michail Nikolajewitsch, der erwartungsvoll vor dem Telegrafen ausgeharrt hatte, schon winkte und einen Papierstreifen entgegenstreckte: Das Rücktelegramm war da.

Prompt war auch Kondrati Schtukin zur Stelle – gerade noch rechtzeitig, um zu erspähen, was auf dem Streifen stand:

AN HERRN FANDORIN. HERR BRILLING WEILT IN PETERSBURG. ADRESSE: KATENIN-SKAJA, HAUS SIEVERS. LOMEJKO, DIENSTHABENDER BEAMTER

Ob dieser Mitteilung geriet der Karierte schier aus dem Häuschen. Er klatschte sogar in die Hände und fragte Kondrati Schtukin, der neugierig zu ihm hinübersah: »Kateninskaja, wo ist das? Weit von hier?«

»Durchaus nicht«, erwiderte der Angesprochene höflich. »Von hier aus bequem zu erreichen. Sie nehmen eine Linienkutsche, fahren bis Ecke Newski/Litejny, und von da ...«

»Schon gut, ich hab ja einen Kutscher«, ließ der Detektiv ihn nicht ausreden und eilte, die Reisetasche schwingend, dem Ausgang zu.

Die Kateninskaja gefiel Fandorin außerordentlich. Sie stand den vornehmsten Straßen Berlins oder Wiens in nichts nach: Asphaltbelag, neue, elektrisch betriebene Laternen, solide, mehrstöckige Häuser. Mit einem Wort: Europa.

Das Haus der Sievers – mit steinernen Rittern am Giebel, das Portal trotz der noch fahlen Dämmerung hell erleuchtet – war eines von den schönsten. Einem Mann wie Iwan Brilling war auch kein anderes Quartier zuzutrauen. Ihn sich in einem windschiefen Hüttchen mit staubigem Hof und Apfelbaum im Garten vorzustellen war schlechterdings unmöglich.

Herr Brilling sei zu Hause, wurde er vom gefälligen Portier beruhigt, »vor fünf Minuten eingetroffen«. Fandorin freute sich: Alles ging glatt heute, alles lief wie am Schnürchen.

Zwei Stufen auf einmal nehmend, flog er die Treppe zum ersten Stock hinauf und drückte einen blankgeputzten goldenen Klingelknopf.

Iwan Brilling öffnete selbst. Er hatte es noch nicht geschafft sich umzuziehen, nur den Gehrock abgelegt. Unter dem hohen Stehkragen schillerte ein Stück Emaille in allen Regenbogenfarben: ein nagelneuer Wladimir-Orden.

»Ich bin's, Chef!« verkündete Fandorin freudig und war gespannt auf die Wirkung.

Diese überstieg alle Erwartungen.

Brilling stand wie versteinert, hob sogar die Arme, als wollte er sagen: Fort von mir! Weiche, Satan!

Fandorin lachte.

»Mich haben Sie wohl nicht erwartet?«

»Fandorin? Wo kommen Sie her? Ich hatte nicht mehr gehofft, Sie unter den Lebenden zu sehen!«

»Wieso denn das?« fragte der Reisende nicht ohne Koketterie zurück.

»Na, hören Sie mal! Sie waren spurlos verschwunden. Das letzte Mal wurden Sie in Paris gesichtet, am sechsundzwanzigsten. In London sind Sie nie angekommen. Ich habe bei Pyshow angefragt – da heißt es, der sei auch spurlos verschwunden, die Polizei sucht ihn!«

»Ich hab Ihnen aus London einen ausführlichen Brief ans Moskauer Kriminalamt geschickt. Da steht alles drin, auch über Pyshow. Der Brief wird wohl bald eintreffen. Ich konnte ja nicht wissen, daß Sie in Petersburg sind.«

Der Chef machte ein besorgtes Gesicht.

»Sie sehen mitgenommen aus. Sind Sie etwa krank?«

»Nur furchtbar hungrig, ehrlich gesagt. Ich hab den ganzen Tag auf der Post Wache geschoben und keinen Bissen zwischen die Zähne bekommen.«

»Auf der Post Wache geschoben? Nein, warten Sie, erzählen Sie noch nichts. Wir machen es anders. Als erstes kriegen Sie Tee und Kuchen von mir. Mein Semjon, dieser Strolch, säuft schon den dritten Tag, so daß ich mir selber helfen muß. Ich ernähre mich im wesentlichen von Kuchen und Konfekt aus der Patisserie Filippow. Sie mögen hoffentlich Süßes?«

»Und wie!« bekannte Fandorin ehrlichen Herzens.

»Sehen Sie, ich auch. Das hat mir meine Waisenkindheit eingebracht. Es macht doch nichts, wenn wir uns in die Küche setzen, auf Junggesellenart?«

Der Weg über den Flur reichte aus, um zu bemerken, daß Brillings Wohnung zwar nicht sonderlich groß, doch ausgesprochen praktisch und mit Sorgfalt eingerichtet war: Nichts war überflüssig, alles Nötige vorhanden. Ein lackierter Kasten mit zwei schwarzen Metalltrichtern an der Wand erregte Fandorins Interesse.

»Das ist ein wahres Wunderwerk der modernen Wissen-

schaft«, erläuterte Brilling. »Der sogenannte Bellsche Apparat. Unser Agent in Amerika hat ihn neulich geschickt. Dort gibt es einen genialen Erfinder, Mr. Bell, dem wir nunmehr die Möglichkeit verdanken, Wortwechsel über beträchtliche Entfernungen – bis zu mehreren Kilometern – zu führen. Die Übertragung erfolgt mittels Drähten, ähnlich wie beim Telegraphen. Es ist ein Versuchsmuster, die Produktion ist noch nicht angelaufen. In ganz Europa gibt es nur zwei Leitungen: Die eine geht von meiner Wohnung ins Chefsekretariat der Dritten Abteilung, die andere verbindet das Arbeitszimmer des deutschen Kaisers mit Bismarcks Kanzlei in Berlin. Wir sind am Puls des Fortschritts!«

»Toll!« Fandorin staunte. »Und wie ist es, kann man alles gut hören?«

»Gut nicht gerade, aber man versteht es. Manchmal prasselt es im Hörer ganz gewaltig ... Würden Sie anstelle des Tees auch mit einer Limonade vorliebnehmen? Ich habe mit dem Samowar so meine Schwierigkeiten.«

»Sehr gern!« versicherte Fandorin, worauf Brilling wie eine gute Fee umgehend eine Flasche Orangenlimonade und einen Teller voll mit Eclairs, Kremkörbchen, Marzipanbaisers und Mandelröllchen vor ihn hinzauberte.

»Langen Sie zu!« sagte Brilling. »Derweil erfahren Sie von mir den neuesten Stand der Dinge. Und anschließend sind Sie dran mit Beichten!«

Fandorin, den Mund bereits voll und das Kinn mit Puderzucker bestäubt, nickte.

»Also«, begann der Chef, »wenn ich mich recht entsinne, brachen Sie am siebenundzwanzigsten Mai nach Petersburg auf, um die diplomatische Post in Empfang zu nehmen? Kurz darauf geschahen in Moskau äußerst spannende Dinge. Ich bereute schon, Sie ziehen gelassen zu haben, jeder Mann

wurde gebraucht. Über eine Detektei hatte ich herausbekommen, daß sich vor einiger Zeit eine kleine, jedoch sehr aktive Gruppe von Radikalrevolutionären formiert hat, ein Häuflein Verrückter. Während gewöhnliche Terroristen es als ihre Aufgabe ansehen, die ›Blutbesudelten‹ zu liquidieren, die Würdenträger des Staates sind gemeint, so haben die hier es sich in den Kopf gesetzt, mit den ›Blendern‹ abzurechnen.«

»Mit wem?« Fandorin, abgelenkt von einem auf der Zunge schmelzenden Eclair, hatte nicht richtig zugehört.

»Na, es gibt doch dieses Gedicht von Nekrassow: ›Wo die einen nur blenden, die zweiten / sich die Hände besudeln mit Blut / such ich die, die für Liebe sich streiten / ihr entrichten den höchsten Tribut.‹ Unsere Liebesapostel beschlossen also eine Art Arbeitsteilung. Der Kopf der Organisation behielt sich die ›mit Blut Besudelten‹ vor – Minister, Gouverneure und Generäle. Während unsere Moskauer Fraktion sich um die ›Blender‹ aus dem Lager der ›Feisten und Satten‹ zu kümmern beschloß. Von einem in die Gruppe eingeschleusten Agenten erfuhren wir, daß die Fraktion sich den Namen Asasel gegeben hat – aus ketzerischem Übermut. Geplant war eine ganze Serie von Mordanschlägen auf die Jeunesse dorée, die ›Parasiten‹ und ›Prasser‹. Die Beshezkaja, mutmaßlich Emissärin einer weltumspannenden anarchistischen Vereinigung, schloß sich der Gruppe an. Den Selbstmord Kokorins, der faktisch ein Mord war, hat sie in die Wege geleitet, es war die erste Aktion des ›Asasel‹. Von der Beshezkaja werden Sie mir ja hoffentlich zu berichten haben. Das nächste Opfer war Achtyrzew, der die Verschwörer noch mehr interessierte als Kokorin, denn er war der Enkel des Kanzlers, Fürst Kortschakow. Eines müssen Sie bedenken, junger Freund: So aberwitzig der Plan der Ter-

roristen einerseits war, so teuflisch gut funktionierte er. Man spekulierte darauf, daß es viel einfacher ist, der Sprößlinge hochgestellter Persönlichkeiten habhaft zu werden als dieser selbst, womit man jedoch der staatlichen Hierarchie einen nicht minder empfindlichen Schlag versetzt. Fürst Kortschakow beispielsweise ist vom Tod seines Enkels so erschüttert, daß er sich fast ganz von den Regierungsgeschäften zurückgezogen hat und ernsthaft über einen Rücktritt nachdenkt. Dabei gibt es niemanden, der sich um Rußland, wie es sich heute darstellt, verdienter gemacht hätte als er.«

»Was für gemeine Verbrecher!« Fandorin war so entrüstet, daß er ein angebissenes Stück Marzipan zurück auf den Teller legte.

»Als ich schließlich zur Erkenntnis gelangte, daß die Aktivitäten des ›Asasel‹ in letzter Instanz auf die Tötung des Zesarewitsch abzielten ...«

»Den Kronprinzen? Das kann nicht sein!«

»Leider doch. Als sich dieses herausstellte, bekam ich Order zu handeln. Dem mußte ich Folge leisten, obwohl ich mir lieber erst noch ein vollständiges Bild von der Situation gemacht hätte. Aber Sie begreifen, wenn das Leben Seiner Kaiserlichen Majestät auf dem Spiel steht ... Die Operation wurde durchgeführt, leider nicht übermäßig erfolgreich. Für den 1. Juni hatten die Terroristen ein Treffen in diesem Landhaus draußen in Kusminki anberaumt. Ich hatte es Ihnen gegenüber erwähnt, Sie erinnern sich? Nur waren Sie damals ganz besessen von Ihrer eigenen Theorie. Wie steht's damit? Fündig geworden?«

Fandorin brummte mit vollem Mund, würgte ein Stück Kremröllchen hinunter, doch Brilling zeigte schon Reue:

»Nein, lassen Sie, es hat Zeit. Essen Sie in Ruhe. Wo war ich stehengeblieben? ... Wir hatten das Landhaus umstellt. Ich

verließ mich ausschließlich auf meine eigenen Petersburger Agenten, ohne die Moskauer Polizei und Gendarmerie hinzuzuziehen, da wir nicht riskieren wollten, daß die Sache vorher ruchbar wurde.« Brilling seufzte, es klang verärgert. »Das war mein Fehler, ich war übervorsichtig. Einen reibungslosen Überfall zu inszenieren, fehlte es mir einfach an Leuten. Es kam zu einer Schießerei. Zwei Agenten wurden verwundet, einer erschossen. Das werde ich mir nie verzeihen ... Lebend haben wir keinen der Terroristen gefaßt, vier blieben tot liegen. Einer könnte Ihrer Beschreibung nach dieser Weißäugige sein. Wobei von den Augen kaum etwas übrig war, mit seiner letzten Kugel hat Ihr spezieller Freund sich den halben Schädel weggeputzt. Im Keller des Hauses fand sich ein Labor zur Herstellung von Höllenmaschinen, auch einiges an Dokumenten, doch wie gesagt, das meiste von den Plänen und Verbindungen des ›Asasel‹ blieb im Dunkeln. Für immer, befürchte ich. Trotzdem ist unsere Moskauer Operation von Seiten des Monarchen, des Kanzlers und des Chefs des Gendarmeriekorps als gelungen eingeschätzt worden. Ich habe Generaladjutant Misinow auch von Ihnen erzählt. Zwar sind Sie am großen Finale nicht beteiligt gewesen, haben uns aber im Laufe der Ermittlungen gute Dienste geleistet. Wenn Sie nichts dagegen haben, sollten wir die Zusammenarbeit fortsetzen. Ich nehme Sie unter meine Fittiche ... Haben Sie sich gestärkt? Dann sind Sie jetzt an der Reihe. Was gibt es aus London zu berichten? Sind Sie der Beshezkaja auf die Spur gekommen? Und was zum Teufel ist mit Pyshow los? Ist er tot? Bitte schön der Reihe nach und nur nichts auslassen.« Im Verlaufe der Erzählung seines Chefs war Fandorin immer mehr in Neid entbrannt; seine eigenen Abenteuer, die ihn noch vor kurzem so mit Stolz erfüllt hatten, schrumpften und verblaßten in seinen Augen zusehends. Attentat auf

den Thronfolger! Schießerei! Höllenmaschinen! Das Schicksal trieb mit Fandorin seine Scherze: Ruhmestaten in Aussicht stellend, hatte es ihn vom Brennpunkt des Geschehens weg auf klägliche Nebenschauplätze gelockt.

Natürlich schilderte er Brilling seine Abenteuer trotzdem in aller Ausführlichkeit. Einzig die Umstände, derenthalben das blaue Portefeuille wieder verlorengegangen war, beließ er etwas im Vagen, errötete darüber gar ein wenig, was Brilling, der schweigend und finsternen Blickes zuhörte, gewiß nicht entging. Auf den Höhepunkt zusteuern, wurde Fandorin wieder forscher und munterer, konnte sich etwas Theatralik nicht verkneifen.

»Und ich habe den Mann gesehen!« triumphierte er, als er bei der Szene vor dem Petersburger Postamt angelangt war. »Ich weiß, wo sich der Inhalt des Portefeuilles befindet, wo alle Fäden der Organisation zusammenlaufen! Asasel lebt, Herr Brilling – und wir haben ihn in der Hand!«

»Ja, wen denn, verflucht noch mal!« brüllte der Chef. »Hören Sie doch auf mit dem kindischen Versteckspiel! Wer ist der Mann? Und wo steckt er?«

»Hier in Petersburg«, eröffnete ihm Fandorin, er kostete die Revanche aus. »Es ist ein gewisser Gerald Cunningham, Assistent jener Lady Aster, die ich wiederholt Ihrer Aufmerksamkeit empfahl.« An dieser Stelle hüstelte Fandorin delikate. »Damit klärt sich der Passus in Kokorins Testament. Schlüssig wird, warum die Beshezka ihre Verehrer dem Asternat gewogen machte. Und was für ein hübsches Nest sich der Rotfuchs ausgesucht hat! Prima Tarnung, nicht wahr? Arme Waisen Kinder, Anstalten in der ganzen Welt, das altruistische Freifräulein, dem alle Türen offenstehen. Geschickt, kann man nicht anders sagen.«

»Cunningham?« fragte der Chef nach, man hörte ihm die Er-

regung an. »Gerald Cunningham? Diesen Herrn kenne ich bestens, wir verkehren im selben Klub!« Er hob die Arme. »Fürwahr ein einnehmendes Subjekt. Daß er mit den Nihilisten in Verbindung stehen und Wirkliche Staatsräte auf dem Gewissen haben soll, kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen.«

»Hat er auch nicht!« rief Fandorin. »Den Verdacht, daß in den Listen die Namen der Opfer stehen, hatte ich zu Anfang. Ich erwähnte ihn nur, um Ihnen meine Gedankengänge zu erläutern. Man überschaut ja nicht alles auf einmal. Als ich im Zug saß und quer durch Europa zuckelte, hatte ich plötzlich die Erleuchtung. Würde es sich um eine Liste künftiger Opfer handeln, dann stünden dort keine Daten! Schon gar keine zurückliegenden! Das paßt nicht zusammen! Nein, Herr Brillling, es handelt sich um etwas anderes!«

Fandorin war aufgesprungen – so sehr rissen ihn seine eigenen Gedanken mit.

»Etwas anderes?« Brillling kniff die hellen Augen zusammen. »Was denn anderes?«

»Ich denke, es ist die Mitgliederliste einer mächtigen internationalen Organisation. Dann sind Ihre Moskauer Terroristen nur ein kleines, ein klitzekleines Bausteinchen.« Wie der Chef bei diesen Worten dreinschaute, erfüllte Fandorin für einen Moment mit unanständiger Schadenfreude – eine Anwandlung, die ihn gleich darauf beschämte. »Die Schlüsselfigur in dieser Organisation, deren eigentliches Ziel wir noch nicht kennen, ist Gerald Cunningham. Wir kennen ihn beide als Person von außergewöhnlichem Format. ›Miss Olsen‹ – seit Juni verkörpert Amalia Beshezkaja diese Person – ist die zentrale Registrierungsstelle der Organisation, eine Art Personalbüro. Hier gehen aus aller Welt Informationen darüber ein, wie sich die berufliche Position ihrer Mitglieder verändert hat. Regelmäßig alle vier Wochen bekommt Cun-

ningham, der seit vergangenem Jahr in Petersburg wohnt, von Miss Olsen die neuesten Informationen zugesandt. Ich hatte erwähnt, daß sich im Schlafzimmer der Beshezkaja ein Geheimtresor befindet. Dort lagert vermutlich die vollständige Mitgliederliste des ›Asasel‹, wie diese Organisation vielleicht tatsächlich heißt. Falls es nicht eher eine Parole ist, etwas wie eine Beschwörungsformel. Ich habe das Wort nun zweimal gehört, und beide Male war man kurz davor, einen Mord zu begehen. Alles in allem fühlt man sich an einen Freimaurerbund erinnert, wobei zu fragen wäre, was ein gefallener Engel damit zu schaffen hat. Und der Aktionsradius scheint unvergleichlich größer. Man stelle sich vor, fünf- undvierzig Briefe in einem Monat! Und von was für Leuten: Senatoren, Minister, Generäle!«

Geduldig blickte der Chef Fandorin ins Gesicht, schien auf eine Fortsetzung zu warten, denn der junge Mann war mit seiner Rede offensichtlich noch nicht zu Ende – die Stirn gerunzelt, saß er da und sann über etwas nach.

»Chef, was diesen Cunningham betrifft, so denke ich ... Er ist doch britischer Staatsbürger, da kann man nicht mit einem simplen Haussuchungsbefehl bei ihm auftauchen, hab ich recht?«

»Könnte sein. Warum?« ermunterte der Chef ihn fortzufahren.

»Bis Sie die nötigen Rückversicherungen eingeholt haben, ist das Portefeuille so gut versteckt, daß wir es nicht wiederfinden und somit auch nichts beweisen können. Wer weiß, was für Verbindungen der Mann zu den höheren Kreisen hat und wer dort alles für seine Interessen eintritt. Hier müssen wir wohl besondere Vorsicht walten lassen. Wie wäre es, wenn man zunächst einmal in seine russischen Kontakte einhakt und sie Stück für Stück ans Tageslicht zieht?«

»Und wie soll das gehen?« fragte Brilling mit lebhaftem Interesse. »Durch geheime Observierung? Kein schlechter Gedanke.«

»Observierung kann auch nicht schaden, aber ich dachte noch an einen anderen, sichereren Weg.«

Brilling überlegte eine Weile und hob dann die Hände, wie um sich zu ergeben. Fandorin, geschmeichelt, machte eine diskrete Andeutung: »Wie ist es mit dem am siebten Juni ernannten Wirklichen Staatsrat?«

»Ach, Sie meinen, daß man die Ernennungsurkunden prüfen sollte?« Brilling schlug sich an die Stirn. »Zum Beispiel die für die erste Junidekade? Bravo, Fandorin, alle Achtung!«

»Genau, Chef. Nicht mal für die ganze Dekade, es reicht von Montag auf Sonnabend, vom dritten zum achten. Ein frischgebackener General wird die freudige Nachricht kaum länger für sich behalten. Wie viele neue Wirkliche Staatsräte bekommt denn das Imperium pro Woche geschenkt?«

»Zwei, drei vielleicht, wenn es hoch kommt. Dafür hab ich mich, ehrlich gesagt, nie interessiert.«

»Die könnte man gut observieren lassen, Dienstlisten prüfen, Bekanntenkreise erfragen und so weiter. So haben wir unseren Asasel eins, zwei, drei herausdividiert.«

»Sagen Sie mal, stehen eigentlich alle Ihre Neuigkeiten in dem Brief an die Moskauer Kripo drin?« fragte Brilling so unvermittelt, wie es seine Gewohnheit war.

»Natürlich, Chef. Er dürfte baldigst dort eintreffen. Verdächtigen Sie etwa irgendeinen Moskauer Polizeibeamten? Ich habe den Brief extra genau adressiert: An Hochwohlgeboren Staatsrat Brilling zu eigenen Händen resp. im Falle der Abwesenheit an Seine Exzellenz den Oberpolizeipräsidenten. So wird kein anderer wagen, ihn aufzumachen. Und

Seine Exzellenz wird sich nach der Lektüre sowieso mit Ihnen in Verbindung setzen.«

»Das war klug«, lobte ihn Brilling. Dann schwieg er, den Blick zur Wand gerichtet, längere Zeit. Seine Miene verdüsterte sich immer mehr.

Fandorin saß mit angehaltenem Atem dabei. Er wußte, der Chef wog ab, was er gehört hatte, und gleich würde er verkünden, was er zu tun gedachte – seinem Gesicht nach zu urteilen, rang er noch mit sich.

Jetzt tat Brilling einen Seufzer und lächelte bitter.

»Gut, Fandorin, ich nehme es auf mich. Es gibt Krankheiten, die sich nur auf chirurgischem Wege heilen lassen. Genau das müssen wir nun tun. Die Sache ist von staatstragender Bedeutung, und in solchen Fällen bin ich befugt, Formalitäten außer acht zu lassen. Wir greifen uns Cunningham. Und zwar sofort, in flagranti, das heißt, mitsamt dem Brief. Glauben Sie, daß die Papiere chiffriert sind?«

»Ganz gewiß. Die Informationen sind zu brisant. Und der Brief ist mit der normalen Post gegangen – na gut, mit der Eilpost. Trotzdem kann alles mögliche passieren: Er geht verloren, gerät in falsche Hände, was weiß man. Nein, Chef, die gehen auf Nummer Sicher.«

»Dann erst recht. Cunningham wird also noch am Dechiffrieren und Lesen sein, anschließend wird er alles in seine Kartei übertragen. Ganz bestimmt hat er eine Kartei! Ich fürchte, die Beshezskaja hat einen Begleitbrief geschrieben, in dem sie ihm von Ihren Nachstellungen berichtet, und Cunningham wird klug genug sein, sich auszumalen, daß Sie einen Bericht nach Rußland geschickt haben könnten. Nein, wir dürfen nicht warten, die Sache muß sofort geschehen. Den Begleitbrief hätten wir ja auch gern gelesen. Und dieser Pyshow läßt mir keine Ruhe. Was, wenn er nicht der einzige ist, den sie ge-

kauft haben? Mit der englischen Botschaft unterhalten wir uns hinterher. Die werden sich bedanken. Sie sagten, daß auch Untertanen von Queen Victoria auf der Liste stehen?«

»Beinahe ein ganzes Dutzend.« Fandorin nickte und schaute seinem Vorgesetzten verliebt in die Augen. »Cunningham sofort zu stellen wäre natürlich das Beste, aber ... Was ist, wenn wir hinfahren und nichts finden? Ich könnte es mir nie verzeihen, wenn Sie meinerwegen irgendwelche ... Also, ich würde selbstverständlich vor jeder Instanz ...«

»Hören Sie bloß auf!« versetzte Brilling gereizt und reckte das Kinn. »Meinen Sie etwa, ich würde mich im Falle eines Fiaskos hinter meinem Lehrlingen verstecken? Ich glaube an Sie, Fandorin. Das muß reichen.«

»Danke«, sagte Fandorin leise.

Brilling verbeugte sich sarkastisch.

»Nichts zu danken. Und jetzt genug der Liebenswürdigkeiten. Zur Sache. Cunninghams Adresse kenne ich, er wohnt auf der Apothekerinsel, im Seitengebäude des Petersburger Asternats. Haben Sie eine Waffe?«

»Ja, ich habe in London einen Revolver gekauft. Smith&Wesson. Liegt im Gepäck.«

»Zeigen Sie her.«

Fandorin beeilte sich, den schweren Revolver, der ihm ebendieser Schwere und Solidität wegen außerordentlich gefiel, aus der Garderobe zu holen.

»Schund!« warf der Chef hin, als er die Waffe in der Hand wog. »Der mag für die amerikanischen Kuhjungen gut sein, wenn sie im Saloon betrunken aufeinander losballern. Für einen seriösen Agenten taugt er nichts. Den nehme ich Ihnen ab. Ich habe was Besseres für Sie.«

Er ging aus dem Zimmer und kam nach kurzer Zeit mit

einer kleinen, flachen Pistole wieder, die beinahe ganz auf seine Handfläche paßte.

»Das ist eine belgische Herstal, sieben Schuß. Nagelneu, Sonderanfertigung. Wird am Rücken getragen, in einem kleinen Holster unter dem Jackett. In unserem Handwerk einfach unersetzlich. Sie ist leicht, schießt zwar nicht weit und nicht besonders genau, ist aber dafür ein Selbstlader, was eine schnelle Schußfolge garantiert. Wir müssen ja nicht dem Eichhörnchen das Auge ausschießen, nicht wahr? Und am Leben bleibt in der Regel, wer als erster schießt, und möglichst nicht nur einmal. Anstelle des Hahns gibt es einen Sicherungsknopf, hier, schauen Sie. Er geht straff, damit das Ding nicht versehentlich losschießt. Den klickt man so rein, und dann kann man alle sieben Schuß hintereinander abfeuern. Klar?«

»Klar.« Fandorin konnte sich nicht satt sehen an dem hübschen Spielzeug.

»Sie können sich ihn später in Ruhe angucken. Jetzt ist keine Zeit dafür!« Brilling drängte seinen Gast in Richtung Wohnungstür.

»Werden wir ihn zu zweit festnehmen?« fragte Fandorin frohlockend.

»Reden Sie keinen Blödsinn.«

Brilling blieb neben dem Bellschen Apparat stehen, ergriff einen der wie ein Horn geformten Trichter, legte ihn sich ans Ohr und drehte an einer kleinen Kurbel. Der Apparat gab ein Grunzen von sich, etwas in ihm schepperte. Brilling hielt das Ohr vor das andere aus dem lackierten Kasten ragende Hörnchen, darin piepste es. Fandorin meinte im Nachhinein gehört zu haben, wie ein dünn und komisch klingendes Stimmchen die Worte »diensthabender Adjutant« und »Kanzlei« sprach.

»Nowgorodzew, sind Sie es?« brüllte Brilling in den Hörer. »Ist Seine Exzellenz anwesend? Nein? Was? Nein, nein, nicht

nötig. Nicht nötig, sag ich!« Er holte tief Luft und brüllte nun noch lauter. »Einen dringenden Haftbefehl! Sofort, zur Apothekerinsel! A-po-the-ker-in-sel! Ja! Asternat, Seitengebäude. As-ter-nat! Egal, was das ist, die wissen schon Bescheid! Außerdem einen Trupp zur Haussuchung! Was? Ja, ich komme auch. Und schnellstens, Major. Schnellstens!«

Er stellte den Trichter an seinen Platz und wischte sich die Stirn.

»Uff! Ich kann nur hoffen, daß Mister Bell seine Konstruktion noch verbessert, sonst sind meine Nachbarn bald über alle Geheimaktionen der Dritten Abteilung im Bilde!«

Fandorin war noch ganz im Banne der eben vor seinen Augen geschehenen Zauberei.

»Das ist ja wie in ›Tausend und einer Nacht!‹ Phänomenal! Und da gibt es immer noch Leute, die den Fortschritt verdammen wollen!«

»Über den Fortschritt können wir unterwegs reden. Dummerweise habe ich die Kutsche weggeschickt, wir müssen also eine neue auftreiben. Lassen Sie bloß Ihr verfluchtes Gepäck stehen! Abmarsch!«

Ein Gespräch über den Fortschritt ergab sich freilich vorerst nicht – den Weg zur Apothekerinsel legten sie schweigend zurück. Fandorin befand sich in fieberhafter Erregung. Ein paarmal versuchte er den Chef anzusprechen, doch vergebens: Brilling war übel gelaunt. Anscheinend hatte er mit der eigenmächtigen Anordnung der Operation doch einiges riskiert.

Über der Newa graute der Abend so fahl, daß man es kaum bemerkte. Die weiße Sommernacht des Nordens konnte ihnen heute nur recht sein, dachte Fandorin – zum Schlafen würden sie ohnehin nicht kommen. Dabei hatte er

auch die vorige, im Zug verbrachte Nacht kein Auge zugetan, viel zu groß war die Aufregung gewesen, ob er den Brief wohl noch abpaßte. Der Kutscher tat für den versprochenen Rubel sein Bestes, jagte die fuchsrote Stute unbarmherzig, so daß sie schnell an Ort und Stelle waren.

Das Petersburger Asternat, ein ansehnliches gelbes Gebäude, das früher dem Ingenieurkorps gehört hatte, reichte in der Größe nicht an das Moskauer heran, lag dafür jedoch inmitten von üppigem Grün. Ein paradiesisches Örtchen – ringsum nichts als Parks und vornehme Sommerhäuser.

»Herrje, was soll nur aus den Kindern werden!« seufzte Fandorin.

»Was schon«, gab Brilling polternd zur Antwort. »Mylady sucht sich einen neuen Direktor, und fertig.«

Das sogenannte Seitengebäude war in Wirklichkeit eine imposante Villa aus Katharinas Zeiten, an einer schönen, schattigen Straße gelegen. Fandorin fiel eine Ulme auf, deren Krone vom Blitzschlag verkohlt war und die ihre toten Äste zu den erleuchteten Fenstern der hochgelegenen ersten Etage reckte. Im Haus war es still.

»Na prima, die Gendarmen sind noch nicht da«, sagte der Chef. »Wir warten nicht auf sie, Cunningham darf uns nicht entwischen. Reden werde ich, Sie halten den Mund. Und seien Sie auf jede Art Überraschung gefaßt!«

Fandorin fuhr sich mit der Hand unter die Rockschoße und tastete nach dem beruhigend kühlen Metall seiner Herстал. Das Herz klopfte ihm im Hals – nicht vor Angst, in Brillings Gegenwart fühlte er sich sicher, nein, vor Ungeduld. Gleich, gleich würde sich alles entscheiden!

Brilling zog energisch an der Schnur mit dem kupfernen Glöckchen, ein melodisches Bimmeln ertönte. Im offenen Fenster der Beletage erschien der rote Schopf.

»Machen Sie auf, Cunningham«, sagte der Chef laut. »Ich muß dringend mit Ihnen sprechen!«

»Brilling?« staunte der Engländer. »Was ist los?«

»Im Klub ist es etwas vorgefallen. Ich muß Sie warnen.«

»Einen Moment, ich komme hinunter. Der Diener hat heute seinen freien Tag.« Der Kopf verschwand.

»Alles klar«, wisperte Fandorin. »Das mit dem Diener sagt er nur so. Bestimmt hat er über den Papieren gesessen!«

Brilling trommelte nervös mit den Fingerknöcheln gegen die Tür – Cunningham schien es nicht eilig zu haben.

»Nicht, daß er uns abhaut?« fragte Fandorin unruhig. »Was ist mit der Hintertreppe? Soll ich um das Haus laufen und mich dort postieren?«

Doch da ertönten drinnen Schritte, und die Tür ging auf.

Auf der Schwelle stand Cunningham im langen, mit Schnüren und Knebeln zu schließenden Morgenmantel. Seine stechend grünen Augen blieben einen Moment lang an Fandorin hängen, die Brauen zuckten verräterisch. Er hatte ihn erkannt!

»*What's happening?*« fragte der Engländer mißtrauisch.

»Gehen wir in Ihr Kabinett«, gab Brilling auf russisch zur Antwort. »Es ist sehr wichtig.«

Cunningham zögerte eine Sekunde, dann hieß er die ungebetenen Gäste mit einer Handbewegung folgen.

Zu dritt stiegen sie eine Treppe aus Eichenholz nach oben und standen kurz darauf in einem Zimmer, das stattlich, doch nicht luxuriös möbliert war. Die Wände entlang zogen sich lückenlos Regale mit Büchern und irgendwelchen Ordnern, am Fenster, neben einem kleinen Schreibtisch aus karelischer Birke, gab es ein Gestell mit lauter kleinen Kästen, von denen jeder ein goldenes Schildchen trug.

Fandorin fand diese Kästen nicht weiter aufregend (Cun-

ningham würde seine Geheimdokumente wohl kaum in dieser leicht zugänglichen Form aufbewahren), viel mehr interessierten ihn die auf dem Tisch liegenden, von der letzten Nummer der »Börsennachrichten« nur notdürftig abgedeckten Papiere.

Iwan Brilling schien die Sache ähnlich zu sehen – er durchquerte das Zimmer und stellte sich neben dem Tisch in Position, das offene, bis zu den Kniekehlen hinunterreichende Fenster im Rücken. Der Abendwind bewegte sacht die Tüllgardine.

Fandorin begriff das Manöver seines Chefs sofort und blieb neben der Tür stehen. Jetzt war für Cunningham kein Entkommen.

Der Engländer schien Böses zu ahnen.

»Sie benehmen sich eigenartig, Brilling«, sagte er in tadellosem Russisch. »Und was sucht dieser Mann hier? Ich kenne ihn, er ist Geheimpolizist.«

Brilling, die Hände in den Taschen seines weiten Gehrocks, sah Cunningham von unten her an.

»Stimmt, er ist Polizist. Und in ein paar Minuten werden hier noch viel mehr Polizisten sein, darum kann ich mich nicht mit Erklärungen aufhalten.«

Die rechte Hand des Chefs tauchte aus der Tasche hervor, Fandorin sah seine Smith&Wesson darin stecken, doch sich zu wundern blieb keine Zeit. Im nächsten Moment hatte auch er die Pistole gezogen. Es war soweit!

»*Don't ...!*« schrie der Engländer und riß den Arm hoch, da krachte schon der Schuß.

Cunningham kippte nach hinten. Fandorin stand wie erstarrt. Er sah die weit aufgerissenen, noch lebendigen grünen Augen und das schwarze Loch mitten auf der Stirn.

»Mein Gott, Chef, warum denn das?«

Er drehte sich zum Fenster – und blickte in eine schwarze Revolvermündung.

»Den haben Sie auf dem Gewissen«, sprach Brilling mit gekünstelt klingender Stimme. »Sie sind ein zu guter Detektiv. Und darum, mein junger Freund, werde ich Sie erschießen müssen, was mir aufrichtig leid tut.«

VIERZEHNTE KAPITEL,
*in welchem die Geschichte
eine gänzlich andere Wendung nimmt*

Der arme Fandorin verstand überhaupt nichts. Er stolperte ein paar Schritte vorwärts.

»Zurück!« fuhr ihn der Chef an. »Und fuchteln Sie nicht so mit dieser Pistole herum, die ist ja doch nicht geladen. Sie hätten ruhig mal nachschauen können. Wie kann einer nur so verdammt gutgläubig sein! Keinem darf man trauen außer sich selbst!«

Brilling holte aus der linken Rocktasche genau die gleiche Herstal-Pistole hervor; die rauchende Smith&Wesson warf er Fandorin vor die Füße.

»Die hier dagegen ist vollständig geladen, wovon Sie sich gleich überzeugen können«, sagte Brilling; die Gehässigkeit in seiner Stimme nahm mit jedem Wort zu. »Ich werde sie dem unglücklichen Cunningham in die Hand legen, und es wird so aussehen, als hätten Sie beide einander im Schußwechsel getötet. Ein Ehrenbegräbnis mit tränenreichen Grabreden ist Ihnen sicher. Ich weiß doch, wieviel Wert Sie darauf legen. Und hören Sie endlich auf, mich anzugucken wie ein dummes Kalb!«

Fandorin sah mit Schrecken, daß der Chef den Verstand verloren haben mußte; er unternahm einen verzweifelten Versuch, ihn aus seiner jähen geistigen Umnachtung zurückzuholen, und brüllte: »Chef, ich bin es, Fandorin! Hallo, Herr Brilling! Herr Staatsrat!«

»Wirklicher Staatstat, wenn ich bitten darf«, sagte Brilling

und grinste schief. »Sie sind nicht auf dem neuesten Stand, Fandorin. Per kaiserlichem Erlaß befördert am siebten Juni, für die erfolgreiche Durchführung einer Operation zur Unschädlichmachung der terroristischen Vereinigung ›Asasel‹. Sie dürfen mich also mit Eure Exzellenz ansprechen.«

Brillings dunkle Silhouette vor dem Fenster wirkte wie ein Scherenschnitt auf grauem Papier. Die nach allen Seiten strebenden toten Äste der Ulme hinter seinem Rücken bildeten ein tückisches Spinnennetz. Eine Spinne, eine Giftspinne! blitzte es durch Fandorins Kopf. Sie hat ihr Netz gewebt, und ich stecke drin.

Brillings Gesicht verzerrte sich wie im Schmerz, und Fandorin begriff, daß der Chef einen Grad an Entschlossenheit erreicht hatte, der ihn gleich würde abdrücken lassen. Eine Eingebung schoß ihm durch den Kopf, die augenblicklich zu einer Kette kleinster Gedankensplitter zerfiel: Die Herstal wird per Knopfdruck entsichert, der Knopf geht straff, halbe Sekunde, Viertelsekunde, wie soll ich das schaffen, wie soll ich ...

Schrill aufheulend, die Augen zusammengekniffen, hechelte Fandorin nach vorn, rammte den Kopf gegen das Kinn seines Chefs.

Fünf Schritt, nicht mehr, waren sie voneinander entfernt gewesen. Das Klicken der Entsicherung hatte Fandorin nicht gehört. Der Schuß aber ging in die Decke. Beide, Brilling ebenso wie Fandorin, fielen um und stürzten über den niedrigen Sims aus dem Fenster.

Mit Wucht prallte Fandorin bäuchlings gegen den Stamm der toten Ulme, dann rutschte er, Äste abbrechend und sich das Gesicht schürfend, abwärts. Der Aufschlag war so hart, daß ihm die Sinne schwinden wollten, doch der zähe Überlebensinstinkt ließ es nicht zu. Fandorin stemmte sich auf die Knie und schaute wild um sich.

Der Chef war nirgends zu sehen. Dafür entdeckte er an der Hauswand die kleine schwarze Herstal-Pistole. Wie eine Katze sprang er, immer noch auf allen vieren, darauf zu, krallte sie sich und drehte den Kopf nach allen Seiten.

Brilling war verschwunden.

Auf die Idee, nach oben zu schauen, kam Fandorin erst, als er ein gepreßtes Röcheln vernahm.

Es sah absurd und gespenstisch aus, wie Brilling in der Luft hing. Seine blankgeputzten Halbstiefel zappelten über Fandorins Kopf. Unter dem Wladimir-Kreuz, da, wo sich ein roter Fleck auf der gestärkten Hemdbrust ausbreitete, ragte ein spitzer, abgebrochener Ast heraus, der den hochverehrten Generalmajor regelrecht durchbohrt hatte. Das Gräßlichste aber war, daß die hellen Augen Fandorin ansahen.

»Ekelhaft«, hörte er den Chef deutlich sagen, das Gesicht vor Schmerz oder Abscheu verzerrt. »Ist das ekelhaft ...« Und dann, stöhnend, mit ganz fremd scheinender Stimme:

»A-sa-sel«

Ein eiskalter Schauer überlief Fandorin vom Scheitel bis zur Sohle. Brilling röchelte noch eine halbe Minute und verstummte.

Als hätten sie nur darauf gewartet, klapperten jetzt Hufe und holperten Wagenräder über das Pflaster vor dem Haus. Die Kutschen mit den Gendarmen rollten an.

Generaladjutant Lawrenti Arkadjewitsch Misinow, Chef der Dritten Abteilung und des Gendameriekorps, rieb sich die vor Müdigkeit roten Augen. Die goldenen Achselschnüre an seiner Paradeuniform klingelten leise. Nicht einmal zum Umziehen hatte er Zeit gefunden seit dem gestrigen Abend, als ihn ein Eilkurier vom Ball aus Anlaß des Namenstages Seiner Durchlaucht des Großfürsten Sergej Alexandrowitsch geholt

hatte, geschweige zum Schlafen. Denn seither war die Hölle los.

Mißmutig blickte der General auf den Jungen, der mit zerrautem Haarschopf neben ihm saß und die geschundene Nase in die Papiere steckte. Zwei Nächte hatte der nicht geschlafen und schien frisch wie der junge Morgen. Benahm sich, als hätte er sein Lebtage in hochherrschaftlichen Kabinetten gegessen. Gleichviel! Sollte er ruhig noch ein bißchen weiterzaubern. Hingegen Brilling! Das wollte einem einfach nicht in den Kopf.

»Wie steht's, Fandorin, sind Sie bald fertig? Oder hat Sie schon wieder eine von Ihren Ideen auf Abwege geführt?« fragte der General streng; was ihn selbst betraf, so waren nach der durchwachten Nacht und dem erschöpfenden Tag keine Ideen mehr zu erwarten.

»Gleich, Hohe Exzellenz, gleich«, murmelte der Milchbart. »Fünf Einträge hab ich noch. Ich hatte Ihnen ja gleich prophezeit, daß die Liste chiffriert sein würde. Und schauen Sie, wie raffiniert! Die Hälfte der Buchstaben haben wir noch nicht heraus, und ich kann mich auch nicht an alle Namen, die da standen, entsinnen. Aha, hier haben wir den Oberpostdirektor aus Dänemark, wer sagt's denn! Und der hier? Der erste Buchstabe ein Kreuz, also nicht entschlüsselt, der zweite auch ein Kreuz, der dritte ein M, der vierte noch ein M, dann wieder ein Kreuz, dann ein N, ein D, das fraglich ist, und am Ende zwei Lücken. Sehen Sie, was sich ergibt: ++MM+ND? ++.«

»Mumpitz!« Generaladjutant Misinow seufzte. »Brilling hätte es sofort heraus gehabt. Sind Sie wirklich sicher, daß das bei ihm nicht nur ein Koller war? Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß ...«

»Absolut sicher, Hohe Exzellenz«, beteuerte Erast Fan-

dorin zum wer weiß wievielten Mal. »Und ich habe deutlich gehört, wie er das Wort Asasel ausgesprochen hat. Stopp! Ich hab's! In der Liste der Beshezkaja gab es einen Commander. Das muß er sein.«

»Commander? Das ist ein Rang bei der britischen und amerikanischen Flotte«, wußte der General zu erläutern. »Er entspricht unserem Kapitän im zwoten Rang.« Wütend begann er im Zimmer auf und ab zu gehen. »Asasel, Asasel, was brockt uns dieser Asasel noch alles ein! Das hieße ja, wir wären so schlau wie am Anfang! Brillings Moskauer Ermittlungen wären keinen Heller wert! Alles Blödsinn, Schwindel, Fiktion – die Terroristen genauso wie das Attentat auf den Thronfolger? Nur um die Spuren zu verwischen? Hat er uns gar falsche Leichen angedreht? Oder ein paar echte Nihilistenbrüder als Köder? Von ihm darf man alles erwarten, er war ein sehr, sehr fähiger Mann. Himmelherrgott, wo bleiben die Durchsuchungsberichte! Wie lange wollen die denn noch wühlen?«

Die Tür schob sich einen Spalt auf, darin erschien ein Kopf mit goldener Brille und blasser, magerer Physiognomie.

»Hohe Exzellenz? Rittmeister Beloserow!«

»Na endlich! Wie gerufen. Soll reinkommen.«

Das Kabinett betrat, müde blinzeln, ein nicht mehr ganz junger Gendarmerieoffizier, den Fandorin schon am gestrigen Abend in Cunninghams Haus gesehen hatte.

»Wir haben sie, Hohe Exzellenz«, rapportierte er leise. »Erst hatten wir Haus und Garten in Planquadrate aufgeteilt, alles umgewühlt und durchkämmt – Ergebnis gleich null. Dann ist Agent Eulensohn, ein Detektiv mit besonderem Riecher, auf die Idee gekommen, im Aternatskeller die Wände abzuklopfen. Und was glauben Sie, Lawrenti Arkadjewitsch? Wir haben ein Geheimverlies gefunden, eine Art;

photographisches Laboratorium, und darin zwanzig Kästen zu je an die zweihundert Karteikarten. Seltsam verschlüsselt, sieht aus wie Hieroglyphen, ganz anders als in dem Brief. Ich habe angeordnet, daß die Kästen hergebracht werden. Außerdem habe ich die komplette Chiffrierabteilung aus den Betten geholt, sie gehen sogleich an die Arbeit.«

»Ausgezeichnet, Beloserow, ganz ausgezeichnet« lobte der General, dessen Gesichtszüge sich aufgehellt hatten. »Und den mit dem Riecher sollten Sie zur Auszeichnung vorschlagen. Nun denn, begeben wir uns mal in die Chiffrierstube. Kommen Sie mit, Fandorin, das wird Sie doch auch interessieren. Hier können Sie anschließend weitermachen, das hat ja jetzt Zeit.«

Sie stiegen zwei Stockwerke höher und schritten eilig einen Korridor entlang, der kein Ende nehmen wollte. Als sie schließlich um eine Ecke bogen, kam ihnen ein Beamter, mit den Armen rudern, entgegengerannt.

»Ein Unglück, Hohe Exzellenz, ein Unglück! Die Tinte verblaßt vor unseren Augen, wir wissen nicht, was los ist!«

Misinow fegte in einem Tempo davon, das man seiner massigen Figur nicht zugetraut hätte; die goldenen Kamillen an seinen Epauletten flatterten wie Mottenflügel. Beloserow und Fandorin ließen es jedoch an Ehrerbietung fehlen und überholten den Vorgesetzten, um als erste durch die hohe weiße Flügeltür zu stürmen.

In dem großen, mit Schreibtischen vollgestellten Raum herrschte helle Aufregung. Ein gutes Dutzend Beamter flitzte um die Unmengen säuberlich beschnittener weißer Kartellen, die sich auf den Tischen stapelten. Fandorin griff nach dem erstbesten: Die Schriftzeichen, die tatsächlich chinesischen Hieroglyphen ähnelten, waren gerade noch

zu erkennen, er konnte zusehen, wie sie verschwanden, kurze Zeit später hielt er ein blütenweißes Kärtchen in der Hand.

»Was ist das für eine Hexerei!« rief der keuchende General. »Irgendwelche Geheimtinten?«

»Ich befürchte weit Schlimmeres, Hohe Exzellenz«, meinte ein Herr von professoralem Aussehen, nachdem er eines der Kärtchen bei Licht besehen hatte. »Rittmeister, hatten Sie nicht gesagt, die Kartei habe sich in einer Art Photographenkammer befunden?«

»Zu Befehl!« bestätigte Beloserow ehrerbietig.

»Erinnern Sie sich an die Beleuchtung! War es zufällig rotes Licht?«

»Richtig, da war eine rote elektrische Lampe.«

»Dachte ich mir. Tja, Lawrenti Arkadjewitsch, die Kartei ist leider irreparabel hinüber.«

»Wie? Das kann nicht sein!« brauste der General auf. »Nein, Herr Kollegienrat, ich darf doch bitten, denken Sie sich gefälligst etwas aus. Sie sind ein Meister Ihres Fachs, eine Koryphäe!«

»Nur leider kein Zauberer, Hohe Exzellenz. Augenscheinlich sind die Karten mit einer speziellen Lösung imprägniert, so daß sich nur bei Rotlicht mit ihnen arbeiten ließ. Die Schicht, auf die die Buchstaben aufgetragen sind, ist nun belichtet. Raffiniert, das muß man sagen. So etwas ist mir noch nicht untergekommen.«

Der General hob und senkte die buschigen Brauen, schnaufte bedrohlich. Im Zimmer wurde es still – ein Unwetter drohte. Doch das Gewitter entlud sich nicht.

»Gehen wir, Fandorin«, versetzte der Chef der Dritten Abteilung mit tonloser Stimme. »Die Arbeit ruft.«

Die zwei letzten chiffrierten Einträge blieben unentschlüsselt – sie waren erst am dreißigsten Juni hinzugekommen, so daß Fandorin keine Chance hatte, sie wiederzuerkennen. Man durfte nun erste Schlüsse ziehen.

Der müde General Misinow hatte seine Wanderung durch das Kabinett wieder aufgenommen und überlegte laut.

»Fassen wir das wenige zusammen, was wir haben. Es existiert eine internationale Organisation, deren Name möglicherweise ›Asasel‹ ist. Der Anzahl Karten nach zu urteilen, die zu lesen uns nicht mehr vergönnt ist, umfaßt sie 3854 Mitglieder. Über siebenundvierzig von ihnen – respektive fünfundvierzig, zwei Einträge sind nicht entschlüsselt – wissen wir etwas. Allerdings nicht viel – nur die nationale Zugehörigkeit und den Stand. Keine Namen, keine Altersangaben, keine Adressen. Was wissen wir noch? Die Namen zweier Asaseller: Cunningham und Brilling. Beide tot. Außerdem wissen wir von einer Amalia Beshezkaja in England – falls Ihr Surow sie nicht getötet hat und falls sie nicht schon außer Landes ist und falls sie überhaupt so heißt. ›Asasel‹ agiert aggressiv, schreckt nicht vor Mord und Totschlag zurück, hat sich offensichtlich einem höheren Zweck verschrieben. Nur welchem? Es sind keine Freimaurer, das wüßte ich, bin ja selbst einer, und nicht irgendeiner ... Äh, hm. Das Letzte haben Sie nicht gehört.«

Fandorin zog verlegen den Kopf zwischen die Schultern.

»Es ist auch nicht die Sozialistische Internationale«, fuhr Misinow fort, »für derlei Aktionen sind die Herren Kommunisten nicht intelligent genug. Und Brilling ein Revolutionär – das kann nun wirklich nicht sein. Was immer er da heimlich getrieben hat, Nihilisten hat mein lieber Kollege stets mit Ernst und Erfolg gejagt. Was also bezweckt dieser ›Asasel‹? Das ist die große Frage. Und keinerlei Anhaltspunkte.

Cunningham tot. Brillling tot. Dieser Nikolai Krug ist eine unwichtige Figur, ein Handlanger. Pyshow, dieser Lump, ist tot. Alle Fäden verlaufen im Sande.« Misinow hob entrüstet die Schultern. »Nein, ich weiß wirklich nicht, was ich davon halten soll! Ich habe Brillling seit über zehn Jahren gekannt. Ich habe ihn zu dem gemacht, was er zuletzt war! Er war meine Entdeckung! Stellen Sie sich vor, Fandorin: Damals als Generalgouverneur von Charkow habe ich alle möglichen Wettbewerbe für Gymnasiasten und Studenten aus schreiben lassen, um bei der jungen Generation Patriotismus zu wecken und das Bedürfnis, sich fürs Vaterland nützlich zu machen. Man brachte mir einen dünnen, ungelinkten Jungen, Abiturient, der einen sehr vernünftigen und leidenschaftlichen Aufsatz zum Thema »Rußlands Zukunft« verfaßt hatte. Glauben Sie mir, sein Werdegang und seine geistigen Anlagen ließen an einen jungen Lomonossow denken – ohne Stammbaum und Adel, Vollwaise, hat jede Kupferkopeke gespart, um Unterricht zu bekommen, und bestand auf Anhieb die Prüfung für die siebte Gymnasialklasse. Als reiner Autodidakt! Ich übernahm persönlich die Patenschaft, habe ihn mit einem Stipendium ausgestattet, an die Petersburger Universität geschickt und anschließend zu mir ins Amt geholt, was ich kein einziges Mal bereut habe! Er war der fähigste von meinen Leuten, mein engster Vertrauter! Er hat eine glänzende Karriere gemacht, mit den besten Aussichten! Was für ein heller, paradoxer Geist, welche Energie und Verlässlichkeit! Die eigene Tochter wollte ich ihm zur Frau geben, großer Gott!« Der General faßte sich an den Kopf.

Fandorin, der die Gefühle seines Vorgesetzten respektierte, ließ eine Pause verstreichen, ehe er sich hüstelnd zu Wort meldete.

»Hohe Exzellenz, ich wollte bemerken ... Wir haben freilich nicht sehr viele Anhaltspunkte, aber ... einige schon!«

Der General schüttelte den Kopf, wie um die unnützen Erinnerungen zu verscheuchen, und setzte sich an den Tisch.

»Ich höre. Legen Sie los, Fandorin. Keiner kennt sich in dieser Geschichte besser aus als Sie.«

»Ja, also, was ich meine, ist ...« Fandorin schaute auf seine Liste, strich etwas mit Bleistift an. »Es gibt hier siebenundvierzig Personen, davon zwei unentschlüsselt, und der Wirkliche Staatsrat Iwan Brilling zählt schon nicht mehr. Wenigstens acht von ihnen dürften einfach zu identifizieren sein. Überlegen Sie doch mal, Hohe Exzellenz. Wieviel Chefs kann die Leibwache des Kaisers von Brasilien schon haben? Oder hier, N° 47F – belgischer Ministerialdirektor, abgesandt am 11. Juni, eingegangen am 15. Bestimmt unschwer festzustellen, wer das ist. Damit hätten wir schon zwei. Drittens, N° 549F – Vizeadmiral der französischen Flotte, abgesandt: 15. Juni, eingegangen: 17. Viertens, N° 1007F – frischgebackener englischer Baronet, abgesandt: 9. Juni, eingegangen: 10. Fünftens, N° 694F – portugiesischer Minister, abgesandt: 29. Mai, eingegangen: 7. Juni.«

»Den können Sie vergessen«, unterbrach ihn der General, der sehr konzentriert zugehört hatte. »Die Portugiesen hatten im Mai einen Regierungswechsel, da sind alle Minister im Kabinett neu.«

»Ach so?« Fandorin ärgerte sich. »Na schön, dann sind es nicht acht, sondern sieben. Als fünften hätten wir dann einen Amerikaner: Nummer 852F – stellvertretender Senatsausschußvorsitzender, abgesandt am 10. Juni, eingegangen am 28. in meinem Beisein. Sechstens, Nummer 1042F, Türkei, persönlicher Sekretär des Prinzen Abd ul-Hamid, abgesandt: 1. Juni, eingegangen am 20.«

Dieser Punkt schien Misinow besonders zu interessieren.

»Sagen Sie bloß? Das ist ein wichtiger Hinweis. Tatsächlich am 1. Juni? Na, sowas. Am 30. Mai gab es in der Türkei einen Staatsstreich, Sultan Abd ul-Asis ist gestürzt worden, der neue Machthaber Midhat Pascha hat Murad V inthronisiert. Und schon am nächsten Tag soll er Abd ul-Hamid, Murads jüngeren Bruder, einen neuen Sekretär zugewiesen haben? Das ist mir aber verdächtig eilig, sagen Sie mal! Eine hochinteressante Information. Dieser Midhat Pascha wird doch am Ende nicht auch Murad loswerden und Abd ul-Hamid auf den Thron heben wollen? He, he ... Gut, Fandorin, das ist nicht Ihr Bier. Den Sekretär herauszufinden ist übrigens ein Kinderspiel. Ich werde nachher gleich an Nikolai Pawlowitsch Gnatjew telegrafieren, das ist unser Botschafter in Konstantinopel, ein alter Freund von mir. Fahren Sie fort.«

»Ja, bleibt noch der Siebente, Nummer 1508F – Präfekt einer Schweizerischen Kantonspolizei, abgesandt am 25. Mai, eingegangen am 1. Juni. Die restlichen aufzudecken wird schwierig bis unmöglich sein. Aber wenn man zumindest diese sieben ausfindig machte und verdeckt observierte ...«

»Geben Sie die Liste her!« sagte der General und streckte die Hand aus. »Ich werde sofort anordnen, daß die betreffenden Botschaften verschlüsselte Depeschen erhalten. Man wird mit den Geheimdiensten der Länder zusammenarbeiten müssen. Abgesehen von der Türkei, wo wir selbst über ein vorzügliches Netz verfügen ... Übrigens, lieber Fandorin, falls ich etwas sehr schroff zu Ihnen war, sehen Sie es mir nach. Ich schätze Ihren Beitrag natürlich außerordentlich und so weiter ... Mir geht die Sache einfach sehr nah, müssen Sie wissen. Wegen Brilling ... Sie verstehen.«

»Ich verstehe, Hohe Exzellenz. Mir geht es ja selbst, in gewisser Weise, ganz genauso.«

»Das ist gut. Das ist hervorragend. Sie werden bei mir arbeiten. Am Fall Asasel. Ich bilde eine Sonderkommission, aus den erfahrensten Leuten. Wir werden diesen Knoten zerschlagen, dafür Sorge ich.«

»Hohe Exzellenz, ich müßte einmal nach Moskau fahren.«

»Wozu?«

»Um mit Lady Aster zu sprechen. Sie selbst wird, da sie ja eher ein himmlisches, denn ein irdisches Wesen ist« – an dieser Stelle lächelte Fandorin – »über Cunninghams wahre Machenschaften kaum unterrichtet gewesen sein, doch immerhin kannte sie den Mann von Kindesbeinen an und könnte durchaus etwas Nützliches zu erzählen haben. Und das muß ja nicht auf offiziellem Weg über die Gendarmerie geschehen, nicht wahr? Ich habe das Glück, Mylady ein wenig zu kennen, sie wird sich vor mir nicht fürchten, und englisch spreche ich auch. Vielleicht ergibt sich noch irgendein neuer Anhaltspunkt? Vielleicht ist Cunninghams Vergangenheit der Schlüssel zu etwas?«

»Selbstverständlich. Fahren Sie. Aber nicht länger als einen Tag. Und jetzt gehen Sie erst einmal schlafen, mein Adjutant wird Ihnen ein Quartier zuweisen. Morgen nehmen Sie den Abendzug nach Moskau. Wenn wir Glück haben, sind bis dahin schon die ersten Rückdepeschen aus den Botschaften da. Übermorgen früh, den 28. sind Sie in Moskau, reden mit Lady Aster, und am Abend erwarte ich Sie zurück, Sie erstatten mir umgehend Bericht. Zu jeder Tages- und Nachtzeit, verstanden?«

»Verstanden, Hohe Exzellenz.«

Ein sehr vornehmer alter Herr mit stattlichem Schnauzbart, Brillantnadel an der Krawatte, zigarrerrauchend, stand im Zug von Sankt Petersburg nach Moskau auf dem Gang des

Erste-Klasse-Wagens und starrte mit unverblümter Neugier auf die verschlossene Tür des Coupés N° 1.

»Hallo, Verehrtester!« Mit rundlichem Finger winkte er den just in diesem Moment auftauchenden Kondukteur zu sich heran.

Der kam geflogen und verbeugte sich vor dem hochrangigen Passagier. »Zu Ihren Diensten!«

Der gnädige Herr nahm ihn mit zwei Fingern am Kragen, zog ihn zu sich heran und raunte mit Baßstimme: »Der junge Mann, der in der N° 1 reist – was ist das für einer? Hast du eine Ahnung? Scheint noch arg jung zu sein.«

»Wundert mich auch«, entgegnete der Kondukteur im Flüsterton. »Bekanntlich ist die N° 1 hochprominenten Personen vorbehalten, da hat nicht mal jeder General ein Anrecht. Nur wer in dringenden Staatsangelegenheiten reist.«

»Ist mir bekannt.« Der gnädige Herr blies einen Strahl Rauch in die Luft. »Bin selbst einmal darin gefahren, geheime Inspektionsreise nach Noworossiysk. Aber was sucht dieser Grünschnabel da? Vielleicht irgendein Junior? Reicher Nichtsnutz?«

»Wo denken Sie hin, solche sind in N° 1 nicht gelitten, da ist man sehr streng. Höchstens ausnahmsweise mal ein junger Großfürst. Nach dem hier hab ich mich erkundigt, aus der Passagierliste beim Herrn Zugführer war etwas zu erfahren.«

Der Bedienstete hatte die Stimme noch mehr gesenkt.

»Na, und?« wurde er von dem neugierigen Herrn zur Indiskretion ermuntert.

Ein üppiges Trinkgeld vorhersehend, legte der Schaffner den Finger auf die Lippen.

»Aus der Dritten Abteilung. Geheimdetektiv mit Sonderauftrag.«

»Ja nun, freilich mit Sonderauftrag. Mit einem einfachem

säße er nicht in N° 1.« Der gnädige Herr machte eine viel-sagende Pause. Dann fragte er: »Was genau?«

»Er hat sich da einquartiert und läßt sich seither nicht blicken. Ich habe ihm zweimal Tee angeboten, um zu sehen, was er macht. Sitzt über irgendwelchen Papieren und schaut nicht auf. Wir sind in Petersburg mit fünfundzwanzig Minuten Verspätung abgefahren, wie Ihnen gewiß aufgefallen sein wird. Nur seinetwegen. Es gab Anweisung zu warten, bis er kommt.«

»Oho!« staunte der Passagier. »Hat man so was schon gehört!«

»Kommt vor, aber äußerst selten.«

»Und der Name stand auf der Liste nicht vermerkt?«

»Leider nein. Weder Rang noch Name.«

Unterdessen versuchte Fandorin aus den knappen, wenige Zeilen umfassenden Berichten schlau zu werden und fuhr sich nervös durch die Haare. Ein mystisches Grauen schnürte ihm die Kehle zu.

Kurz vor Abfahrt zum Bahnhof war Misinows Adjutant in der Dienstwohnung erschienen, wo Fandorin beinahe den ganzen Tag hindurch tief und fest geschlafen hatte, und hieß ihn noch warten – die ersten drei Depeschen aus den Botschaften seien eingetroffen, man entschlüssele sie soeben. Es dauerte eine geschlagene Stunde, so daß Fandorin den Zug zu verpassen fürchtete, doch der Adjutant wußte ihn diesbezüglich zu beruhigen.

Kaum befand sich Fandorin in dem geräumigen, mit grünem Samt tapezierten Coupé (darin ein Schreibtisch, ein weiches Sofa und zwei Nußbaumstühle, deren Beine am Boden angeschraubt waren), als er den Brief öffnete und zu lesen begann.

Die drei Depeschen stammten aus Washington, Paris und Konstantinopel. Der Kopf stimmte bei allen überein:

Dringend! An Ew. Hohe Exzellenz Lawrenti Arkadjewitsch Misinow in Beantwortung der Depesche N° 13476/8g v. 26. Juni 1876.

Die Schreiben waren von den Gesandten persönlich gezeichnet. Dem Inhalt nach waren sie sehr verschieden.

27. Juni (9. Juli) 1876, 12.15 Uhr. Washington

Die angefragte Person heißt John Pratt Dobbs und wurde am 9. Juni d.J. zum Stellvertretenden Vorsitzenden des Senatsausschusses für Finanzen gewählt. Der Mann ist in Amerika sehr populär. Ein Millionär von der Sorte, die hierzulande selfmade man genannt wird. Alter: 44. Über die frühe Lebensphase, Geburtsort, Herkunft etc. ist nichts bekannt. Gelangte vermutlich in Zeiten des kalifornischen Goldfiebers zu Reichtum. Gilt als unternehmerisches Genie. Während des Bürgerkriegs war er Berater des Präsidenten Lincoln in Finanzfragen. Manch einer ist der Ansicht, man habe es dem Bemühen Dobbs' und beileibe nicht den Verdiensten der Unionsgeneräle zu danken, daß der kapitalistische Norden den Sieg über den konservativen Süden davontrug. Im Jahr 1872 wurde Dobbs in den Senat des Bundesstaates Pennsylvania gewählt. Aus gut unterrichteten Kreisen verlautet, daß er als künftiger Finanzminister gehandelt wird.

9. Juli (27. Juni) 1876, 18.45 Uhr. Paris.

Wie durch Vermittlung des Ihnen bekannten Geheimagenten Coco aus dem Kriegsministerium zu erfahren war, ist Konteradmiral Jean Entrepide, seit jüngstem Kommandeur des Siamesischen Flottengeschwaders, am 15. Juni zum Vizeadmiral befördert worden. Es handelt sich um eine der legendärsten Persönlichkeiten in der französischen Flotte. Vor zwanzig Jahren

wurde von einer französischen Fregatte vor der Küste von Tortuga ein auf offener See treibendes Boot gesichtet, darin ein Knabe, der offensichtlich einen Schiffbruch überlebt hatte. Durch das Abenteuer war der Knabe vollkommen des Gedächtnisses beraubt, wußte weder seinen Namen noch seine Nationalität zu benennen. Als Schiffsjunge an Bord genommen, erhielt er den Namen der betreffenden Fregatte. Er machte glänzende Karriere. Nahm teil an zahlreichen Expeditionen und kolonialen Eroberungen. Erwarb sich besondere Verdienste im Mexikokrieg. Letztes Jahr sorgte J. E. in Paris für eine echte Sensation, als er die älteste Tochter des Herzogs de Rohan ehelichte. Details aus der Biographie der angefragten Person folgen im nächsten Bericht.

27. Juni 1876, 2 Uhr nachmittags. Konstantinopel

Mein lieber Lawrenti, Deine Anfrage hat mich ordentlich überrascht. Die Sache ist die, daß ich auf Anwar Effendi, an dem Du ein so dringendes Interesse bekundest, schon geraume Zeit ein wachsames Auge habe. Dieses Subjekt, ein Vertrauter von Midhat Pascha und Abd ul-Hamid, gehört den mir vorliegenden Informationen zufolge zu den Schlüsselfiguren einer derzeit heranreifenden Palastrevolte. Der Sturz des jetzigen Sultans und die Thronbesteigung Abd ul-Hamids ist nur noch eine Frage der Zeit. Dann wird Anwar Effendi zweifellos eine außerordentlich einflußreiche Position gewinnen. Er ist sehr klug, europäisch gebildet, spricht eine große Zahl östlicher und westlicher Sprachen. Leider vermögen wir nicht mit detailliertem biographischem Material zu diesem interessanten Herrn aufzuwarten. Man weiß nur, daß er nicht älter als fünfunddreißig sein kann und irgendwo in Serbien oder Bosnien geboren sein muß. Sein Stammbaum liegt im Dunkeln, es gibt keinerlei Angehörige, was sich für die Türkei als

sehr günstig erweisen könnte, sollte Anwar eines Tages Wesir werden. Man stelle sich vor: ein Wesir und kein Schwarm habgieriger Verwandter! Hierzulande einfach undenkbar. Anwar ist so etwas wie die »graue Eminenz« des Midhat Pascha, aktives Mitglied der »Partei neuer Osmanen«. Habe ich Deine Neugier befriedigen können? Dann befriedige Du auch die meine. Wozu ist Dir mein Anwar Effendi denn nütze? Was weißt Du von ihm? Bitte unverzüglich mitteilen, könnte von Wichtigkeit sein.

Fandorin las die Depeschen nun schon zum x-tenmal, machte Anstreichungen. In der ersten: *Über die frühe Lebensphase, Geburtsort, Herkunft etc. ist nichts bekannt*; in der zweiten: *wußte weder seinen Namen noch seine Nationalität zu benennen*; in der dritten: *Stammbaum liegt im Dunkeln, es gibt keinerlei Angehörige*. Man konnte das Grausen bekommen. Wie es sich darstellte, waren alle drei irgendwie urplötzlich, aus dem Nichts aufgetaucht, um sofort mit einer jedes menschliche Maß übersteigenden Zielstrebigkeit die Karriereleiter zu erklimmen. Waren das Mitglieder irgendeiner rätselhaften Sekte? Oder womöglich – o Gott! – überhaupt keine Menschen, sondern Wesen von einem anderen Stern? Marsbewohner zum Beispiel? Handelte es sich, schlimmer noch, um Teufelsspuk? Fandorin fröstelte es, da er an seine nächtliche Begegnung mit dem »Gespenst« Amalia dachte. Auch so ein Geschöpf von unklarer Herkunft, diese Beshezkaia. Und dann noch diese satanische Formel: Asasel. Das roch geradezu nach Schwefel.

Es klopfte leise an die Tür, Fandorin zuckte zusammen, fuhr mit der Hand hinter den Rücken, an sein verstecktes Holster, ertastete den rauen Griff der Herстал.

Das unterwürfige Gesicht des Kondukteurs erschien im Türspalt.

»Euer Exzellenz, in Kürze haben wir einen Aufenthalt. Wollen Sie sich vielleicht ein wenig die Beine vertreten? Es gibt auch einen Erfrischungsraum.«

Bei dieser Anrede straffte Fandorin unwillkürlich den Rücken und warf einen verstohlenen Blick in den Spiegel: Konnte man ihn allen Ernstes für einen General halten? Sich die Füße zu vertreten fand er indes keine schlechte Idee, im Gehen dachte es sich leichter. Schon die ganze Zeit beschäftigte ihn ein unausgegorener Gedanke, der ihm, sobald er ihn packen wollte, immer wieder entglitt, so als wollte er sagen: Grabe ruhig ein bißchen weiter, vielleicht kommst du noch drauf.

»Warum nicht. Wie lange stehen wir?«

»Zwanzig Minuten. Aber Sie müssen sich nicht sputen, ohne Sie fahren wir sowieso nicht los«, fügte der Kondukteur kichernd hinzu.

Fandorin sprang vom Trittbrett auf den von Laternenlicht überfluteten Bahnsteig. Nicht mehr alle Coupéfenster waren erhellt – ein paar Passagiere hatten sich wohl schon schlafen gelegt. Sich behaglich reckend und die Arme hinter dem Rücken kreuzend, rüstete sich Fandorin zu einem Spaziergang, der die Gehirntätigkeit ein wenig anregen sollte. In diesem Moment jedoch stieg hinter ihm aus demselben Waggon ein würdevoller Herr mit Bart und Zylinder und warf ihm einen auffälligen, forschenden Blick zu, bevor er seiner jugendlichen Reisegefährtin den Arm bot. Beim Anblick ihres frischen, entzückenden Gesichts fühlte sich Fandorin wie vom Blitz getroffen. Dem Fräulein ging ein Strahlen über das Gesicht, und sie rief mit glockenheller Stimme: »Papa!«

– sie betonte das Wort auf der letzten Silbe – »Papa, sieh mal, da ist der Herr von der Polizei! Von dem ich dir erzählt habe, Erinnerst du dich? Na, der das Fräulein Pfuhl und mich ver-
hört hat!«

Letzteres äußerte sie mit offenkundigem Stolz, und ihre blanken anthrazitfarbenen Augen sahen Fandorin voller Neugier an. Um der Wahrheit Genüge zu tun: Durch die sich überschlagenden Ereignisse der letzten Wochen war die Erinnerung an jene, die Fandorin für sich Lisanka getauft und manchmal, in besonders träumerischen Momenten, gar Engelchen genannt hatte, etwas in den Hintergrund getreten. Nun jedoch, beim Anblick dieses liebreizenden Geschöpfes, war die Glut, die seither im Herzen des armen Kollegienregistrators vor sich hin glomm, sofort aufs neue entfacht, loderte hell und sprühte leuchtende Funken.

»Ich bin genaugenommen kein Polizist«, murmelte Fandorin errötend. »Fandorin, Angestellter für besondere Dienste bei ...«

»Ich weiß, ich weiß, *je vous le dis tout cru*«, sagte der bärtige Herr mit Verschwörermiene, und der Brillant auf seiner Krawatte blitzte. »Geheime Staatssache, Sie müssen nicht indiskret werden. *Entre nous sois dit*, ich hatte selbst wiederholt Gelegenheit, in derlei Angelegenheiten unterwegs zu sein, habe vollstes Verständnis.« Er lupfte den Zylinder. »Aber gestatten Sie, daß ich mich vorstelle. Wirklicher Geheimrat Alexander Apollodorowitsch Ewert-Kolokolnikow, Präsident der Moskauer Gouvernementsgerichtskammer. Meine Tochter Lisa.«

»Nennen Sie mich lieber Lizzy, Lisa gefällt mir nicht, es klingt wie der schiefe Turm von Pisa«, erbat sich das Fräulein und machte sodann ein naives Geständnis: »Ich habe oft an Sie gedacht. Emma haben Sie genauso gefallen. Ich weiß so-

gar noch Ihren Vor- und Vatersnamen: Erast Petrowitsch. Erast, ein hübscher Name.«

Fandorin glaubte zu träumen. Ein wunderbarer Traum. Wenn er nicht daraus erwachen wollte, durfte er sich nicht rühren.

FÜNFZEHNTE KAPITEL,
*in welchem die Nützlichkeit richtigen Atmens
auf das Eindringlichste bewiesen wird*

In Gesellschaft Lisankas (an »Lizzy« mochte Fandorin sich nicht gewöhnen) war es gleich angenehm zu reden und zu schweigen.

Rhythmisch schaukelte der Waggon über die Schienenstöße; der Zug fegte in atemberaubendem Tempo, mit einem gelegentlichen Fauchen aus seiner Dampfpeife, über die verschlafenen, im Morgennebel schwimmenden Waldaihöhen; Lisanka und Erast saßen im Coupé N° 1 auf ihren weichen Stühlen und schwiegen. Zumeist sahen sie aus dem Fenster, von Zeit zu Zeit jedoch schauten sie einander an, und wenn die Blicke sich zufällig kreuzten, war ihnen das nicht etwa peinlich, im Gegenteil, es war lustig und schön. Fandorin gab sich am Ende Mühe, den Kopf so schnell herumzudrehen, daß er den Blick von Lisanka noch erhaschte; wenn es ihm gelang, prustete sie leise.

Reden mußte man schon deswegen nicht, weil man den Herrn Baron hätte wecken können, der friedlich schlummernd auf dem Diwan saß. Noch vor kurzem hatten der Wirkliche Geheimrat und Fandorin eine angeregte Diskussion zur Balkanfrage geführt, doch dann, beinahe mitten im Satz, begann der alte Herr zu schnarchen, und der Kopf sank ihm auf die Brust. Dort hing er nun und schaukelte im Takt der ratternden Räder – ta-dam, ta-dam – hin und her.

Lisanka schien sich still über etwas zu freuen. »Sie sind so klug und wissen alles«, erklärte sie auf Fandorins fragenden

Blick. »Wie Sie Papa vorhin über Midhat Pascha und Abd ul-Hamid Bescheid gegeben haben ... Ich dagegen bin schrecklich dumm, das können Sie sich nicht vorstellen.«

»Sie können gar nicht dumm sein«, flüsterte Fandorin aus tiefster Überzeugung.

»Ach, wenn es nicht so peinlich wäre, könnte ich Ihnen was erzählen ... Ach, ich tu's einfach. Ich habe das Gefühl, Sie werden mich nicht auslachen. Oder höchstens mit mir zusammen. Stimmt's?«

»Stimmt!« rief Fandorin, und da der Baron im Schlaf mit den Brauen zuckte, fand der junge Mann zum Flüsterton zurück. »Ich werde Sie niemals auslachen.«

»Also gut, versprochen! Damals, nach Ihrem Besuch, hab ich mir so allerlei ausgemalt, wissen Sie ... Ein hübsches Märchen, mit viel Gefühl und tragischem Ende, wie sich's gehört. Das Ende der ›Armen Lisa‹ von Karamsin, entsinnen Sie sich? Lisa und Erast? Den Namen fand ich schon immer wunderschön. Jedenfalls hab ich mir vorgestellt, wie ich im Sarg liege, ertrunken oder an der Schwindsucht gestorben, bleich und schön anzusehen, gebettet auf weißen Rosen, und Sie stehen am Sarg und schluchzen, Papa und Mama genauso, und Emma schneuzt sich in ihr Taschentuch. Kurios, nicht wahr?«

Fandorin bestätigte es ihr.

»Was für ein Zufall, daß wir uns auf dem Bahnsteig begegnet sind. Wir waren *ma tante* besuchen und sollten eigentlich schon gestern zurückfahren, aber Papa hatte noch dienstlich im Ministerium zu tun, und wir haben die Billetts umgetauscht. Ist das nicht ein erstaunlicher Zufall?«

»Wieso Zufall?« Fandorin tat verwundert. »Das war ein Fingerzeig des Schicksals.«

Draußen vor dem Fenster gab es einen seltsamen Himmel

zu sehen: tiefschwarz mit rotem Saum am Horizont. An die Depeschen, die fahl schimmernd auf dem Tisch herumlagen, dachte Fandorin in diesem Moment nicht mehr.

Eine Droschke beförderte Fandorin vom Bahnhof Nikola-jewskaja quer durch das morgendliche Moskau nach Chammowniki. Der Tag versprach klar und freundlich zu werden; Lisankas jauchzende Abschiedsworte (»Sie kommen doch ganz gewiß heute abend? Versprochen?«) klangen ihm noch süß in den Ohren.

Vom Zeitplan her fügte sich alles ganz prächtig. Zuerst einmal ins Asternat, zur Lady. In die Gendarmerieverwaltung, zum Gespräch mit dem Vorsteher, besser hinterher – dann konnte er, falls er von Lady Aster etwas Wichtiges erfuhr, dem Generaladjutanten Misinow gleich telegrafieren. Andererseits könnten während der Nacht die restlichen Depeschen aus den Gesandtschaften eingetroffen sein. Fandorin entnahm seinem neuen silbernen Zigarettenetui eine Papirossa und zündete sie sich ungeschickt an. Sollte er vielleicht doch lieber erst zur Gendarmerie fahren? Aber das Pferdchen trabte ja schon fröhlich Richtung Ostoshenka, jetzt noch umzudrehen wäre töricht gewesen. Sei's drum: Erst die Lady, dann das Amt, dann nach Hause, ein paar Sachen zusammenpacken und in einem ordentlichen Hotel Quartier nehmen, umziehen, Blumen kaufen – und dann, so gegen sechs, auf in die Malaja Nikitskaja, zu den Ewert-Kokolozews! Erast Fandorin lächelte selig und sang: »Er war leider nur Titularrat und sie Generals liebstes Kind. Er tat ihr die Liebe erklären, doch sie war vor Hochmut ganz blind ...«

Da war auch schon das Haus mit dem eisernen Tor, dem gestreiften Pförtnerhäuschen und dem blau uniformierten Bediensteten darin.

Fandorin beugte sich etwas nach vorn und rief: »Wo finde ich Lady Aster? Im Asternat oder drüben?«

»Um die Tageszeit pflegt sie drüben in der Direktion zu sein«, rapportierte der Torwächter brav, und die Kutsche ratterte weiter, in die stille Seitenstraße hinein.

Vor dem zweistöckigen Direktionsgebäude hieß Fandorin den Kutscher warten, wobei er ihm geduldig zu sein empfahl: Das Gespräch konnte sich hinziehen.

Der nämliche aufgeblasene Türhüter, den die Lady mit Timothy angesprochen hatte, lungerte vor der Tür herum, diesmal ließ er sich allerdings nicht die Sonne auf den Pelz scheinen, sondern war in den Schatten gerückt; die Junisonne stach um einiges heftiger als jene im Mai.

Doch verhielt sich dieser »Timothy« deutlich anders als damals, bewies geradezu psychologisches Feingefühl: Er nahm die Mütze ab, verbeugte sich und fragte mit reichlich Zucker in der Stimme, wen zu melden genehm sei. Irgend etwas an Fandorins Erscheinung mußte sich in den letzten vier Wochen so verändert haben, daß der im Stamme der Türhüter tief verwurzelte Instinkt, zuzuschnappen und den Einlaß zu verwehren, nicht mehr ansprang.

»Nicht nötig, ich kenne den Weg.«

Timothy dienerte, sperrte anstandslos die Tür auf und ließ den Besucher an sich vorbei in das mit Leinwand tapezierte Foyer, von wo Fandorin den im hellen Sonnenlicht liegenden Korridor entlang zu der bekannten weißgoldenen Tür gelangte. Sie ging auf, noch bevor er angeklopft hatte, ein hochaufgeschossenes Subjekt in gleicher blauer Livree und weißen Strümpfen, wie Timothy sie trug, sah den Gast fragend an.

»Staatsbeamter Fandorin, Dritte Abteilung, in dringender Angelegenheit«, sagte Fandorin streng, doch das Pferde-

gesicht des Lakaien blieb ungerührt, Fandorin mußte sich noch einmal auf englisch erklären: »*State police, inspector Fandorin, on urgent official Business.*«

Wieder zuckte kein Muskel in dem versteinerten Gesicht, doch schien der Sinn des Gesagten angekommen zu sein: Affektiert zog der Lakai das Kinn zur Brust und verschwand hinter der Tür, die er fest hinter sich zuzog.

Nach einer halben Minute ging sie von neuem auf. Lady Aster persönlich stand auf der Schwelle. Der Anblick des alten Bekannten malte ein freudiges Lächeln auf ihr Gesicht.

»Ach, Sie sind es, mein lieber Junge. Andrew meinte, irgendein hoher Herr von der Geheimpolizei. Treten Sie ein! Wie geht es Ihnen? Sie sehen erschöpft aus!«

»Ich komme eben aus Petersburg«, erklärte Fandorin, während er das Arbeitszimmer der Lady betrat. »Vom Bahnhof geradewegs zu Ihnen, die Sache pressiert.«

»Ach ja.« Die Baronesse nickte traurig, während sie sich in ihren Sessel setzte und den Gast mit einer Geste gegenüber Platz nehmen ließ. »Bestimmt wünschen Sie mit mir über den lieben Gerald Cunningham zu sprechen. Es ist wie ein böser Traum, ich kann es nicht begreifen. Andrew, nimm dem Herrn doch bitte den Polizeihut ab. Mein alter Diener, vor kurzem aus England gekommen. Der wackere Andrew, wie hatte ich ihn vermißt! Geh, Andrew, geh, mein Freund, ich brauche dich vorerst nicht mehr.«

Der knochige Andrew, der dem Gast weder wacker noch geheuer vorkam, tat eine Verbeugung und entfernte sich. Fandorin suchte in dem harten Lehnstuhl eine bequeme Sitzposition zu finden – die Unterhaltung versprach länger zu dauern.

»Mylady, ich bin tief betrübt ob des Vorgefallenen, doch

leider mußten wir feststellen, daß Herr Cunningham, ihr Intimus und langjähriger Gehilfe, in kriminelle Geschichten größeren Ausmaßes verstrickt war.«

»Und jetzt wollen Sie vermutlich meine russischen Aternate schließen?« fragte die Lady leise. »Herrje, was soll aus den Kindern werden? Sie haben sich doch gerade erst an ein normales Leben zu gewöhnen begonnen. Und wie viele Talente in ihnen schlummern! Ich werde Seiner Majestät ein Bittschreiben senden. Vielleicht wird mir gestattet sein, meine Zöglinge mit ins Ausland zu nehmen.«

»Ihre Befürchtungen sind ganz umsonst«, sagte Fandorin milde. »Den Aternaten wird gewiß nichts geschehen. Es wäre doch der reinste Frevel. Nein, ich möchte Ihnen einige Fragen zu Cunningham stellen, weiter nichts.«

»Selbstverständlich! Fragen Sie, was Sie wollen. Gerald, der arme Teufel ... Wissen Sie, er stammte aus bestem Hause, doch seine Eltern erlitten auf der Rückreise aus Indien Schiffbruch, und so wurde der Junge mit elf Jahren Waise. Bei uns in England herrschen unerbittliche Erbfolgegesetze, der älteste Sohn ist Alleinerbe, Titel und Vermögen fallen ausschließlich ihm zu, und die Jüngeren gehen häufig vollkommen leer aus. Gerald war der jüngste Sohn eines jüngsten Sohnes, mittellos und ohne Bleibe, die Verwandten scherten sich nicht um ihn. Hier, sehen Sie, ich schreibe gerade einen Beileidsbrief an seinen Onkel, ein nichtsnutziger Gentleman, der sich für Gerald nie interessiert hat. Aber was hilft es, wir Engländer legen nun einmal großen Wert auf Formalitäten!« Lady Aster ließ einen Briefbogen sehen, der mit engen, altmodischen Schriftzügen voller Schnörkel und Kringel gefüllt war. »Jedenfalls habe ich das Kind damals zu mir genommen. Gerald legte eine hervorragende mathematische Begabung an den Tag, ich meinte damals, er müßte

Professor werden, doch sein unsteter Geist und sein Ehrgeiz standen einer Gelehrtenlaufbahn entgegen. Bald bemerkte ich, daß der Junge bei den anderen Kindern große Autorität genoß, es gefiel ihm, Anstifter zu sein. Er war eine Führernatur: mit seltener Willenskraft, Disziplin, einem untrüglichen Gespür für die Stärken und Schwächen von Menschen. Im Asternat von Manchester wurde er zum Sprecher gewählt. Ich hatte erwartet, daß Gerald in den Staatsdienst eintreten oder sich mit Politik befassen würde – aus ihm wäre ein hervorragender Kolonialbeamter geworden, später vielleicht sogar ein Generalgouverneur. Wie groß war mein Erstaunen, als er den Wunsch äußerte, bei mir zu bleiben und Erziehungsarbeit zu leisten!«

»Ja, freilich!« nickte Fandorin. »So bekam er Gelegenheit, auf die ungefestigten kindlichen Naturen Einfluß zu nehmen und später Kontakte zu den Absolventen aufzubauen.« Fandorin hielt inne, ihm war plötzlich ein Einfall gekommen. Aber ja! Unbegreiflich, daß er das nicht früher erkannt hatte!

»Schon bald war Gerald für mich unersetzlich geworden«, fuhr die Lady fort; den veränderten Gesichtsausdruck ihres Gegenüber schien sie nicht zu bemerken. »Wie selbstlos und unermüdlich er tätig war! Und dazu dieses einzigartige linguistische Talent: Ohne ihn wäre ich über die Arbeit der Filialen in so vielen Ländern nie und nimmer auf dem laufenden geblieben. Daß ihm dieser unmäßige Ehrgeiz zusetzte war mir klar. Das ist ein Kindheitstrauma: den Anverwandten beweisen zu wollen, daß man es auch ohne sie zu etwas bringt. Ich fühlte diesen seltsamen Zwiespalt, fühlte ihn sehr genau: Bei seinen Fähigkeiten und Ambitionen mochte er sich mit der bescheidenen Rolle eines Pädagogen nie zufriedengeben, da konnte das Gehalt noch so anständig sein.«

Fandorin hörte nicht mehr zu. Als wäre in seinem Kopf eine Glühbirne angegangen – alles, was zuvor im Dunkeln gewesen, lag nun im hellen Licht. Alles paßte zusammen! Der wer weiß woher aufgetauchte Senator Dobbs, der französische Admiral »ohne Gedächtnis«, der türkische Effendi ungewisser Abkunft, na, und der tote Brilling auch, jawohl! Überirdische Wesen? Marsmenschen? Invasoren aus dem Jenseits? Pustekuchen! Alle waren sie Aternatzöglinge! Findelkinder! Ausgesetzte! Wohlgemerkt nicht in dem Sinne, daß sie heimlich vor die Aternatztür gelegt worden wären, nein, umgekehrt: Von hier hatte man sie ausgesetzt – in alle Welt! Jeder war in trefflicher Weise ausgebildet worden, jeder verfügte über ein geschickt hervorgekitzeltes, sorgfältig gehegtes Talent! Gewiß nicht zufällig hatte man den kleinen Jean ins Fahrwasser einer französischen Fregatte geschoben – der Knabe mochte die Anlagen zu einem überdurchschnittlichen Seemann gehabt haben. Es mußte allerdings Gründe geben, weshalb man darauf bedacht war, die Herkunft des Wunderkinds zu verschleiern. Und diese lagen auf der Hand. Hätte die Welt erfahren, wieviel glänzende Karrieristen aus den Brutkästen der Lady Aster hervorgingen, sie wäre auf der Hut gewesen! So aber schien sich alles ganz von selbst zu ergeben. Ein sanfter Stoß in die richtige Richtung – und das Talent kam zum Vorschein. Darum also errang jedes einzelne Exemplar aus der Kohorte der »Waisen« in seiner Laufbahn so durchschlagende Erfolge! Und darum war ihnen allen so viel daran gelegen, Cunningham von ihren Karrieresprüngen zu berichten – so attestierten sie ihre Prosperität und daß die richtige Wahl getroffen war! Und es verstand sich von selbst, daß all diese Genies ihrer alten Kommune gegenüber absolute Loyalität bewiesen, es war ihre Familie, die einzige, die sie je hatten – sie war es

gewesen, die sie vor der grausamen Welt in Schutz genommen, gehegt und gepflegt und ihnen ihr unverwechselbares Ich entdeckt hatte. Fast viertausend in alle Welt verstreute Genies – fürwahr eine stattliche Familie! Es lebe Cunningham, es lebe die »Führernatur«! Aber nein, Moment ...

»Wie alt war Cunningham eigentlich, Mylady?« fragte Fandorin mit gerunzelter Stirn.

»Dreiunddreißig«, gab die Lady, ohne zu zögern, Auskunft. »Am 16. Oktober wäre er vierunddreißig geworden. An seinem Geburtstag pflegte Gerald eine Feier für die Kinder zu veranstalten, und nicht er bekam Geschenke, sondern die Kinder wurden von ihm beschenkt. Das muß ihn fast sein ganzes Gehalt gekostet haben ...«

»Nein, das haut nicht hin!« rief Fandorin aufs höchste bestürzt.

»Was haut nicht hin, mein Junge?« fragte die Lady erstaunt.

»Entrepide ist vor zwanzig Jahren aus dem Meer gefischt worden! Da war Cunningham gerade dreizehn. Und Dobbs scheffelte sein Vermögen vor einem viertel Jahrhundert, als Cunningham noch nicht einmal Waise war! Er kann es nicht sein!«

»Wovon reden Sie?« Die Engländerin konnte Fandorins Gedanken nicht folgen, zwinkerte irritiert mit ihren blauen Augen.

Fandorin starrte die Lady an, wortlos, von einem furchtbaren Verdacht erfüllt.

»Also nicht Cunningham«, flüsterte er. »Sondern ... Sie! Sie waren vor zwanzig und fünfundzwanzig und vierzig Jahren auf der Welt! Wer, wenn nicht Sie! Cunningham ist in der Tat nur Ihre rechte Hand gewesen. Vierzigtausend Zöglinge – wenn man es recht bedenkt, alles Ihre Kinder! ›Sie hat mehr

für uns beide getan als jede Mutter«, habe ich Morbid und Franz sagen hören, und jetzt wird mir klar, daß Sie gemeint waren und nicht Amalia! Einem jedem verhalfen Sie zum Lebensziel, einen jeden brachten Sie »auf den richtigen Weg!« Unglaublich ist das, ganz unglaublich!« Fandorin stöhnte wie unter Schmerzen. »Sie haben Ihre pädagogische Theorie von Anfang an dazu mißbraucht, eine Weltverschwörung anzuzetteln!«

»Na! Nun nicht von Anfang an«, entgegnete Lady Aster seelenruhig; mit ihr war eine Wandlung vor sich gegangen, die schwer zu beschreiben, doch nicht zu übersehen war. Nicht mehr die sanfte, friedvolle Alte saß Fandorin gegenüber. Ihre Augen sprühten vor Esprit, Selbstgerechtigkeit und unbeugsamer Kraft. »Zuerst wollte ich wirklich nichts anderes, als die armen, obdachlosen Menschenkinder zu retten. Ich wollte sie glücklich machen – so viele, wie ich konnte. Hundert oder tausend, gleichviel. Doch meine Bemühungen waren wie ein Tropfen Wasser auf den heißen Stein. Während ich ein Kind rettete, wurden Tausende und Abertausende dieser kleinen, mit Gottes Funken beseelten Menschen vom grausamen Moloch der Gesellschaft verschlungen. Ich begriff, daß meine Arbeit sinnlos war. Man kann das Meer nicht mit dem Löffel ausschöpfen.« Lady Asters Stimme gewann immer mehr an Festigkeit, die gebeugten Schultern strafften sich. »Und außerdem verstand ich, daß der Herrgott mich zu mehr befugt hat. Ich kann nicht nur eine Handvoll Waisenkinder retten, ich kann die Welt retten. Vielleicht nicht zu Lebzeiten, vielleicht erst zwanzig, dreißig, fünfzig Jahre nach meinem Tod. Das ist meine Berufung, meine Mission. Jedes meiner Kinder ist ein Juwel, ist die Krone der Schöpfung, ein Ritter des neuen Menschentums. Jedes erbringt unermesslichen Nutzen, wird

mit seinem Leben die Welt zum Besseren wenden. Sie verfassen weise Gesetze, entlocken der Natur ihre Geheimnisse, schaffen erlesene Kunstwerke. Von Jahr zu Jahr werden es mehr, und es kommt der Tag, da haben sie diese garstige, ungerechte, verbrecherische Welt verwandelt!«

»Erzählen Sie mir doch nichts von Geheimnissen der Natur und erlesenen Kunstwerken!« versetzte Fandorin sarkastisch. »Ihnen geht es einzig um Macht. Ich habe doch die Listen gesehen: Da waren nichts als Generäle und künftige Minister.«

Die Lady lächelte herablassend.

»Mein Lieber, Sie müssen wissen, daß Cunningham bei mir lediglich für die Kategorie F zuständig war – eine von vielen. F bedeutet Force, also das, was die Mechanismen der Machtausübung im engen Sinne betrifft: Politik, Staatsapparat, Militär, Polizei und so weiter. Daneben gibt es die Kategorie S – Science, die Kategorie A – Arts, die Kategorie B – Business. Und andere. Ich habe in den vierzig Jahren meiner pädagogischen Tätigkeit sechszehntausendachthundert-dreiundneunzig Menschen auf den richtigen Weg geführt. Sehen Sie denn nicht, welch rasanten Aufschwung Wissenschaft, Technik, Kunst, Jurisprudenz und Industrie in den letzten Jahrzehnten genommen haben? Sehen Sie nicht, daß die Welt seit Mitte unseres neunzehnten Jahrhunderts besser, vernünftiger, schöner geworden ist? Es vollzieht sich eine wahrhaftige, friedliche Revolution! Und sie ist absolut notwendig, andernfalls wird die Welt, so ungerecht, wie sie eingerichtet ist, von einer anderen, blutigen Revolution heimgesucht werden, die die Menschheit um Jahrhunderte zurückwürfe. Tag für Tag tun meine Kinder das Ihre, die Welt zu retten. Und warten Sie ab, was erst in kommenden Jahren passieren wird. Sie hatten mich übrigens gefragt, warum

ich keine Mädchen aufnehme. Ich gestehe, Sie damals belogen zu haben. Ich nehme Mädchen. Allerdings nur wenige. In der Schweiz gibt es ein spezielles Asternat, an dem meine teuren Töchter erzogen werden. Ein ganz exquisites Material, womöglich kostbarer als meine Söhne. Mit einer von ihnen hatten Sie bereits das Vergnügen.« Die Lady zeigte ein verschlagenes Lächeln. »Derzeit führt sie sich freilich etwas unvernünftig auf, hat ihre Pflicht vorübergehend aus den Augen verloren. Das kommt vor bei jungen Frauen. Doch sie wird zu mir zurückfinden, dessen bin ich gewiß. Ich kenne meine Mädchen.«

Fandorin entnahm diesen Worten, daß Surow Amalia wohl doch nicht erschossen, sondern irgendwohin entführt hatte; dennoch rührte die Erwähnung dieser Person an alte Wunden und dämpfte vorübergehend die – allerdings gehörige – Bestürzung, die die Ausführungen der Baronesse bei ihm ausgelöst hatten.

»Ein edler Zweck ist freilich aller Ehren wert!« brauste er auf. »Aber wie steht es um die Mittel? Einen Menschen zu töten ist für Sie dasselbe, wie eine Mücke zu erschlagen!«

»Das ist nicht wahr!« entrüstete sich die Lady. »Jedes vergeudete Leben bedauere ich zutiefst. Doch man kann die Augiasställe nicht ausmisten, ohne sich schmutzig zu machen. Ein Toter läßt tausend, ach, eine Million andere leben.«

»Kokorin zum Beispiel, wen hat der leben lassen?« erkundigte sich Fandorin bissig.

»Mit dem Geld dieses nichtsnutzigen jungen Lebemanns forme ich Tausende helle Köpfe für Rußland und die Welt. Nein, mein Lieber, da kann man nichts machen. Nicht ich habe die Welt so grausam eingerichtet, alles in ihr hat seinen Preis, und im konkreten Fall halte ich ihn für durchaus angemessen.«

»Und wofür mußte Achtyrzew sterben?«

»Erstens war er viel zu geschwätzig. Zweitens hat er Amalia über die Maßen zugesetzt. Und drittens haben Sie Iwan Brilling doch selbst auf das Erdöl in Baku hingewiesen. Niemand wird Achtyrzews Testament anfechten können, es bleibt in Kraft.«

»Polizeiliche Ermittlungen fürchteten Sie nicht?«

»Ach wo!« sagte die Lady schulterzuckend. »Ich wußte, mein lieber Brilling würde alles in rechte Bahnen lenken. Ihm war diese glänzende analytische und organisatorische Begabung in die Wiege gelegt. Was für eine Tragödie, daß er nicht mehr unter uns weilt. Brilling hätte es ideal hinbekommen, wäre da nicht ein überaus eifriger junger Gentleman gewesen. Da haben wir alle großes, großes Pech gehabt.«

An dieser Stelle fiel es Fandorin endlich ein, mißtrauisch zu werden.

»Mylady, sagen Sie mal ... Warum sind Sie eigentlich so offenherzig zu mir? Sie glauben doch nicht etwa, mich für Ihren Orden missionieren zu können? Liebend gern wäre ich auf Ihrer Seite, Mylady, doch bei diesen Methoden, bei all dem vergossenen Blut ...«

»Nein, mein Freund«, unterbrach ihn die Lady mit einem milden Lächeln, »ich mache mir keine Hoffnungen, daß meine Propaganda bei Ihnen auf fruchtbaren Boden fallen könnte. Leider sind wir uns allzu spät begegnet: Ihr Geist, Ihr Charakter, Ihr ganzes moralisches Wertesystem sind bereits so festgefügt, daß sich kaum noch etwas ändern läßt. Meine Offenherzigkeit Ihnen gegenüber hat dreierlei Gründe. Erstens sind Sie ein blitzgescheiter junger Mann und mir ausgesprochen sympathisch. Ich möchte keinesfalls, daß Sie ein Monster in mir sehen. Zweitens waren Sie so leichtsinnig, vom Bahnhof direkt hierherzufahren, ohne erst

Ihre Vorgesetzten in Kenntnis zu setzen. Na, und drittens habe ich Sie nicht umsonst in diesem schrecklich unbequemen Sessel mit so seltsam geschwungener Lehne plaziert.«

Sie tat eine winzige Handbewegung, und aus den hohen Armstützen sprangen zwei Stahlbänder hervor, die Fandorin fest an die Sessellehne zogen. Ohne noch recht zu begreifen, wie ihm geschah, versuchte er aufzuspringen, konnte sich jedoch überhaupt nicht mehr rühren; die Füße des Sessels schienen mit dem Fußboden verwachsen zu sein.

Die Lady schwang ein Glöckchen. Im selben Augenblick stand Andrew im Zimmer, so als hätte er mit gespitzen Ohren hinter der Tür gelauert.

»Andrew, mein Bester, hol bitte rasch Professor Blank«, trug die Lady ihm auf. »Du kannst ihm unterwegs die Sachlage erläutern. Ach ja, er soll Chloroform mitbringen. Und Timothy soll sich um den Kutscher kümmern.« Sie seufzte traurig. »Da kommen wir leider nicht drum herum.«

Andrew verbeugte sich wortlos und trat ab. Im Kabinett wurde nicht mehr gesprochen: Keuchend rutschte Fandorin in seiner stählernen Falle hin und her, versuchte sich zu drehen, um an die rettende Herstal hinter seinem Rücken zu gelangen, doch die verdammten Stahlbänder waren so fest gespannt, daß er die Idee getrost vergessen konnte. Teilnahmsvoll beobachtete die Lady ihren zappelnden Gast und schüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf.

Wenig später hallten eilige Schritte vom Korridor her, und zwei Männer traten ein: Professor Blank, das physikalische Genie, und der stumme Andrew.

Der Professor sah den Gefangenen kurz an und fragte die Lady auf englisch, ob »es« etwas Ernstes sei.

»Ja, ziemlich ernst«, sagte sie und seufzte. »Aber nicht hoffnungslos. Natürlich müssen wir ein paar Vorkehrungen

treffen. Ich möchte nur nicht unnötig zum äußersten Mittel greifen. Und so entsann ich mich, mein lieber Junge, daß Sie schon lange von einem Experiment am Menschenmaterial träumen. Die Gelegenheit scheint günstig.«

»Eigentlich fühle ich mich für die Arbeit am menschlichen Hirn noch nicht vollends gewappnet«, sagte Blank unschlüssig und betrachtete Fandorin, der still geworden war. »Wobei es andererseits ein Frevel wäre, solch eine Chance ungenutzt zu lassen.«

»Betäubt werden muß er in jedem Fall«, bemerkte die Baronesse. »Haben Sie das Chloroform dabei?«

»Sehr wohl, das haben wir gleich.« Der Professor zog aus seiner geräumigen Kitteltasche ein Fläschchen und goß reichlich Flüssigkeit daraus auf sein Taschentuch. Sofort stieg der beißende medizinische Geruch in Fandorins Nase. Er wollte protestieren, doch Andrew war mit zwei Sätzen neben dem Sessel und packte den Gefangenen mit unerhörter Kraft bei der Kehle.

»Verzeihen Sie, mein armer Junge«, sagte die Lady und wandte sich ab.

Blank zog eine goldene Taschenuhr aus der Westentasche, sah über die Ränder seiner Brille hinweg auf das Zifferblatt und drückte Fandorin den weißen Lappen fest ins Gesicht. Nun war die Stunde gekommen, da ihm die lebensspendende Lehre des unvergleichlichen Chandra Johnson zum Nutzen gereichen sollte! Er beschloß, das tückische Aroma, dem so gar kein Prana innewohnte, nicht an sich heranzulassen. Eine Übung im Atemanhalten war ohnedies wieder einmal fällig.

»Eine Minute dürfte mehr als genug sein!« verkündete der Wissenschaftler, während er das Tuch auf Mund und Nase des Delinquenten gepreßt hielt.

Uuund acht, uuund neun, uuund zehn! zählte Erast Fan-

dorin in Gedanken, wobei er nicht vergaß, krampfhaft den Mund aufzureißen, die Augen hervorquellen zu lassen und Krämpfe zu mimen. Übrigens wäre ihm, auch wenn er gewollt hätte, das Atmen schwergefallen, da Andrew seinen Hals mit eisernem Griff umklammerte.

Inzwischen war er schon über die Zahl achtzig hinausgelangt, die Lungen hielten der Gier einzuatmen heldenhaft stand, und immer noch kühlte der feuchte, widerliche Lappen sein glühendes Gesicht. Fünfundachtzig, sechsahtzig, siebenachtzig! schummelte Fandorin nun ein wenig beim Zählen, versuchte, den unerträglich langsam kriechenden Sekundenzeiger mit letzter Kraft anzuschieben. Und da erst fiel ihm ein, daß er nicht mehr zucken durfte – es war höchste Zeit, das Bewußtsein zu verlieren! Fandorin erschlaffte, hörte auf zu zappeln, ließ, um noch eins draufzugeben, den Unterkiefer hängen. Bei dreiundneunzig nahm Professor Blank den Lappen weg.

»Allerhand!« konstatierte er. »Dieser Organismus hat eine erstaunliche Widerstandskraft. Fast fünfundsechzig Sekunden.«

Der »Ohnmächtige« ließ den Kopf zur Seite fallen und gab acht, daß sein Atem tief und gleichmäßig ging, obwohl der Sauerstoff begehrende Mund aufspringen und nach Luft schnappen wollte.

»Fertig, Mylady«, verkündete der Professor. »Wir können zum Experiment schreiten.«

SECHZEHNTE KAPITEL,
*in welchem der Elektrizität
eine große Zukunft prophezeit wird*

»Tragen Sie ihn ins Laboratorium«, sagte die Lady. »Aber bitte beeilen. In zwölf Minuten fängt die Pause an. Das ist kein Anblick für die Kinder.«

Es klopfte an die Tür.

»Sind Sie es, Timothy?« fragte die Baronesse auf russisch.

»Come in!«

Fandorin wagte nicht einmal zu blinzeln – hätte es irgendwer mitbekommen, wäre es das Ende gewesen. Er hörte die schweren Schritte des Portiers und die laute, wie an eine Versammlung Schwerhöriger gerichtete Stimme: »Sozusagen alles bestens, Eure Erlaucht. Oll reit. Ich hab den Kutscher zum Täßchen Tee eingeladen. Tschai! Tea! Drink! Zäher Bursche! Trinkt und trinkt, tut sich nix. Drink, drink, nitschewo. Am Ende isser trotzdem umgeplumpst. Pferd und Wägelchen hab ich ums Eck gescheucht. Biheindse Haus! Auf den Hof, mein ich. Da steht's erst mal gut, ich kümmerge mich drum, keine Sorge!«

Blank übersetzte der Baronesse das Kauderwelsch.

»Fine!« rief sie und raunte dem Butler zu: »*Andrew, just make sure that he doesn't try to make a profit selling the horse and the carriage.*«

Eine Antwort war nicht zu vernehmen – wahrscheinlich hatte der schweigsame Andrew sich mit einem Nicken begnügt.

Na los, ihr Scheusale, schnallt mich endlich los! feuerte

Fandorin seine Peiniger insgeheim an. Ist doch gleich Pause. Dann könnt ihr ein feines Experiment erleben! Ich darf nur den Sicherungsknopf nicht vergessen.

Doch auf Fandorin wartete eine herbe Enttäuschung – keiner machte Anstalten, ihn abzuschnallen. Direkt neben seinem Ohr hörte er es schnaufen, Knoblauchgestank stieg ihm in die Nase (Timothy! kombinierte Fandorin) – ein leises Quietschen, das gleiche noch einmal, noch einmal, noch einmal ...

»Fertig! Die Schrauben sind ab«, meldete der Portier. »Los, Andrjucha, angefaßt!«

Fandorin wurde mitsamt dem Sessel in die Höhe gehoben und davongetragen. Er öffnete die Augen nun doch einen schmalen Spalt, erspähte die Galerie und die in der Sonne liegenden holländischen Fenster. Kein Zweifel: Man schleppte ihn ins Hauptgebäude hinüber, ins Laboratorium.

Als die Träger auf leisen Sohlen den Pausenflur betraten, erzog Fandorin allen Ernstes aufzuwachen, einen Höllenlärm zu schlagen und so den Fortgang des pädagogischen Prozesses zu beeinträchtigen. Sollten die Kinder sehen, mit was für Verrichtungen sich ihre gute Lady abgab. Doch die aus den Klassenräumen dringenden Geräusche – der gemessenen dozierende Baß des Lehrers, eine Salve Lausbubenlachen, ein schmetternder Chor – waren so friedlich und freundlich, daß Fandorin den Mut nicht aufbrachte. Vielleicht war es ja noch zu früh, die Karten aufzudecken, rechtfertigte er sein Zaudern vor sich selbst.

Und dann war es zu spät – die Geräusche des Schulbetriebs blieben hinter ihm zurück. Fandorin registrierte, daß man ihn eine Treppe hinaufbeförderte; eine Tür knarrte, ein Schlüssel drehte sich im Schloß.

Noch durch den geschlossenen Wimpernvorhang fiel ihm

auf, wie hell das elektrische Licht war, das eben anging. Schnell hatte er mit einem blinzelnden Auge die Einrichtung des Raumes erfaßt: porzellanene Apparaturen, Kabel, Metallspulen. All dies gefiel ihm überhaupt nicht. Aus der Ferne hörte er eine Glocke schellen, die wohl das Ende der Schulstunde verkündete; beinahe sogleich tönte helles Kindergeschrei.

»Ich hoffe, alles geht gut«, seufzte Lady Aster. »Es täte mir leid, wenn der Junge dran glauben müßte.«

»Ganz meine Hoffnung, Mylady«, erwiderte der Professor, dem man die Erregung anhörte, und schepperte mit irgend etwas. »Bedauerlicherweise fordert die Wissenschaft immer wieder ihren Tribut. Für jeden noch so kleinen Fortschritt ist ein hoher Preis zu zahlen. Mit Sentiment kommt man nicht weit. Aber wenn Ihnen an dem jungen Mann so viel liegt – warum hat Ihr Bär den Kutscher vergiftet, anstatt ihm Schlafpulver unterzurühren? Ich hätte fürs erste gern mit dem Kutscher vorliebgenommen und mir den jungen Mann für später aufgehoben. Das hätte seine Überlebenschance erhöht.«

»Sie haben völlig recht, mein Lieber. Das war ein unverzeihlicher Fehler.« In der Stimme der Lady schwang aufrichtige Reue. »Ich bitte Sie dennoch, tun Sie Ihr Bestes. Und erklären Sie mir noch einmal, was genau Sie mit ihm vorhaben.«

Fandorin spitzte die Ohren – diese Frage interessierte auch ihn ungemein.

»Sie kennen ja meine kardinale Idee«, begann der Professor in leidenschaftlichem Ton und ließ sogar das Scheppern sein. »Ich bin der Ansicht, daß die Nutzbarmachung der Naturkraft Elektrizität für das kommende Jahrhundert von entscheidender Bedeutung sein wird. Doch, doch, Mylady!

Noch ganze vierundzwanzig Jahre trennen uns vom zwanzigsten Jahrhundert, das ist nicht mehr viel. Das nächste Jahrhundert wird die Welt von Grund auf verändern, sie wird nicht wiederzuerkennen sein, und all dies dank der Elektrizität. Sie ist nicht bloß Kunstlichtlieferant, wie manche profanen Geister glauben. Sie vermag wahre Wunder zu vollbringen, im kleinen wie im großen Stil. Stellen Sie sich eine Kutsche ohne Pferde vor, von einem Elektromotor gezogen! Oder eine Eisenbahn ohne Dampflokomotive – schnell, sauber und geräuschlos! Oder aber mächtige Kanonen, die den Feind mit einem gezielten Blitzschlag niedermähen! Und auch die Post, ganz ohne Pferde!«

»All dies haben Sie mir schon Dutzende Male erzählt«, fiel die Baronesse dem feurigen Redner milde ins Wort. »Erläutern Sie mir die medizinische Anwendung der Elektrizität.«

»Oh, das ist das Allerinteressanteste!« ereiferte der Professor sich noch mehr. »Das ist diejenige Sphäre der elektrischen Wissenschaft, der ich mein Leben zu widmen gedenke. Während die Makroelektrizität – Turbinen, Motoren, mächtige Dynamomaschinen – zur Verwandlung der Außenwelt führt, wird die Mikroelektrizität den Menschen selbst verändern, die natürlichen Konstruktionsfehler des Homo sapiens korrigieren. Elektrophysiologie und Elektrotherapie werden die Menschheit retten – und bestimmt nicht Ihre Schlaumeier, die sich als große Politiker gebärden, geschweige diese lächerlichen Bilderkleckser!«

»Da haben Sie unrecht, mein Lieber. Auch die tun ein wichtiges und nützliches Werk. Aber fahren Sie fort.«

»Ich werde Ihnen die Möglichkeit in die Hand geben, jedweden Menschen so zu machen, wie Sie ihn haben wollen: ideal, von all seinen Mängeln befreit. Alle Defekte, die das menschliche Verhalten beeinträchtigen, nisten hier, in der

Hirnrinde.« Ein harter Finger klopfte schmerzhaft an Fandorins Schädel. »Vereinfacht gesagt, es gibt im Hirn verschiedene Sektoren: zuständig für das logische Denken, für die Genüsse, die Angst, die Enthemmung, den Geschlechtstrieb und so weiter und so fort. Der Mensch könnte eine harmonische Persönlichkeit sein, wenn alle Sektoren gleich gut funktionierten, was aber leider fast niemals der Fall ist. Bei dem einen ist jener Sektor überentwickelt, der den Selbsterhaltungstrieb steuert, und dieser Mensch zeigt sich als pathologischer Feigling. Beim anderen funktioniert die Logikzone unzureichend, der Mann ist ein ausgemachter Dummkopf. Meine Theorie besteht darin, daß sich mit Hilfe der Elektrotherapie, also des gezielten, streng dosierten Einsatzes elektrischer Entladungen, bestimmte Hirnsektoren stimulieren und andere, ungünstig wirkende, dämpfen lassen.«

»Das ist sehr, sehr interessant«, sagte die Baronesse. »Sie wissen, mein lieber Gebhardt, daß ich die Finanzierung Ihrer Forschungen bislang in keiner Weise eingeschränkt habe, erlauben Sie mir trotzdem die Frage, woher Sie die Gewißheit nehmen, daß eine solche Korrektur der Psyche prinzipiell möglich ist?«

»Sie ist möglich! Daran kann es nicht den geringsten Zweifel geben! Haben Sie nicht davon gehört, Mylady, daß in den Grabstätten der alten Inka Schädel gefunden wurden, die hier an dieser Stelle immer die gleichen Löcher aufweisen?« Schon wieder war der Finger zweimal auf Fandorins Kopf niedergestoßen. »Das ist der Bezirk, der für die Angst verantwortlich zeichnet. Die Inka wußten das und bohrten den Knaben der Kriegerkaste mit ihren primitiven Werkzeugen die Feigheit aus dem Schädel, machten sie so zu furchtlosen Soldaten. Oder erinnern Sie sich an die Maus!«

»Ja, Ihre tapfere Maus, die sich auf die Katze gestürzt hat, das fand ich sehr beeindruckend.«

»Und das war erst der Anfang. Stellen Sie sich eine Gesellschaft vor, in der es keine Verbrecher gibt! Brutale Mörder, Triebtäter, Taschendiebe werden nach ihrer Ergreifung nicht hingerichtet oder ins Straflager geschickt, an ihnen wird lediglich eine kleine Operation vollzogen, und die Unglücklichen sind ihre krankhafte Brutalität, ihre Wollust, ihre unmäßige Gier ein für allemal los und können zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft werden! Oder stellen Sie sich vor, man unterzöge einen Ihrer ohnehin so begabten Jungen meiner Elektrotherapie und steigerte seine Begabung noch um ein Vielfaches!«

»Nein, meine Jungen kriegen Sie nicht!« wehrte die Baronesse ab. »Zuviel Talent kann einen in den Wahnsinn treiben. Experimentieren Sie lieber mit Verbrechern. Aber sagen Sie, was hat es mit Ihrem sogenannten reinen Menschen auf sich?«

»Das ist eine vergleichsweise einfache Operation. Sie auszuführen glaube ich schon beinahe in der Lage zu sein. Man kann dem Gedächtnissektor einen Stromstoß versetzen, und aus dem menschlichen Hirn wird ein unbeschriebenes Blatt, so als wäre man mit dem Radiergummi darüber hinweggegangen. Alle intellektuellen Begabungen bleiben erhalten, während die erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten ausgemerzt werden. Heraus kommt ein Mensch in vollkommener Unschuld, wie neugeboren. Erinnern Sie sich an das Experiment mit dem Frosch? Nach der Operation hatte er das Springen verlernt, ohne die motorischen Reflexe eingebüßt zu haben. Er wußte nicht mehr, wie man Fliegen fängt, doch der Schluckreflex war noch vorhanden. Theoretisch hätte man ihm all dies wieder beibringen können. Und wenn wir

nun unseren jungen Patienten hernehmen ... Was steht ihr beiden herum und gafft? Nehmt ihn und legt ihn hier auf den Tisch. Macht schnell!«

Es war soweit! Fandorin konzentrierte sich. Doch Andrew, dieser Schuft, packte ihn so fest bei den Schultern, daß der Versuch, nach der Pistole zu greifen, nicht lohnte. Während dessen hantierte Timothy mit etwas, es machte klack, und die Stahlreifen, die dem Gefangenen die Brust geschnürt hatten, waren weg.

»Ein, zwei, hopp!« kommandierte Timothy, der Fandorin bei den Beinen nahm, während Andrew ihn, ohne den Griff um seine Schultern zu lockern, mühelos aus dem Sessel hob.

Das Versuchsobjekt wurde auf den Tisch bugsiert, Andrew hielt die Ellbogen fest, der Portier die Knöchel. Das Holster drückte Fandorin gemein in die Hüfte. Erneut schellte die Glocke – die Pause war vorüber.

»Ich werde zwei Hirnsektoren synchron mit einem elektrischen Stromstoß behandeln. Danach wird der Patient aller vorherigen Lebenserfahrung ledig und sozusagen wieder zum Kleinkind geworden sein. Er wird alles wieder neu lernen müssen: zu gehen, zu kauen, die Toilette zu benutzen, späterhin das Lesen, Schreiben und so weiter. Ich denke, Ihre Pädagogen dürfte das interessieren. Zumal Sie sich ja im Falle dieses Individuums bereits ein Bild über die vorhandenen Anlagen machen konnten.«

»O ja. Er verfügt über eine hohe Reaktionsschnelligkeit, viel Mut, ein gut entwickeltes logisches Denken und eine einzigartige Intuition. Ich hoffe, all dies wird wiederherzustellen sein.«

Unter anderen Umständen hätte Erast Fandorin sich von solch beifälliger Charakteristik geschmeichelt gefühlt. Jetzt aber packte ihn das kalte Grausen: Er malte sich aus, als

Wickelkind mit Schnuller im Mund in einer rosa Wiege zu liegen und vor sich hin zu lallen, Lady Aster beugt sich über ihn und sagt mit vorwurfsvoller Stimme: »Ei, was sind wir böseböse, haben uns schon wieder naß gemacht!« Lieber sterben!

»Er zuckt, Sir!« Andrew tat zum ersten Mal den Mund auf. »Nicht, daß er uns noch aufwacht.«

»Unmöglich«, beschwichtigte ihn der Professor. »Die Narkose hält mindestens zwei Stunden vor. Leichte Konvulsionen sind ganz normal. Das Risiko liegt in folgendem, Mylady. Zur exakten Bemessung der nötigen Stromstärke bin ich leider noch nicht gekommen. Ein Zuviel an elektrischer Ladung kann den Patienten töten oder zum bleibenden Idioten machen. Ein Zuwenig bewirkt, daß dunkle Restbilder in der Hirnrinde verbleiben, die sich später unter Einwirkung äußerer Reize zu gewissen Erinnerungen fügen könnten.«

Die Baronesse schwieg eine Weile, dann sagte sie mit unüberhörbarem Bedauern: »Das können wir nicht riskieren. Geben Sie lieber etwas mehr.«

Ein obskures Surren setzte ein und sodann ein Knistern, von dem Fandorin eine Gänsehaut bekam.

»Andrew, scheren Sie ihm am Kopf zwei kleine Kreise frei – hier und hier!« befahl Blank und griff dem Liegenden in die Haare. »Ich muß die Elektroden ansetzen.«

»Nein, das soll Timothy machen!« entschied Lady Aster kategorisch. »Und ich lasse Sie allein. Ich möchte das nicht mit ansehen, sonst kann ich heute nacht nicht schlafen. Andrew, du kommst mit. Ich habe noch ein paar dringende Depeschen zu schreiben, die trägst du zum Telegrafen. Wir müssen Vorkehrungen treffen – man wird unseren Freund recht bald vermissen.«

»Schon recht, Mylady, Sie würden mich doch nur stören«,

erwiderte der Professor zerstreut, von seinen Vorbereitungen ganz in Anspruch genommen. »Ich werde Sie das Ergebnis schleunigst wissen lassen.«

Endlich löste sich der Klammergriff, der Fandorins Ellbogen niedergedrückt hatte.

Kaum hatten sich die Schritte auf dem Flur entfernt, schlug Fandorin die Augen auf, riß seine Beine los, streckte die Knie blitzschnell wieder und trat Timothy dabei so kräftig vor die Brust, daß er in die Ecke flog. Im nächsten Moment war Fandorin vom Tisch auf den Boden gesprungen und zog, blinzeln vom grellen Licht, die brave Herстал unter dem Rockschoß hervor.

»Keine Bewegung, oder ich schieße!« zischte der Auferstandene, nach Rache gierend, und hatte tatsächlich in diesem Augenblick nicht übel Lust, die beiden niederzuschießen: den blöde mit den Augen klappernden Timothy ebenso wie den verrückten Professor, der verdutzt mit zwei Stahlklammern in der Hand vor ihm stand. Von den Klammern führten dünne Drähte zu einer komplizierten, Funken spuckenden Maschine. Überhaupt gab es in dem Laboratorium allerlei interessante Gerätschaften zu sehen – sie zu betrachten war leider nicht der Moment.

Der Portier unternahm keinen Versuch, auf die Füße zu kommen, schlug nur ein zaghaftes Kreuz; Blank hingegen verhielt sich weniger harmlos. Fandorin hatte den Eindruck, als sei der Gelehrte nicht im geringsten erschrocken, nur wütend über den eingetretenen Zwischenfall, der sein Experiment gefährdete. Gleich stürzt er sich auf mich! schoß es Fandorin durch den Kopf. Die Mordlust verging ihm, war augenblicklich vorüber.

»Keine Dummheiten! Bleiben Sie, wo Sie sind!« schrie Fandorin, die Stimme zitterte ihm ein wenig.

Im selben Moment brüllte Blank los, auf deutsch: »Schweinehund! Du hast alles verdorben!«

Und warf sich auf sein Versuchsobjekt, wobei er mit der Hüfte gegen die Tischkante stieß.

Fandorin drückte ab. Nichts geschah. Die Sicherung! Er entriegelte sie. Dann schoß er, zweimal hintereinander. Es gab einen Doppelknall, pa-pamm! – und der Professor fiel kopfüber nach vorn, dem Schützen direkt vor die Füße.

Fandorin, der einen Angriff von hinten befürchtete, fuhr herum, die Waffe immer noch im Anschlag, doch Timothy hockte, den Rücken gegen die Wand gepreßt, in der Ecke und hob zu winseln an: »Nicht schießen, Euer Ehren! Ich kann nichts dafür! So wahr mir Gott helfe! Euer Wohlgeboren!«

»Steh auf, du Lump!« bellte Fandorin, halb taub und vollkommen entfesselt. »Vorwärts marsch!«

Er stieß dem Portier die Pistole in den Rücken, jagte ihn über den Korridor, die Stiege hinunter. Der Portier lief mit trippelnden Schritten und zeterte jedes Mal, wenn der Lauf ihm zwischen die Rippen fuhr.

Im Nu hatten sie den Pausenflur durchquert. Fandorin sah mit Absicht nicht in die Klassenräume, wo die Lehrer standen und große Augen machten und hinter ihren Rücken die Kinder in den blauen Uniformen stumm hervorlugten.

»Polizei!« rief Fandorin. »Keiner verläßt die Klassen! Die Lehrer auch nicht!«

Im Laufschrift fegten sie durch die lange Galerie und gelangten in den Seitenflügel. Vor der weißgoldenen Tür versetzte Fandorin Timothy einen derben Stoß. Der Portier knallte mit der Stirn gegen die Tür, die davon aufsprang. Er taumelte. Drinnen war niemand. Das Zimmer war leer!

»Vorwärts marsch! Alle Türen aufschließen!« befahl

Fandorin. »Und paß ja auf: Wenn du Zicken machst, erschieße ich dich wie einen Hund!«

Erschrocken schlug der Portier die Hände zusammen und raste zurück auf den Flur. Binnen fünf Minuten hatten sie alle im Parterre gelegenen Zimmer durchsucht. Keine Menschenseele. Einzig in der Küche lag, vornüber auf den Tisch gekippt, das leblose Gesicht zur Seite gedreht, der arme Kutsher und schlief seinen ewigen Schlaf. Fandorin sah kurz auf die Zuckerkrümel in seinem Bart, die Teepfütze, dann befahl er Timothy, sich zu sputen.

Im ersten Stock befanden sich zwei Schlafzimmer, eine Kleiderkammer und die Bibliothek. Auch hier waren die Baronesse und ihr Lakai nicht anzutreffen. Wo zum Teufel steckten sie? Hatten sie die Schüsse gehört und hielten sich irgendwo im Asternat verborgen? Waren sie womöglich auf und davon?

In seiner Rage fuchtelte Fandorin so wild mit der Pistole, daß sich ein Schuß löste. Pfeifend prallte die Kugel von Wand zu Wand und schlug dann durch das Fenster, in dem sie nicht mehr als ein sternförmig gezacktes Löchlein hinterließ. Verdammt, er hatte die Pistole zu sichern vergessen, und der Abzug ging leicht; Fandorin schüttelte den Kopf, um das Dröhnen in den Ohren loszuwerden.

Bei Timothy rief der versehentliche Schuß eine verblüffende Wirkung hervor. Er fiel auf die Knie und barmte: »Euer Wohl- ... Euer Hochwohlgeboren, laßt mich am Leben! Der Teufel hat mich geritten! Ich will ja beichten! Mein armes Frauchen, meine lieben Kinderlein! Ich zeig es Euch! Ich zeig Euch alles, so wahr mir Gott helfe! Im Keller sind sie, im geheimen Verlies! Ich zeig es Euch, verschont mich nur, o weh!«

»In was für einem Verlies?« fragte Fandorin drohend und

hob die Pistole, so als wollte er wirklich im nächsten Moment zur Vergeltung schreiten.

»So folgt mir doch, bitte sehr, folgt mir nur!«

Der Portier sprang auf und geleitete Fandorin, sich jeden Moment umdrehend, wieder hinab ins Kabinett der Baronesse.

»Ganz zufällig bin ich drauf gestoßen. Unsereins haben sie nicht reingelassen. Kein Vertrauen in die Dienerschaft. Wozu auch: Russenmenschen, rechtgläubige Seelen, kein angelsächsisches Blut!« Timothy bekreuzigte sich. »Nur ihr Andrew durfte rein, wir nie und nimmer nicht.«

Er lief hinter den Schreibtisch, drehte einen Griff am Sekretär. Augenblicklich fuhr dieser zur Seite und gab eine kleine kupferne Tür frei.

»Aufmachen!« befahl Fandorin.

Timothy bekreuzigte sich noch dreimal, bevor er die Tür aufstieß. Sie gab lautlos nach, eine Treppe wurde sichtbar, die abwärts führte und sich im Dunkeln verlor.

Den Portier mit Püffen vor sich her treibend, begann Fandorin vorsichtig hinabzusteigen. Unten stieß die Treppe auf eine Wand, doch nach rechts führte ein niedriger Gang.

»Los, geh weiter!« zischte Fandorin den zaudernden Timothy an.

Sie bogen um die Ecke, dahinter war es stockfinster. Man hätte eine Kerze mitnehmen sollen! dachte Fandorin. Gerade fuhr er mit der linken Hand in die Tasche, um nach Zündhölzern zu suchen, als es vor ihm blitzte und krachte. Der Portier ging ächzend zu Boden. Im selben Moment hatte Fandorin schon die Hand mit der Herстал ausgestreckt und schoß so oft und so lange, bis der Schlagbolzen nur noch in die leeren Hülsen tickte. Dröhnende Stille trat ein. Fandorin fand mit zitternden Fingern die Schachtel, riß ein Zünd-

holz an. Timothy kauerte an der Wand und regte sich nicht mehr. Fandorin lief ein paar Schritte nach vorn und sah Andrew, den Lakaien, bäuchlings am Boden liegen. Das Flämmchen flackerte, vollführte einen kurzen Tanz in Andrews gläsernen Augen und erlosch.

Im Dunkeln, so lehrt der große Fouchet, muß man die Augen zusammenkneifen und bis dreißig zählen, damit die Pupillen Zeit haben, sich zu weiten, worauf das Auge in der Lage sein wird, selbst die geringste Lichtquelle zu erkennen. Sicherheitshalber zählte Fandorin bis vierzig, ehe er die Augen aufschlug – und richtig, da vorn war ein Streifen Licht. Die Hand mit der nutzlosen Herстал vor sich gestreckt, tat er einen ersten Schritt, dann noch einen und noch einen – und erkannte plötzlich eine angelehnte Tür, aus deren Spalt der schwache Schein drang. Dort mußte die Baronesse sein. Entschlossen ging Fandorin auf den Lichtstreifen zu und stieß die Tür auf.

Er sah in eine kleine Kammer mit Regalen längs der Wände. In der Mitte stand ein Tisch, darauf ein bronzener Leuchter mit Kerze. Im Spiel von Licht und Schatten erkannte er Lady Asters Gesicht.

»Kommen Sie herein, mein Junge!« sagte sie ruhig. »Ich habe auf Sie gewartet.«

Kaum hatte Fandorin die Schwelle überschritten, als die Tür hinter seinem Rücken jäh ins Schloß fiel. Er zuckte zusammen, wandte sich um und sah, daß die Tür weder Knauf noch Klinke hatte.

»Treten Sie näher«, bat die Lady leise. »Ich möchte Ihnen ins Gesicht schauen, denn es ist das Gesicht des Schicksals. Sie sind der Stein, der mir im Weg gelegen hat. Ein Steinchen nur, über das zu stolpern mir beschieden war.«

Fandorin schluckte die Kränkung, die dem Vergleich in-

newohnte, trat zum Tisch und sah, daß die Baronesse ein blankes metallisches Kästchen vor sich liegen hatte.

»Was ist das?« fragte er.

»Dazu kommen wir gleich. Was haben Sie Gebhardt angetan?«

»Er ist tot. Selber schuld. Hätte mir nicht vor die Kimme springen müssen«, erwiderte Fandorin grob; daran, daß er binnen weniger Minuten zwei Menschen umgebracht hatte, wollte er jetzt nicht denken müssen.

»Das ist ein schwerer Verlust für die Menschheit. Vielleicht war er von Natur aus etwas sonderbar und gehemmt, doch als Wissenschaftler war er ein ganz Großer. Wieder ein Asasel weniger ...«

Fandorin horchte auf.

»Was heißt das, ein Asasel?« brach es aus ihm hervor. »Was hat dieser Satan mit Ihren Waisenkindern zu schaffen?«

»Asasel ist kein Satan, mein Junge. Er ist das großartige Symbol für einen Erlöser und Erleuchter der Menschheit. Der Herr hat diese Welt erschaffen, er schuf die Menschen und überließ sie sich selbst. Doch die Menschen sind schwach und blind, so furchtbar blind, daß sie Gottes Werk zur Hölle gemacht haben. Die Menschheit wäre längst ausgeмерzt, wenn nicht von Zeit zu Zeit Ausnahmepersönlichkeiten geboren würden. Keine Dämonen und keine Götter, *héros civilisateurs* nenne ich sie. Jedem von ihnen hat die Welt einen Sprung nach vorn zu verdanken. Prometheus hat uns das Feuer gegeben. Moses den Gesetzesbegriff. Christus gab uns das moralische Gerüst. Doch der bedeutsamste dieser Heroen ist der jüdische Asasel, der die Menschen das Empfinden ihrer eigenen Würde gelehrt hat. Im Buch Henoch steht geschrieben: »Er war von Liebe zu den Menschen voll und entdeckte ihnen die Geheimnisse, die er im

Himmel erfahren hatte.« Der Mensch bekam von ihm den Spiegel zum Geschenk, damit er den Menschen hinter sich sehen konnte – das heißt, damit er ein Gedächtnis hatte und seine Vergangenheit erkennen konnte. Den Mann versetzte Asasel in die Lage, ein Handwerk betreiben und sein Haus beschützen zu können. Die Frau ermächtigte er, vom braven, fruchtbaren Weibchen zum ebenbürtigen Menschen zu reifen, frei wählen zu dürfen: häßlich zu sein oder schön, Mutter oder Amazone, für die Familie zu leben oder für die ganze Menschheit. Gott hat dem Menschen die Karten in die Hand gegeben, Asasel aber hat ihn gelehrt, wie man damit spielen muß, um zu gewinnen. Jeder meiner Sprößlinge ist ein Asasel, auch wenn sie es nicht alle wissen ...«

»Was heißt, nicht alle?« unterbrach Fandorin ihren Redefluß.

»In den hohen Zweck sind nur die wenigsten eingeweiht, die allertreuesten und unbeugsamsten«, erläuterte die Lady. »Sie sind es, die alle schmutzige Arbeit auf sich nehmen, damit die übrigen meiner Kinder unbefleckt bleiben können. Es ist meine Avantgarde, die insgeheim und Schritt für Schritt das Steuer ergreifen und den Lauf der Welt lenken soll. Oh, wie wird dieser Planet erblühen, wenn meine Asasels einmal die Führung übernommen haben! Und es könnte durchaus bald soweit sein – in zwanzig Jahren vielleicht schon ... Die übrigen Zöglinge der Aternate gehen derweil ihren Weg durch das Leben und tun der Menschheit unermesslich viel Gutes. Ich aber beobachte ihr Treiben, freue mich über ihre Erfolge und weiß, in der Not wird keiner von ihnen seiner Mutter die Hilfe versagen. Ich frage mich, was nun aus ihnen wird, wenn ich nicht mehr bin? Wie wird es der Welt ergehen? ... Ach was. Asasel wird leben, der Bund wird meine Sache zu Ende führen.«

Fandorin war entrüstet.

»Ihre getreuen und unbeugsamen Asasels habe ich zur Genüge kennengelernt! Morbid und Franz und Andrew und den mit den Fischaugen, der Achtyrzew auf dem Gewissen hat! Ist sie das, Ihre Avantgarde, Mylady? Die Würdigsten unter den Würdigen?«

»Nicht sie allein. Doch sie gehören dazu. Ich habe Ihnen schon erzählt, mein Freund, daß manches meiner Kinder Mühe hat, seinen Weg in der heutigen Welt zu finden, weil seine Gabe nur in ferner Vergangenheit etwas wert war oder aber erst in ferner Zukunft benötigt wird, entsinnen Sie sich? Genau diese Zöglinge sind meine treuesten und ergebensten Vollstrecker. Die einen sind das Hirn, die anderen der Arm, so ist das nun mal. Der Mann, der Achtyrzew aus der Welt geschafft hat, gehört übrigens gar nicht dazu. Er ist unser zeitweiliger Verbündeter.«

Die Finger der Baronesse schienen von allein über die polierte Oberfläche des Kästchens zu wandern und drückten wie zufällig und nebenbei einen kleinen, runden Knopf.

»So, das war's, mein lieber Junge. Uns beiden bleiben noch zwei Minuten. Gemeinsam scheiden wir aus diesem Leben. Es tut mir leid, ich kann Sie nicht verschonen. Sie würden meinen Kindern nur Schaden zufügen.«

»Was ist das?« schrie Fandorin und ergriff das Kästchen, das überraschend schwer war. »Eine Bombe?«

»Nun ja«, bestätigte Lady Aster und zeigte ein mitfühlendes Lächeln. »Der Zeitzünder. Die Erfindung eines meiner begabtesten Jungen. Solche Kästchen gibt es mit unterschiedlichen Mechanismen: für dreißig Sekunden, zwei Stunden oder sogar zwölf. Sie zu öffnen und den Mechanismus zu stoppen ist unmöglich. Dieses hier ist auf einhundertzwanzig Sekunden eingestellt. Ich gehe mit meinem

Archiv in den Tod. Mein Leben ist vorbei, doch was ich zu leisten vermochte ist nicht wenig. Meine Sache wird fortgeführt werden, und man wird meiner im Guten gedenken.«

Fandorin versuchte den Knopf an dem Kästchen mit den Fingernägeln zu fassen, doch das mißlang. Als nächstes warf er sich gegen die Tür, bearbeitete sie mit Händen, mit Fäusten. Das Blut pulste ihm in den Ohren, im Sekundentakt.

»Lisanka!« stöhnte der todgeweihte Fandorin voller Verzweiflung. »Mylady! Ich will nicht sterben! Ich bin jung! Ich bin verliebt!«

Mitleidig blickte Lady Aster ihn an. Sie rang sichtlich mit sich selbst.

»Könnten Sie mir versprechen, daß Sie ihr Leben nicht dafür verwenden werden, Jagd auf meine Kinder zu machen?« fragte sie leise und sah dem jungen Mann in die Augen.

»Ich schwöre es!« rief Fandorin aus. Er hätte in diesem Moment alles versprochen, was man von ihm wollte.

Nach einer langen, quälend langen Pause lächelte die Lady ihr sanftes, mütterliches Lächeln.

»Gut. Leben Sie, mein Junge, leben Sie wohl. Aber sputen Sie sich, Sie haben noch vierzig Sekunden.«

Sie fuhr mit der Hand unter den Tisch, und die kupferne Tür ging knarrend nach innen auf.

Fandorin warf einen letzten Blick auf die reglos sitzende weißhaarige Frau und die flackernde Kerze, dann sprang er mit Riesensätzen durch den finsternen Gang. Er rannte in vollem Lauf gegen eine Wand, kroch auf allen vieren die Treppe empor; im Kabinett der Lady angekommen, rappelte er sich auf und war mit zwei Sprüngen draußen.

Keine zehn Sekunden später flog die eichene Eingangstür des Seitengebäudes mit einem so wuchtigen Stoß auf, daß sie aus den Angeln zu springen drohte, und ein junger Mann mit krampfhaft verzerrtem Gesicht kam Hals über Kopf die Freitreppe herabgestürzt. Er raste die stille, schattige Straße entlang bis zur nächsten Ecke und blieb dort keuchend stehen. Sah sich um, stand still, wartete.

Sekunden vergingen, in denen nichts passierte. Holdes Sonnenlicht vergoldete die Pappelkronen, auf einer Bank döste eine fuchsrote Katze, irgendwo auf einem Hof gackerten Hühner.

Erast Fandorin griff sich an das wild hämmernde Herz. Sie hatte ihn getäuscht! Vorgeführt wie einen kleinen Jungen! War längst durch den Hinterausgang geschlüpft und über alle Berge!

Er röhrte vor ohnmächtiger Wut, und der Seitentrakt des Asternats schien ihm mit einem Grollen zu antworten. Die Wände erbeben, das Dach schwankte kaum merklich, und von irgendwo tief unten, wie aus dem Schoß der Erde, dröhnte dumpf die Explosion.

LETZTES KAPITEL,
in welchem unser Held von seiner Jugend Abschied nimmt

Fragen Sie einen beliebigen Einwohner unserer alten und ewigen Metropole, wann denn die beste Zeit sei, in den Stand der Ehe zu treten, und Sie werden selbstverständlich zur Antwort bekommen, daß ein vernünftiger und ernstzunehmender Mann, gewillt, sein Familienleben von allem Anfang an auf ein solides Fundament zu stellen, unbedingt gegen Ende September vor den Altar tritt, weil diese Jahreszeit nun einmal ideal dazu angetan ist, auf die lange und friedvolle Reise über den Ozean des Lebens zu gehen. Der September in Moskau ist satt und faul, mit goldenem Brokat und dem Purpurglanz des Ahorns geschmückt wie eine Kaufmannsfrau aus Samoskworetschje in ihrer schönsten Tracht. Legt man die Hochzeit auf den letzten Sonntag, so wird der Himmel gewiß blau sein, azurblau, und die Sonne wird mit Maß und Zartgefühl scheinen, so daß der Bräutigam nicht schwitzen muß unter seinem steifen, hochgeschlossenen Hemdkragen und dem engen schwarzen Frack, die Braut wiederum, in ihrem zauberhaften, luftig-ätherischen Gewand, für das kein passender Name zu denken ist, sich nicht etwa einen Schnupfen holt.

Für den Akt der Trauung die rechte Kirche zu finden ist eine wahre Wissenschaft. Gottlob hat, wer in der Stadt der tausend goldenen Kuppeln wohnt, die Qual der Wahl, wodurch die Verantwortung freilich nicht geringer wird. Alt-ingesessene Moskauer wissen zum Beispiel, daß es sich in

Maria Himmelfahrt an der Sretenka im alten Druckerviertel trefflich heiraten läßt: Die Vermählten leben lang, und sie sterben zuletzt am selben Tag. Wem freilich an einer vielköpfigen Nachkommenschaft liegt, der ist mit Sankt Nikolai am Großen Kreuz besser beraten, welch Gotteshaus sich in Kitai-Gorod über ein ganzes Geviert erstreckt. Wer Häuslichkeit und stilles Behagen über alles schätzt, der wähle Sankt Pimen im Wächterviertel, Saryje Worotniki. Ist er ein Mann des Militärs, der seine Tage jedoch mitnichten auf dem Feld der Ehre, sondern am heimischen Herd und nah den Seinen beschließen möchte, so sollte er sein Ehegelöbnis in Wspolje, Sankt Georg am Rain, ablegen. Und natürlich wird keine liebende Mutter ihrer Tochter gestatten, sich in Sankt Barbara an der Warwarka trauen zu lassen, um ihr restliches Leben in Qual und Pein, am Bettelstab zu verbringen.

Was indes die vornehmen und hochrangigen Herrschaften angeht, so schränkt sich die Auswahl für sie gehörig ein, denn die Kirche muß stattlich und geräumig genug sein, all die vielen Gäste unterzubringen, die man die Creme der Moskauer Gesellschaft nennt. Zu der Trauung nun, die eben in der pompösen Kirche von Slastoustino ihrem Ende zugeht, hatte sich »ganz Moskau« eingefunden. Am Portal, vor der langen Kette von Equipagen drängten sich die Gaffer und zeigten einander die Kutsche Seiner Durchlaucht des Generalgouverneurs, Fürst Wladimir Andrejewitsch Dolgoruki, dessen Anwesenheit darauf schließen ließ, daß die Hochzeit ihrer Bedeutsamkeit nach ganz weit oben rangierte.

In die Kirche war man nur auf besondere Einladung gelangt – nichtsdestoweniger waren an die zweihundert Gäste zusammengekommen. Viele blitzende Uniformen gab es zu bestaunen, militärische ebenso wie zivile Ränge, viele entblößte Damenschultern, hochaufgetürmte Frisuren,

Ordensbänder, Sterne und Brillanten. In sämtlichen Kronleuchtern und Kandelabern brannten Kerzen. Das Ritual zog sich schon geraume Zeit hin, und die Anwesenden wurden allmählich müde. Zwar zeigte sich die Weiblichkeit, gleich welchen Alters und Familienstandes, ausnahmslos entzückt und ergriffen, die Herren indes, sichtlich leidend, waren bereits in halblaute Gespräche vertieft, deren Inhalt wenig hierher gehörte. Man hatte das junge Ehepaar schon zur Genüge diskutiert. Den Brautvater Alexander Apollodorowitsch von Ewert-Kolokolzew, seines Zeichens Wirklicher Geheimrat, kannte in Moskau ein jeder, und seine liebreizende Tochter Jelisaweta Alexandrowna war seit dem vorigen Jahr wiederholt auf Bällen gesichtet worden; so war es vor allem der Bräutigam, Erast Petrowitsch Fandorin, welcher Neugier erregte. Über ihn wußte man kaum etwas. Kein Hiesiger, soviel war sicher, ein Sprößling aus der Hauptstadt und in Moskau nur hin und wieder auf Grund höherer Mission zugegangene, ein Karrierist also, der vor dem Altar an Staatsmacht hinzugewann. Dem Range nach einstweilen bescheiden, doch sehr jung noch und rasch aufwärts strebend. In seinem Alter den Wladimir-Orden am Revers, das hatte schon etwas zu sagen. Klug war der alte Ewert-Kolokolzew, er investierte in die Zukunft.

Die Damen hingegen hatten eher den Blick für die Zartheit und Schönheit des jungen Paares, und sie konnten sich nicht satt sehen. Rührend der Bräutigam in seiner Aufregung, wurde abwechselnd rot und blaß, stotterte sich durch das Gelöbnis – mit einem Wort, allerliebste. Und erst die Braut, Lisanka Ewert-Kolokolzewa, sie erschien als ein ganz und gar überirdisches Geschöpf, das Herz schlug einem bis zum Halse, wenn man sie nur sah: das weiße, wolkige Kleid, der schwerelose Schleier, der Brautkranz aus säch-

sischen Moosröslein – alles genau so, wie es sein mußte. Im entscheidenden Moment, da die Brautleute aus dem Kelch mit dem Wein nippten und den Kuß tauschten, schien die Braut nicht im geringsten verlegen, im Gegenteil: Ein Strahlen ging ihr über das Gesicht, und sie flüsterte dem Bräutigam etwas zu, wovon ihm gleichfalls ein Lächeln auf die Lippen trat.

Was Lisanka Erast ins Ohr flüsterte, war dies: »Die arme Lisa hat sich's überlegt. Sie geht doch nicht ins Wasser und heiratet lieber.«

Für Fandorin war der bisherige Tag eine Strapaze gewesen: er stand im Blickpunkt der Öffentlichkeit und war den Übergriffen seiner Umgebung hilflos ausgeliefert. Scharen ehemaliger Schulkameraden waren aufgetaucht sowie »alte Freunde« des Vaters (die sich das ganze letzte Jahr nicht hatten blicken lassen, nun waren sie plötzlich wieder da). Zuerst schleppten sie Fandorin zum Junggesellenfrühstück ins »Prag«, eine Kneipe am Arbat, wo er viele derbe Rippenstöße bekam, man zwinkerte ihm zu und bekundete aus unerfindlichen Gründen Beileid. Dann ging es zurück ins Hotel, ein Friseur namens Pierre erschien und zerrte ihn lange und schmerzhaft an den Haaren, bis sie eine schwungvolle Tolle ergaben. Lisanka durfte er vor dem Kirchgang nicht mehr sehen, was gleichfalls äußerst peinigend war. In den drei Tagen seit seiner Ankunft aus Petersburg, wo der Bräutigam nunmehr Dienst tat, hatte er sie ohnehin kaum gesehen – immerzu war sie von Hochzeitsvorbereitungen in Anspruch genommen.

Schließlich hatte der gute alte Xaveri Gruschin als Hochzeitsmarschall in Frack und weißer Schärpe, puterrot im Gesicht von den Anstrengungen des Junggesellenfrühstücks, den Bräutigam neben sich in eine offene Kutsche gesetzt und

war mit ihm zur Kirche gefahren. Während Fandorin auf den Stufen gestanden und auf die Braut gewartet hatte, erschollen Rufe aus der Menge, ein Fräulein warf eine Rose nach ihm, die ihm die Wange zerkratzte. Endlich wurde Lisanka gebracht, kaum zu erkennen unter den wogenden Schleiern. Seite an Seite standen sie vor dem Analogion, der Chor sang, der Priester sprach sein »Denn ein barmherziger und menschenliebender Gott bist Du« und noch einiges andere, die Ringe wurden getauscht, sie nahmen Aufstellung auf dem Teppich, und endlich sprach Lisanka diese Worte über die arme Lisa, welche Wunder bewirkten: Ruhe kehrte in ihn ein, er sah um sich, erkannte Gesichter, schaute in die hohe Kirchenkuppel, und ihm wurde wohl.

Das Wohlgefühl hielt an, während alle kamen und mit herzlichem, innigen Worten gratulierten. Besonders gefiel ihm der Generalgouverneur, ein dicker, gutmütiger Mann mit rundem Gesicht und Hängeschnauzer. Er habe schon viel Schmeichelhaftes über Fandorin gehört, sagte er, und wünsche von Herzen eine glückliche Ehe.

Sie traten vor die Kirche, allgemeiner Jubel empfing sie, doch man sah kaum etwas, da die helle Sonne blendete. Er nahm mit Lisanka in der offenen Kutsche Platz, es duftete nach Blumen.

Lisanka streifte den langen weißen Handschuh ab und drückte kräftig seine Hand. Verstohlen näherte er das Gesicht ihrem Schleier und sog schnell den Geruch ihrer Haare, ihres Parfüms und ihrer frischen Haut ein. In diesem Moment (sie fuhren gerade durch das Nikitskije-Tor) ging Fandorins Blick zufällig über die Treppe der Auferstehungskirche – und sein Herz krampfte sich jäh zusammen.

Fandorin sah zwei Knirpse von acht, neun Jahren dort sit-

zen. Verloren hockten sie in ihren abgerissenen blauen Uniformen zwischen den übrigen Almosensammlern, ihre dünnen Stimmchen intonierten irgendeinen Bittgesang. Neugierig drehten die kleinen Bettelbrüder ihre Hälse nach dem prächtigen Hochzeitskonvoi.

»Was hast du, mein Lieber?« fragte Lisanka erschrocken, als sie sah, wie bleich ihr Angetrauter geworden war.

Fandorin antwortete nicht.

Die Inspektion des Geheimkellers unter dem Seitenflügel des Aternats hatte keinerlei Resultate erbracht. Die Bombe unbekannter Bauart war so heftig und dabei so kompakt detoniert, daß das Haus kaum beschädigt, von dem Kellergelaß jedoch so gut wie nichts übrig war. Das Archiv war vollständig vernichtet. Keine Spur von Lady Asters Leiche, außer einem Fetzen Seidenstoff.

Seines Hauptes (und hauptsächlichlichen Geldgebers) beraubt, war das weltweite Aternatssystem dem schnellen Verfall preisgegeben. In einigen Ländern waren die Waisenheime vom Staat oder von wohlthätigen Gesellschaften übernommen worden, die meisten Institute jedoch hörten schlicht auf zu existieren. Die beiden russischen Aternate wurden per Erlaß des Bildungsministeriums als Brutstätten der Gottlosigkeit und schädlicher Ideen angeprangert und geschlossen. Die Lehrer suchten schleunigst das Weite, ein Großteil der Kinder zerstreute sich in alle Winde.

Mit Hilfe der bei Cunningham gefundenen Liste gelang es, achtzehn vormalige Aternats-Zöglinge zu identifizieren, was jedoch wenig einbrachte, da sich nicht nachweisen ließ, wer von ihnen der Organisation »Asasel« angehörte und wer nicht. Immerhin führten die Nachforschungen dazu, daß fünf von ihnen (darunter der portugiesische

Minister) ihre Ämter niederlegten, zwei verübten Selbstmord, einer (nämlich der brasilianische Leibwächter) wurde gar hingerichtet. Aufgrund umfangreicher, grenzüberschreitender Ermittlungen entdeckte man in der Folge noch eine Vielzahl weiterer honorabler Persönlichkeiten, die früher eine Aternatsschule besucht hatten. Etliche von ihnen machten überhaupt keinen Hehl daraus, waren stolz auf die dort genossene Erziehung. Gut, es gab auch »Kinder der Lady Aster«, die lieber untertauchten, um den Argusaugen von Polizei und Geheimdiensten zu entfliehen, die meisten jedoch blieben, denn ihnen war nichts anzulasten. Dennoch war ihnen der Zugang zu höheren Staatsämtern von nun an verwehrt – wie in feudalen Zeiten begann man auf Herkunft und Stammbaum wieder peinlich genau achtzugeben, damit bloß kein »Findelkind« (so der Terminus, den man in kompetenten Kreisen für Lady Asters Zöglinge pflegte) die Karriereleiter emporgekrochen kam. Im übrigen verhinderten sorgfältige, zwischen den einzelnen Regierungen abgestimmte Maßregeln der Diskretion und Konspiration, daß die Öffentlichkeit von den Säuberungen erfuhr. Eine Zeitlang hielten sich Gerüchte über eine Weltverschwörung von Freimaurern oder Juden beziehungsweise beiden zusammen, es fiel der Name Disraeli, doch bald wurde es darum wieder still, zumal auf dem Balkan jene ernsthafte Krise heranreifte, die zu Erschütterungen in ganz Europa führen sollte.

Die Dienstpflichten zwangen Fandorin, an den Ermittlungen in der Sache Asasel teilzuhaben – wobei er jedoch so wenig Eifer an den Tag legte, daß es General Misinow für geraten hielt, den jungen, fähigen Mitarbeiter mit anderen Aufgaben zu betrauen, die Fandorin um so bereitwilliger erfüllte. Dennoch war ihm bewußt, daß sein Gewissen in die-

ser Angelegenheit nicht ganz rein und seine Rolle einigermaßen zwiespältig war. Der Schwur, den er vor der Baronesse geleistet und zu brechen nicht umhin gekonnt hatte, trübte ihm die Vorfreude auf das ersehnte große Ereignis beträchtlich.

Und nun geschah es also, daß die Opfer von »Selbstlosigkeit, Heldenmut und löblichem Eifer« eines Erast Fandorin (so hatte es im Erlaß Seiner Majestät zur Ordensverleihung geheißen) ihm just am Tage seiner Hochzeit unter die Augen traten.

Fandorin ließ den Kopf hängen, wurde mißmutig, so daß Lisanka nach Eintreffen im elterlichen Haus an der Malaja Nikitskaja entschlossene Maßnahmen ergriff: Sie zog sich mit ihrem übellaunigen Gemahl in die gleich hinter der Diele gelegene Ankleidekammer zurück, verbot ihren Angehörigen und dem Personal strengstens den unaufgeforderten Zutritt – was diese nicht weiter kümmerte, da sie alle Hände voll zu tun hatten, die eintreffenden Gäste bis zum Beginn des Banketts bei Laune zu halten. Aus der Küche, wo seit dem Morgengrauen die eigens verpflichteten Meisterköche aus dem »Slawjanski Basar« am Wirken waren, drangen himmlische Wohlgerüche; hinter den fest verschlossenen Türen des Tanzsaals probte das Orchester ein letztes Mal den Wiener Walzer – es ging also alles seinen Gang. Nur der demoralisierte Bräutigam mußte wieder aufgerichtet werden.

Nachdem die Braut sich vergewissert hatte, daß keine zur Unzeit erinnerte Nebenbuhlerin den Grund für die plötzliche Melancholie ausmachte, war sie vollends beruhigt und ging in die Offensive. Direkten Fragen suchte sich Fandorin mit einem Brummen zu entziehen, so daß Lisanka ihre

Taktik ändern mußte. Sie strich ihrem Gemahl über die Wangen, küßte ihn zuerst auf die Stirn, dann auf die Lippen, dann auf die Augen – und der Gemahl ergab sich, schmolz unter ihren Händen, tat wieder alles, was und wie sie es von ihm wünschte. Was indes noch lange kein Grund war, allzubald in den Kreis der Gäste zurückzukehren. Einige Male schon war der Baron im Vestibül erschienen und vor die verriegelte Tür getreten, hatte sogar ein delikates Hüsteln von sich gegeben, jedoch nicht zu klopfen gewagt.

Schließlich aber mußte es sein.

»Erast!« rief Alexander Apollodorowitsch, der seinen Schwiegersohn seit dem Morgen duzte, »entschuldige, mein Freund, da verlangt ein Feldjäger aus Petersburg nach dir. In dringender Angelegenheit!«

Dabei schielte der Baron nach dem blutjungen Offizier mit Federbusch am Helm, der wie aus Erz gegossen bei der Haustür stand. Unter dessen Achsel klemmte ein kleines quadratisches Päckchen, eingewickelt in graues Kanzleipapier, das Siegel zeigte den imperialen Adler.

Das erhitzte Gesicht des jungen Ehemanns erschien im Türspalt.

»Zu mir, Oberleutnant?«

»Herr Fandorin? Erast Petrowitsch?« fragte der Offizier mit schneidig heller Gardistenstimme nach.

»Der bin ich.«

»Eilige Geheimsendung aus der Dritten Abteilung, zu eigenen Händen. Wo belieben Sie die Entgegennahme ...«

»Kommen Sie hier herein!« sagte Erast Fandorin und trat beiseite. »Sie entschuldigen mich, Alexander Apollodorowitsch.« (Den Schwiegervater zu duzen hatte er sich noch nicht angewöhnt.)

»Verstehe. Dienst ist Dienst.« Der Schwiegervater nickte,

schloß hinter dem Feldjäger die Tür und blieb davor stehen, damit kein Unbefugter eintrat.

Der Oberleutnant legte das Päckchen auf einem Stuhl ab und zog ein Papier aus dem Rockaufschlag.

»Wenn Sie so freundlich wären, mir den Erhalt zu quittieren?«

»Was ist denn drin?« fragte Fandorin, während er unterschrieb.

Auch Lisanka, die nicht die geringste Lust zeigte, ihren Mann mit dem Kurier allein zu lassen, schaute neugierig auf das Päckchen.

»Entzieht sich meiner Kenntnis«, sagte der Offizier achselzuckend. »Circa vier Pfund schwer. Besteht nicht ein freudiger Anlaß? Vielleicht in dem Zusammenhang? Jedenfalls meine ganz persönlichen Glückwünsche. Hier ist noch ein Brief, der wohl alles erklärt.«

Er zog ein kleines Kuvert aus der Manschette, das keinerlei Aufschrift trug.

»Gestatten Sie wegzutreten?«

Fandorin nickte, während er das Siegel auf dem Kuvert in Augenschein nahm.

Der Feldjäger grüßte, machte schneidig kehrt und verließ den Raum.

Der Vorhänge wegen war es in der Kammer duster; Fandorin erbrach das Kuvert und trat dabei vor das offene Fenster, das auf die Malaja Nikitskaja hinausging.

Lisanka umfaßte seine Schultern von hinten, hauchte ihm sanft ins Ohr.

»Na, was ist es? Ein Glückwunsch?« fragte sie ungeduldig. Als sie die glänzende Karte mit den zwei goldenen Ringlein erblickte, jubelte sie auf: »Tatsächlich! Ach, ist das hübsch!«

Im selben Moment hob Fandorin, dem irgendeine schnelle Bewegung draußen vor dem Fenster aufgefallen war, den Blick und sah den Feldjäger aus dem Haus kommen, der sich jedoch sonderbar verhielt. Er raste die Stufen herunter, sprang in vollem Lauf auf eine am Bordstein wartende Droschke und brüllte dem Kutscher zu: »Los! Neun! Acht! Sieben!«

Der Kutscher schwang die Peitsche, sah sich kurz um. Ein Kutschergesicht – hoher Hut, eisgrauer Bart. Nur die Augen waren seltsam: sehr hell, beinahe weiß.

»Halt!« brüllte Erast Fandorin wie von Sinnen und sprang, ohne zu überlegen, aus dem Fenster ins Freie.

Der Kutscher ließ die Peitsche knallen, die zwei Rappen setzten sich in Trab.

»Halt! Ich schieße!« brüllte Fandorin, der gar keine Waffe bei sich trug – zur Feier des Tages hatte er seine treue Herстал im Hotel gelassen.

»Erast? Wo willst du hin?«

Im Laufen sah Fandorin zurück. Lisanka beugte sich hinter ihm aus dem Fenster, ihr liebes Gesicht schien vollkommen verdattert. Im nächsten Moment spuckte das Fenster Feuer und Qualm, die Scheiben barsten, und Fandorin wurde zu Boden geworfen.

Eine Zeitlang war es still um ihn her, dunkel und totenstill, doch dann drang grelles Tageslicht in seine Augen, die Ohren fingen an zu dröhnen, und Fandorin begriff, daß er am Leben war. Er sah vor sich die Pflastersteine, ohne erst einmal zu begreifen, warum sie so nahe waren. Es war widerwärtig, auf diese grauen Steine zu starren, er wandte den Blick zur Seite. Was um nichts besser war, im Gegenteil: Er blickte auf einen Haufen Pferdeäpfel. Daneben lag etwas unangenehm Weißglänzendes, mit zwei blitzenden goldenen

Kreisen. Fandorin fuhr in die Höhe und las die Zeile, die da in großer, altmodischer Schreibschrift mit viel Kringeln und Schnörkeln geschrieben stand:

My Sweet Boy, This is a Truly Glorious Day!

Der Sinn dieser Worte erreichte den getrübten Verstand des zu Boden geworfenen Mannes nicht sogleich, zumal seine Aufmerksamkeit durch einen anderen Gegenstand abgelenkt wurde, der lustig funkelnd mitten auf dem Pflaster lag.

Im ersten Moment begriff Fandorin nicht, worum es sich handelte. Er spürte nur, daß es etwas war, das auf Erden nicht sein konnte. Dann erkannte er ihn: den schmalen, im Ellbogen abgerissenen Mädchenarm mit dem goldenen Ringlein am vorletzten Finger der rechten Hand.

Da lief ein junger Mann mit schnellen, unsicheren Schritten den Twerskoi entlang. Vornehm gekleidet, jedoch in auffälliger Unordnung: der teure Frack zerknittert, die weiße Halsbinde schmutzig, eine staubige weiße Nelke im Knopfloch. Die flanierenden Herrschaften traten zur Seite und verfolgten das merkwürdige Subjekt mit neugierigen Blicken. Es war nicht die Totenblässe des Mannes, was sie so sonderbar berührte (Schwindsüchtige gab es allerorten), nicht seine offenkundige Trunkenheit (er schwankte von einer Seite zur anderen), das kannte man auch. Nein, es war ein anderes Detail seiner Physiognomie, das den Passanten, und hier insbesondere den Damen, höchst eigentümlich vorkam: Die Schläfen dieses jungen Lebemanns (daß er jung war, sah man) waren schlohweiß. Als wäre ein Reif darüber hinweggegangen.

Moskau 1876: Es ist Mai, und die vornehme Gesellschaft ergeht sich im Alexandergarten. Plötzlich nähert sich ein junger Mann zwei Damen, die auf einer Bank den Frühling genießen, und macht der jüngeren und zugegeben sehr hübschen eine Liebeserklärung. Als sie den Unbekannten konsterniert abweist, erschießt er sich auf der Stelle. In St. Petersburg soll es ähnliche Vorkommnisse gegeben haben. Ist in Rußland eine Selbstmordepidemie ausgebrochen? Oder steht der Vorfall mit einer erneuten terroristischen Verschwörung im Zusammenhang? Für Erast Fandorin, den neuen Schriftführer in der Polizeistube, einen jungen Mann von unwiderstehlichem Charme, dem sein Vater, ein Oberleutnant a. D. nichts außer ungedeckten Wechseln hinterließ und der deshalb gezwungen ist zu arbeiten, wird der Fall zur ersten großen Bewährungsprobe,

»Ein Leser, der ein Buch von Akunin zur Hand nimmt, muß wissen, daß er nichts mehr erledigen, kein Fernsehprogramm mehr sehen und nicht mehr einschlafen wird, bis er diesen Krimi bis zur letzten Zeile gelesen hat.«

Moskauer Echo